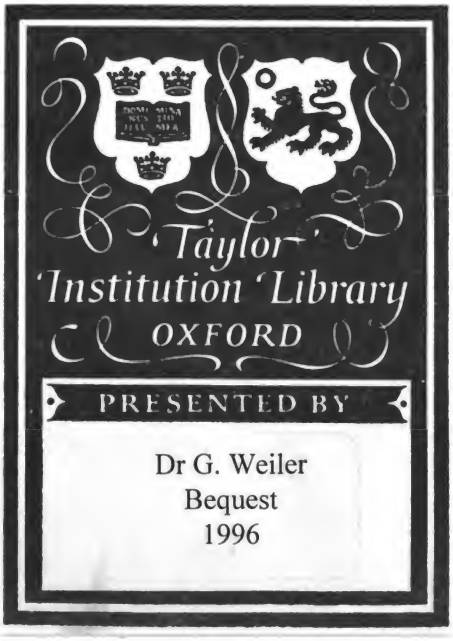
Die dämonen

Fyodor Dostoyevsky



Rep. 6. 12 576(1)

Digitized by Google

Digitized by Google

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski
herausgegeben von Moeller van den Bruck

*

*

Erste Abteilung: Fünfter Band

Digitized by Google

F. M. Dostojewski

Die Dämonen

Roman

Erster Band

München
R. Piper & Co. Verlag
1922

Digitized by Google

Copyright 1922 by R. Piper & Co.
Verlag in München

Digitized by Google

». . . . . .
‚Herr, wir haben in dem Dunkel
uns verirrt. Was tun wir nun?
Jede Wegſpur iſt verloren!
Teufel haben ganz gewiß
uns hier auserkoren, —
zerren jetzt und drehen uns
mit Dämonenmacht
wohl zickzack im Kreis herum,
in dem Schneeſturm und der Nacht.
. . . . . .
Wieviel ſind's? Wohin die Hetze?
Und was ſingen ſie im Trab?
Feiern ſie heut Hexenhochzeit?
Oder tanzen ſie ums Grab,
das ſie grad' dem Hausgeiſt graben?'
. . . . . .«

A. Puſchkin.

Es war aber daſelbſt eine große Herde Säue an der Weide auf dem Berge. Und ſie baten ihn, daß er ihnen erlaubte, in dieſelben zu fahren. Und er erlaubte ihnen.

Da fuhren die Teufel aus von dem Menſchen, und fuhren in die Säue; und die Herde ſtürzte ſich vom Abhange in den See, und erſoffen.

Da aber die Hirten ſahen, was da geſchah, flohen ſie, und verkündigten's in der Stadt und in den Dörfern. Da gingen ſie hinaus, zu ſehen, was da geſchehen war, und kamen zu Jeſu, und fanden den Menſchen, von welchem die Teufel ausgefahren waren, ſitzend zu den Füßen Jeſu, bekleidet und vernünftig, und erſchraken.

Und die es geſehen hatten, verkündigten's ihnen, wie der Beſeſſene war geſund worden.

Evangel. Lukä, Kap. VIII, 32—37
(nach der Überſetzung von Luther).

Digitized by Google

Doſtojewski, der Nihilismus und die Revolution

Der Keim des Verſchwörertums lag bereits im ruſſiſchen Sektenweſen. Die kirchlich Abtrünnigen haben zuerſt durch das ruſſiſche Volk eine revolutionäre Stimmung getragen und religiöſen Aufruhr verbreitet. Weil der Ruſſe rechtgläubig bleiben wollte, wurde er altgläubig, um andersgläubig und ſchließlich ungläubig zu werden. Der Raskol war urſprünglich ein Kampf des Volkes um ſeine einzige Bildung: die geiſtliche. Es war ein Kampf, der zu keiner Reformation führte, ſondern zum Schisma, und ſchließlich zur Häreſie. Aber in dieſem Kampfe ſtanden Beſchränkte wie Beſeſſene, und ſtanden wild bis zum Fanatismus. Das Ende der Zeiten, das tauſendjährige Reich, der Antichriſt auf Erden wurde von ihnen erwartet. Schon hier wird die Verbindung von Apokalypſe und Nihilismus, aber auch Konſervativismus (die Altgläubigen) deutlich, die in allen ruſſiſchen Revolutionen irgendwie wiederkehrt.

Der religiöſe Nihilismus wurde allmählich zum politiſchen Nihilismus. Als Peter erſchien und um weltlicher Reformen willen die Kirche dem Staate unterwarf, da ſah man den Antichriſt auch in ihm, dem Zaren. Ja, ſchon wagten die Raskolniki in ihrem Kampfe gegen die neue Staatskirche auch den Kampf gegen den Staat. Sie erfuhren Zuzug aus allen Kreiſen, die in Reibung mit der Obrigkeit lagen. Es

Digitized by Google

kam, wer ein schlechtes Gewissen hatte: der Beamte, der veruntreut, der Bauer, der aufbegehrt hatte, der Soldat, der seiner Truppe entlaufen war. Ihnen schlossen sich kosakische Freibeuter an, aber auch ukrainische Patrioten, Leute aus der Anhängerschaft schon des Stenka Rahsin und wieder des Mazeppa. Es kamen Barfüßler, Verbrecher, Mörder, Räuber und Diebe, denen der Kettenweg nach Sibirien drohte. Sie alle kamen und wurden hier Brüder vom Gesindel, doch Brüder in Freiheit.

Die Form dieser Brüderschaft war noch nicht die der Verschwörung. Aber die Taktik der Nihilisten kündigte sich schon unter den Sektierern an. Geheime Beziehungen wurden zwischen den Gemeinden unterhalten wie hernach zwischen den »Gruppen«. Verfolgte wurden verborgen, falsche Pässe wurden ausgefertigt, und wie man später Proklamationen zusteckte, so wurden damals Hostien, Reliquien und verbotene Postillen geschmuggelt. In den geläuterten Brüderschaften der Stundisten, der Molokanen oder der Duchoborzen, deren Anhänger sich um ein ausgeklügeltes Sonderideechen zu sammeln pflegten, wurde dieser religiöse Nihilismus schließlich ganz brav, ehrbar und pietistisch-tugendhaft. Aber auch von ihnen, freilich auch von den Popenfamilien, in denen auf den orthodoxen Vater der problematische Sohn folgte, ging die nihilistische Zersetzung des russischen Volkes weiter aus. Noch Raskolnikoff, in dessen Hirn statt der harmlosen Beunruhigung, wie man den Namen des Heilandes richtig zu schreiben habe, die gefährliche Frage nach Gut und Böse wühlte, trug von den Raskolniki den Familiennamen und gehörte ihnen nicht nur nach der Abstammung, sondern auch in der Anlage an.

Der Dämon des Nihilismus war in einer noch mittel-

Digitized by Google

alterlichen Zeit wie ein unheimliches Tier gewesen. In der Zeit der Dekabristen sah man ihn in byronischer Gestalt unter jungen Enthusiasten umgehen. Die Dekabristen waren zumeist patriotische Schwärmer, die von der französischen Revolution freisinnige Begriffe gelernt und aus den europäischen Feldzügen der napoleonischen Zeit fortschrittliche Vorstellungen mitgebracht hatten. Gleich diesen kamen hernach auch die jungen Politiker und radikalen Ideologen der vierziger Jahre heimlich in Debattierklubs zusammen. Alle ernsten Elemente, die suchten, die sich vorwärtstasteten, freilich auch alle, die in die Irre gingen, sammelten sich in solchen Debattierklubs, deren einer unter dem Namen der Petraschewzen deshalb berühmt geworden ist, weil Dostojewski in die Geschichte der Verschwörung verwickelt wurde, die man seinen Mitgliedern anhing. Dostojewski meinte diese Zeit der Unruhe in Rußland, des Übergangs und der Ungewißheit, als er schrieb: »damals gab es unter den jungen Leuten sehr, sehr viele, die von irgend etwas durchdrungen waren, die irgend etwas erwarteten...« Aber auch die Petraschewzen hatten noch keine bestimmte politische oder soziale Idee. Sie beschäftigten sich nur mit Ideen. Sie lasen die Bücher von Saint-Simon und Proudhon, von Owen und und Fourier. Sie bezogen die »Phalanstère«. Doch eine Einheitlichkeit der Tendenz gab es in diesen Debattierklubs nicht. Unter die Einheitlichkeit eines Programmes hätte man die Petraschewzen nicht bringen können. Und für eine Einheitlichkeit der Aktion fehlten die Voraussetzungen. In seinem Rechtfertigungsschreiben merkte Dostojewski an: »man kann sagen, daß man dort nicht drei Menschen fand, die in irgendeinem Punkte über ein beliebig aufgegebenes Thema übereinstimmten.«

Digitized by Google

Es war die Zeit der literarisch-politischen Forderungen. Auch Dostojewski hatte damals seine Forderungen. Und er hatte, er leugnete es nicht, seine Klagen. Er sprach im Kreise der Petraschewzen für die Aufhebung der Leibeigenschaft und hielt die Bauernbefreiung für unumgänglich. Aber er tat es nicht als Liberaler aus einer Lehrmeinung, die ihre Grundsätze liebt, sondern als Russe aus Liebe für das Volk. Er wollte die Menschen befreien, aber er wollte es in Volklichkeit und nicht durch Vergesellschaftung. Auch er las die Bücher der Sozialisten, weil sie, wie er sagte, mit Begeisterung für das Wohl der Menschen geschrieben seien. Aber den Fourierismus lehnte er ab, während Petraschewski sich für ihn einsetzte. Das Wohl der Menschen schien ihm in Rußland nur vom Volke aus durch den Staat sichergestellt werden zu können.

Auch Dostojewski war ein Revolutionär. Als Russe, als russischer Mensch mit allen seinen russischen Möglichkeiten, die vom Orthodoxen bis zum Nihilistischen reichen, teilte auch er in einem Winkel, in einer verborgenen Abgründigkeit seines sehr zusammengesetzten Wesens diese äußerste aller politischen Möglichkeiten. Als er einmal den Wunsch äußerte, daß auch die Bauernbefreiung wieder »von oben« gemacht werden solle, und als dagegengehalten wurde, daß dies wohl niemals geschehen werde, da entschied er fast zögernd: »Ja – dann mit Gewalt.« Er selbst wird in dieser Zeit als ein Mensch geschildert, dessen ganzes Wesen sich zum Verschwörer geeignet habe, still, wortkarg, nur fähig, unter vier Augen sich auszusprechen, doch dann, wenn die Rede ihn hinriß, von mächtiger Überzeugungskraft. Aber Dostojewski war Revolutionär nicht aus Doktrin, sondern beinahe schon aus jener Pathologie, die es zu einer Erlösung für den

Digitized by Google

Russen macht, die Krankheit seines Mitmenschen zu teilen, sie aus Wissen mitzuleiden und aus Mitleid sich zu empören. Dostojewski, der die Fähigkeit besaß, jedes Revolutionärtum mitzuerleben, hatte als Russe vor allem das Erlebnis des Nihilismus, war mit ihm seelisch vertraut, folgte ihm wahlverwandt. Aber diese Vielseitigkeit, die nur ein Ausdruck seines Russentums war, schloß zugleich die Möglichkeit ein, daß er auch den anderen Weg ging, nicht unbedingt den reaktionären der Uwaroffschen Formel, doch den konservativen eines wissenden Menschen, der schließlich zum Großinquisitor führte.

In Sibirien lernte Dostojewski in einem tagtäglichen Leben unter russischen Schwerverbrechern erst richtig erkennen, wie tiefe und starke Kräfte es in diesem Volke gab, Menschen, die voll von der eigenen Echtheit und schweren Ursprünglichkeit einer besonderen russischen Natur waren. Sie hatten Verbrechen begangen: aber Dostojewski war Psychologe und Amoralist genug, um den Verbrecher zu verstehen. Wenn er sie prüfte, dann fand er heraus, daß sie im Grunde alle gütig waren. Und wenn er diese Menschen, mit denen er in der Katorga zusammenlebte, mit den Petersburger Doktrinären verglich, die von europäischen Konstitutionen und Revolutionen redeten, dann fiel der Vergleich sehr zuungunsten der Doktrinäre aus. Diese Verbrecher hatten in ihrem analphabetischen Wesen die Schönheit der autochthonen Kraft vor jenen voraus. Für diese autochthone Kraft trat Dostojewski in der Folge ein, wobei er sowohl gegen die Uwaroffs wie gegen die europäisch-radikalen Elemente zu kämpfen hatte. Mit diesem autochthonen russischen Volke fühlte er sich verbunden und in der Gewißheit eins, daß es auch dann, wenn es nicht geneigt sein sollte, das Be-

Digitized by Google

ſtehende zu erhalten, in ſeiner Grundlage ſo unzerſtörbar ſein werde, wie es ſeiner noch dunklen Beſtimmung ſicher ſein konnte. Er fühlte voraus, was heute in Rußland Ereignis geworden iſt, fühlte, daß Rußland durch Untergang werde hindurch gehen müſſen, und ſagte: »Noch iſt die zukünftige, ſelbſtändige ruſſiſche Idee nicht geboren, nur iſt die Erde unheimlich ſchwanger mit ihr, und ſchon ſchickt ſie ſich an, ſie unter furchtbaren Qualen zu gebären.«

Doſtojewski liebte das ruſſiſche Volk, aber er erkannte auch, wie unberechenbar in ſeinen Trieben, im Widerſpruche ſeiner Leidenſchaften, in der Heftigkeit von Zuneigung oder Abneigung es war. Seine Gier, ſeine Fleiſchlichkeit, ſeine Selbſtverſchwendung war wie eine zweite Natur, die eine erſte Natur ſtändig verſchlang. Seine Maßloſigkeit war die Gegenſeite ſeiner Anſpruchloſigkeit. Nicht anders ſchien ſein angeborenes Empörertum nur der Gegenſatz zu ſein, den ein Volk, das ſo unausgeglichen war, ſtändig aus ſich hervorzuſtoßen ſuchte. Doſtojewski erkannte, daß ein ſolches Volk ſtaatlich gezügelt werden mußte. Und mit einem politiſchen Denken, daß auf Bindung, nicht auf Auflöſung gerichtet war, begann Doſtojewski, als er aus Sibirien zurückgekehrt war, in Rußland bewußt zu wirken: mit einem monarchiſch-autokratiſchen Denken, das auf Menſchenkenntnis beruhte und von Volkskenntnis herkam.

In Rußland fand Doſtojewski eine völlig veränderte politiſche Lage vor. Die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſollte endlich erfolgen. Und manche andere liberale Reform ſtand bevor. Aber gleichzeitig hatte unter der Oberfläche des öffentlichen und geſellſchaftlichen Lebens, in den Winkeln, Manſarden und Schlupfwinkeln der Hauptſtadt, in den Verſchwörerkreiſen der Londoner und Züricher Emigration eine

Digitized by Google

Bewegung eingesetzt, von der die liberalen Forderungen der vierziger Jahre bereits anarchisch überboten wurden: die nihilistische. Ihre Erscheinungen reichten bis in die Zeit der Petraschewzen zurück. Dostojewski selbst bestätigte den Nihilisten, daß sie von den Petraschewzen herstammten, obwohl diese noch keine Nihilisten gewesen seien. Zwar war der Untersuchungsrichter im Petraschewzenprozesse im Unrecht gewesen, wenn er die wachsende Zahl der von ihren Bauern erschlagenen Gutsbesitzer, oder die der Brandstiftungen auf dem Lande, der Diebstähle und Einbrüche, auf die politische Rechnung der Angeklagten schrieb. Das waren Erscheinungen, die sich ohne Zutun der Petersburger Doktrinäre aus dem tumultuarischen Zuge der Bauernbewegung ergaben, die der Aufhebung der Leibeigenschaft voranging und die nicht mit ihr aufhörte. Nach wie vor traten Sektiererrevolten hinzu, und noch immer kam es wie zu Nikolais Zeiten vor, daß die Alt- und Andersgläubigen sich zu Tausenden zusammenrotteten, um ihre Kirchen vor Niederlegung zu bewahren, und das Militär, das mit der Exekutive betraut war, schimpflich davonjagten. Das religiöse Motiv im russischen Empörertum verband sich mit dem sozialen Motive.

Aber auch manche Vorformen des politischen Nihilismus waren Dostojewski aus seiner ersten Petersburger Zeit bekannt. Ein Petraschewze hatte zuerst die Idee der »Fünf« ausgeheckt, die Dostojewski hernach der Komposition seiner »Dämonen« als Skelett zugrunde legte: die Idee eines großen politischen Bundes, in dem Gruppen der Tat, die einander nicht kannten, von geheimnisvoller Oberleitung abhingen. Der Bund nannte sich die »Gesellschaft der Propaganda« und einer von den Mitgliedern hatte gar eine »Brüderschaft der Menschen von anarchischer Gesinnung zu

Digitized by Google

gegenseitiger Hilfe« vorgeschlagen. Entwürfe für die Organisation solcher Verbände wurden ausgearbeitet. Die Aussichten eines Aufstandes wurden erörtert. Nicht zuletzt gehörten die geheimen Druckereien als rätselhafte Herkunftsorte massenhafter Flugschriften oder die heimlichen Versammlungen der Petersburger Gesinnungsgenossen in ingermanländischen Städten zu den Erscheinungen, die Dostojewski als »Dämonen«motive herübernehmen und auf den terroristischen Schauplatz einer ungenannten russischen Gouvernementsstadt verlegen konnte. In der Zeit seiner Verbannung war die Taktik der Nihilisten ausgebildet worden. Man suchte eine Verbindung mit Leuten aus dem Volke, um so in den Massen eine Aufklärung über die Fremdform der russischen Zustände zu verbreiten. Die Zeit kündigte sich an, in der die Studenten »ins Volk gingen«. Typ wie Rolle der nihilistischen Studentin bereitete sich vor. In den Städten kam es zu ersten Arbeiterstreiks. Und schon ging von ersten Attentaten der Schrecken der nihilistischen Bewegung über das Land aus.

Der Nihilismus hatte noch keine Idee. Als Turgenjeff das Wort und den Begriff fand, die allmählich auf die ganze Zeitveranlagung und Geistesverfassung übertragen wurden, da wollte er mit Nihilismus den russischen Ausdruck des europäischen Positivismus bezeichnen. In der Tat war der Nihilismus zunächst durchaus aufklärerisch. Er war zu atheistisch, um religiös zu sein. Er war rein verneinend. Und es hat lange gedauert, bis er das praktische Christentum Tolstois aufnahm, das ihn endlich wenigstens mit russischen Gehalten erfüllte. Eine Idee aber bekam er erst dann, als die Revolution die Klassentheorie für sich in Anspruch nahm und Marx der Diktator der russischen Idealogen wurde.

Digitized by Google

Die Nihiliſten waren Märtyrer, ſolange ſie um ihrer Ziele willen ihr eigenes Leben zerſtörten. Wie aber – wenn ſie das Leben der anderen zerſtörten! Wie aber – wenn ſie Rußland zerſtörten! Auch Doſtojewski hatte, genau wie Tolſtoi und wie jeder Ruſſe, ſchon aus altruiſtiſchen Gründen in ſeiner apoſtoliſchen Lehre ſoziale Elemente. Aber das war das Große an Doſtojewski, und das unterſcheidet ihn von der Einſtellung der Marxiſten, daß er die ökonomiſchen Probleme eine Schicht tiefer faßte, als der Sozialismus ſie ſah und noch heute ſieht: nicht im Wirtſchaftlichen, ſondern im Menſchlichen. Man ſollte dem Volke nicht ſein Volkstum nehmen, weil man ihm dann ſein Menſchentum nahm! Man ſollte nicht Hand an das Volk legen! Und das Volk ſollte nicht Hand an ſich ſelbſt legen, indem es ſeine nationale Eigenart aufgab! Um des Volkes willen nahm Doſtojewski den Kampf gegen den Radikalismus auf. In ſeinen politiſchen Schriften unterſuchte er den Urgrund, auf dem Rußland ſteht, und brachte deſſen ewige Gegebenheiten in eine Übereinſtimmung mit ſeinen eigenen menſchlichen Erlebniſſen, die ihn einmal ſagen ließ, daß »wir Revolutionäre aus Konſervativismus ſind«, d. h. Kämpfer für das urruſſiſche, ſpezifiſch ruſſiſche Weſen, zu dem die europäiſche Staatsauffaſſung, Liberalismus und Parlamentarismus und Bürgertum, ebenſowenig paßte, wie etwa die europäiſche Tracht. In den »Dämonen« aber ließ er Schatoff, den Ruſſengläubigen, dieſen Einzigen, dem er je die verhaltene Begeiſterung eines volkſuchenden Helden gab, und deſſen Geſtalt er wie die eines Jüngers liebte, das Wort ſagen: »Wer kein Volk hat, der hat auch keinen Gott.«

Doſtojewski ſtand in ſeinem Kampfe mit der Leidenſchaft eines Eiferers, mit den ungeheuren Kräften, die dem

Digitized by Google

schwächlichen Menschen die Idee gibt, von der er besessen ist. Als Fanatiker hatte er die Massivität nicht, um das Volk durch Reform vor der Revolution zu bewahren. Als Erscheinung blieb Dostojewski in der Reihe der großen Problematiker, die von Rousseau bis Nietzsche geht, wenn er auch als Dichter die epische Form und als Denker das apostolische Wort vor ihnen voraus hat. Aber als Mystiker wußte er, daß der Mensch seiner Unvollkommenheit überantwortet ist. Und als Russe verkündete er dem russischen Volke, in dessen Glauben allein sich das Christentum unversehrt erhalten habe, daß es das »Gottträgervolk« der Erde sei, das dereinst dieses Christentum verwirklichen und die Eigenliebe durch die Menschenliebe überwinden werde.

Es ist wahr, Dostojewski ging in seinem Kampfe, den er mit Hohn und jeder geistigen Überlegenheit führte, mit einfachen Menschen zusammen, mit echtrussischen Leuten, sogar mit allzu russischen Leuten: mit dem Inquisitor Pobjedonosszeff und noch manchem anderen ausgesprochenen Reaktionär. Auch dieses Wissen war in seiner Menschenkenntnis, in seiner Russenkenntnis, daß der russische Mensch für Liebe, die ihm gebracht wird, zu weich ist, und daß sich mit ihr, wenn man sie nicht an den Menschen verschwenden, sondern ihn durch Liebe behaupten will, Macht über den Menschen verbinden muß.

Dostojewski erkannte früh, daß Radikalismus nicht Wurzelung sondern Entwurzelung bedeutet. Was war es denn schließlich, das der Radikalismus in Rußland entwurzeln wollte? War es nicht: die europäische Form? Um so zorniger war daher sein Kampf gegen die halbgebildeten Radikalen und europaverehrenden Westler, weil sie diese europäische Form auch noch in ihren letzten und schalsten Äußerungen

Digitized by Google

– als »liberale« Republik, als Konstitutionalismus und Kapitalismus -- auf atheistischer Grundlage in Rußland einführen wollten. Er fühlte, daß die russische Revolution kommen werde. Dostojewski war kein Pazifist und fürchtete niemals den Krieg. Er sagte: »Nicht immer muß man den Frieden predigen, und nicht im Frieden allein liegt die Erlösung – die kann zuweilen auch der Krieg bringen.« Aber er fühlte, daß eine Revolution um des europäischen Liberalismus und der europäischen Aufklärung willen die Erlösung noch nicht bringen werde. Eine solche »europäische« Revolution fürchtete er, weil er ihre Träger kannte, die er dann in den »Dämonen« in einer Reihe von Karikaturen vorführte, um sie dadurch lächerlich und unschädlich zu machen. Aber er wurde mißverstanden.

Nun hat die große »russische« Revolution Dostojewski bis jetzt recht gegeben. Hinter ihrem ersten Abschnitte stand Tolstoi. Sie kam aus der Aufklärung. Und sie bedeutete die Auflösung. Aber in dem Augenblicke, in dem sich entscheidet, daß auch sie nicht nur Zerfall bringt, sondern daß nach grausamer Zerstörung ein Aufbau aus ihr hervorgeht, wird hinter ihrem zweiten Abschnitte wieder Dostojewski stehen. Er bedeutet Bindung, aber nicht in europäischer Form.

M. v. d. B.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkung

Von Doſtojewskis fünf großen Romanen iſt der dritte, »Die Dämonen« (deutſch auch unter dem Titel »Die Teufel« bekannt), in den Jahren 1870 und 71 in Dresden geſchrieben, in Petersburg beendet und 1871/72 in der konſervativen Zeitſchrift »Der ruſſiſche Bote« veröffentlicht worden.

Die beiden Strophen des erſten Mottos hat Doſtojewski der Ballade »Bjéſſy« von A. Puſchkin entnommen und deren Titel auch zum Titel des Romans gewählt: mit »Bjeſſy« bezeichnet der Ruſſe böſe Geiſter, Dämonen oder Teufel; in dieſer Ballade Puſchkins (geſchr. 1829), die eine Schneeſturmnacht in der Steppe ſchildert, ſind es unzählige tolle Geſpenſter, von denen ſich der Kutſcher eines reiſenden Herrn wie von Troßbuben des Teufels genarrt und vom Wege weggezerrt glaubt. Die Strophen des Mottos ſind ein Teil der hilfloſen Antwort des Kutſchers auf den Befehl des Herrn, doch weiterzufahren.

Im »Anhang« ſind aus Doſtojewskis Notizbuchaufzeichnungen Entwürfe und Gedanken mitgeteilt, die Doſtojewski urſprünglich in den »Dämonen« zu entwickeln gedachte, ſowie einige Skizzen zu den Hauptperſonen, die von ihm ſpäter teils in ſtarker Veränderung, teils überhaupt nicht verwandt worden ſind.

Außer dieſen Entwürfen befand ſich im Beſitze der Witwe

Digitized by Google

des Dichters noch ein unbekanntes Kapitel dieſes Romans, das ſeinerzeit bei der erſten Drucklegung des Werkes zwar ſchon geſetzt, doch dann von Doſtojewski wieder zurückgezogen und auch ſpäter nie veröffentlicht worden war. Aus welchen Gründen dieſe Zurücknahme damals erfolgte, iſt vorläufig noch unbekannt. Es iſt möglich, daß der Beſitzer und Redakteur der Zeitſchrift, in der »Die Dämonen« erſchienen, der einflußreiche ſlawophile Publiziſt Katkoff, ſich der Veröffentlichung widerſetzt hat, wie auch nach dem Tode Doſtojewskis 1881 ſeine Freunde N. N. Strachoff und Pobjedonoſzeff der Witwe von einer Bekanntgabe abgeraten haben. Doch vielleicht iſt das Kapitel von Doſtojewski noch aus anderen Gründen ausgeſchaltet worden. Jedenfalls hat er einzelne aus dieſem Kapitel noch im Schlußteil des Romans verwertet, und die Erzählung von dem Traume Stawrogins iſt von ihm 1875 im Roman »Der Jüngling« und 1877 im »Traum eines lächerlichen Menſchen« (in Bd. XX der deutſchen Ausgabe) weiter verarbeitet worden.

Von dieſem geheimgehaltenen Kapitel des Romans befand ſich in Petersburg ein Manuſkript von der Hand der Witwe des Dichters (Doſtojewski pflegte ſeine erſte Niederſchrift ſeiner Frau zu diktieren). Nach dieſem Manuſkript iſt 1906 nur der Anfang des Kapitels in der großen Petersburger Jubiläumsausgabe der Werke Doſtojewskis veröffentlicht worden, und nach dieſer ruſſiſchen Ausgabe konnte das Bruchſtück auch der deutſchen Ausgabe des Romans in einem zweiten Anhang beigefügt werden. Doch außer dieſem Petersburger Manuſkript gab es von demſelben Kapitel »Bei Tichon« noch die ſeinerzeit geſetzten, dann aber zurückgenommenen Korrekturfahnen, die in verſiegelter Kiſte mit anderem Nachlaß Doſtojewskis – haupt-

Digitized by Google

ſächlich Varianten zu den verſchiedenen Werken – in Moskau aufbewahrt wurden. Erſt nach dem Tode der Witwe des Dichters hat das Moskauer Zentral-Staatsarchiv dieſe Kiſte beſchlagnahmt und im November 1921 geöffnet, worauf das hier gefundene Dämonenkapitel 1922 in Moskau veröffentlicht werden konnte. Nach dem Text dieſer Veröffentlichung iſt das Kapitel dann deutſch in der Übertragung von Wolf von Mickwitz als Sonderheft unter dem Titel »Die Beichte Stawrogins« im Verlage R. Piper 1922 erſchienen. In der vorliegenden Neuauflage des Romans erſcheint es nun zum erſtenmal im Text als neuntes Kapitel an der richtigen Stelle wieder eingereiht. Der frühere zweite Anhang mit dem Bruchſtück nach dem Petersburger Manuſkript fällt nunmehr weg, doch die Änderungen, die Doſtojewski an dieſem Manuſkript noch vor der Drucklegung und auch noch auf den Korrekturfahnen vorgenommen hat, ſind bereits in dem Sonderheft »Die Beichte Stawrogins« angegeben. Sobald erſt das ganze Nachlaßmaterial Doſtojewskis zur Verfügung ſteht, wird auch die frühere (Petersburger) Faſſung dieſes Kapitels (die erſte Seite des Anfangs und die Erzählung von dem Diebſtahl beim Beamten ſind ſpäter hinzugefügt) mit den Varianten zu den anderen Werken in einem beſonderen Bande veröffentlicht werden. »Die Dämonen« ſind ſprachlich Doſtojewskis geheimnisvollſtes Werk: er hat ſich vielfach noch der früheren Umſchreibungen bedient, zu der die Schriftſteller von der ſtrengen Zenſur unter Nikolai I. einſt gezwungen worden waren. Er treibt die Vorſicht ſo weit, daß er z. B. in den erſten Kapiteln, wo ſich faſt alles um die innerpolitiſchen Verhältniſſe dreht, kein einziges Mal das Wort Politik oder politiſch braucht. Damit nun die unzähligen verſchleierten Anſpielungen dem

Digitized by Google

unorientierten Leser nicht völlig unklar bleiben, sind dem Text kleine erläuternde Fußnoten, eingehendere Erläuterungen dagegen im »Anhang« beigefügt.

Dostojewskis Vorsicht bei diesem Werk wird freilich sehr verständlich, wenn man die damaligen russischen Verhältnisse in Betracht zieht. Einen größeren Überblick über jenes Rußland unter Nikolai I. und Alexander II. geben die Materialien »Zur Lebensgeschichte Doskojewskis« von seinen Freunden Orest Miller und N. N. Strachoff in Bd. XI und XII der deutschen Ausgabe. Kaum zwei Jahre nach dem Erscheinen der »Dämonen«, 1873, hat Dostojewski dann noch selbst gewissermaßen eine Kritik über die Studentenverschwörung von 1869 geschrieben, die zur Beurteilung seiner persönlichen Stellungnahme sehr wichtig ist: in Bd. XI der deutschen Ausgabe »Eine der zeitgemäßen Fälschungen«. Näheres über diese Verschwörung, nach der Dostojewski die Verschwörung seiner Revolutionäre in diesem Roman aufgebaut hat, bringt auch Aimée Dostojewskaja im 18. Kapitel ihres Buches »Dostojewski, geschildert von seiner Tochter« (Verlag Ernst Reinhardt, München).

Einen Kommentar für sich würden dann noch die Ausfälle Schatoff-Dostojewskis gegen Belinski und die sogenannten »Westler« erfordern, d. h. gegen die Verehrer europäischer Kultur, die, im Gegensatz zu den Slawophilen, zwischen Rußland und Europa keinen Unterschied sahen und europäische Staatsformen auch für Rußland erstrebten, während von den Slawophilen besonders Dostojewski hinter allen parlamentarischen, liberalen Formen der Europäer sein Schreckgespenst, die Plutokratie, den von ihm so oft verspotteten »bürgerlichen« Gesellschaftsbau, nahen sah.

Hierbei sei bemerkt, daß es vor der Aufhebung der Leib-

Digitized by Google

eigenſchaft in Rußland nur zwei Parteien gab: eine kleine, aber allmächtige, und eine große, aber ohnmächtige, wie es etwa in einer Korrektionsanſtalt (mit der man den Staat Nikolais I. verglichen hat) vom Standpunkt liberaler Individualiſten nur wenige Unterdrücker und viele Unterdrückte gibt. Mögen die letzteren unter ſich auch noch ſo verſchieden ſein, in ihrem Gegenſatz zu den Machthabern der Anſtalt ſind ſie doch alle einig. Dieſe einmütige Oppoſition mit freiheitlichen Idealen wurde damals »die Richtung« genannt, von der Liputin S. 49 ſpricht. Es gab nur eine »Richtung«, d. h. nur einen Willen: aus dieſem »Kerker« hinauszukommen. Kaum aber hatte ſich unter Alexander II. das Tor der »Korrektionsanſtalt« geöffnet, da zeigten ſich ſofort die großen Unterſchiede innerhalb der Schar der Herausdrängenden, und »die Richtung« begann ſich zu verzweigen, zunächſt in Slawophile und Weſtler, dann aber in die verſchiedenen Abarten der Slawophilen und Weſtler (denn Monarchiſten, Republikaner, Radikale, Kommuniſten gab und gibt es bei dieſen wie bei jenen, und hinzu kommen dann noch die Unterſchiede in der Einſtellung zur Orthodoxie). Die frühere geſchloſſene Front der einen »Richtung« gegen Nikolai I., unter dem die Werke der orthodoxen Slawophilen genau ſo verboten waren wie die der franzöſiſchen Revolutionäre und Atheiſten, zerbröckelte zu einem Kampf untereinander, in dem jeder nach mindeſtens zwei Seiten kämpfte, wenn nicht nach drei oder vier Seiten.

»Die Dämonen« ſind das Buch der erſten Jahre dieſer Kämpfe. Nur aus dieſer Kampfſtellung nach links und nach rechts, nach rückwärts und vorwärts ſind die vielfachen ſogenannten »Widerſprüche« Doſtojewskis in den »Dämonen«, iſt das »parteipolitiſche Chaos« in ſeinen Werken zu

Digitized by Google

verſtehen. Man hat die »Dämonen« als ein »Pamphlet gegen alles Revolutionäre« aufgefaßt und den Verfaſſer maßlos angefeindet, weil hier einzelne Vertreter der revolutionären Gruppen umwahr kariſiert ſeien. Der Vorwurf iſt nicht ſtichhaltig. Und im übrigen ſind ja hier einzelne Konſervative noch viel boshafter kariſiert. Zwar ſchildert er u. a. den Revolutionär Pjotr Werchowenski als ungebildeten Flegel, als gewiſſenloſen Intriganten, Schurken und ſchließlich Mörder, doch vor dem konſervativen Vertreter der alten Ehrbegriffe, Karmaſinoff, der »auswandernden Ratte«, wird ſelbſt dieſer »Betrüger« plötzlich zu einer nationalen Größe – ganz zu ſchweigen von den Konflikten, in die Doſtojewski ſich in den Entwürfen zu dieſen Geſtalten (im Anhang) unverhofft, doch unvermeidlich hineinredet. Es iſt, als ob die kleinen törichten Geiſterchen, die Troßbübchen des Teufels in der tollen Sturmnacht der Revolution, in der keine Spur des alten Weges mehr zu ſehen iſt, ihm unter der Hand und vor den Augen zergingen und er hinter ihrem kleinen dämoniſchen Eigenſinn plötzlich die Umriſſe eines rieſigen Dämons zu ſpüren, zu begreifen beginne, wenn er den alten Idealiſten und Dichter ihnen ihre häßlichen Torheiten und blutigen Irrtümer ſchließlich trotz allem Unglück doch verzeihen läßt.

E. K. R.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Statt einer Einleitung:
einiges Ausführliches aus der Biographie des
wohlachtbaren Stepan Trofimowitſch
Werchowenski.

I

Indem ich mich anſchicke, die ſo ſeltſamen Ereigniſſe wiederzugeben, die ſich unlängſt in unſerer bisher noch durch nichts hervorgetretenen Stadt zugetragen haben, ſehe ich mich gezwungen, da ich mir nicht anders zu helfen weiß, zunächſt etwas weiter auszuholen und mit einigen biographiſchen Einzelheiten über den talentvollen und wohlachtbaren Stepan Trofimowitſch Werchowenski zu beginnen. Mögen dieſe Einzelheiten nur als Einleitung zu der geplanten Chronik dienen, doch die Geſchichte ſelbſt, die ich zu beſchreiben beabſichtige, beginnt erſt ſpäter.

Ich will es ſogleich ganz offen ſagen: Stepan Trofimowitſch ſpielte unter uns immer eine gewiſſe beſondere und ſozuſagen bürgerliche* Rolle und liebte dieſe Rolle bis zur Leidenſchaft, – liebte ſie ſogar ſo, daß er ohne ſie wohl über-

* Das Wort »bürgerlich« iſt hier und im folgenden nur als parteipolitiſche Bezeichnung zu verſtehen, wie es nach der franzöſiſchen Revolution und beſonders im erſten Drittel des 19. Jahrhunderts von liberalen, für europäiſche Kultur und Bürgerfreiheit ſchwärmenden, republikaniſch oder mindeſtens konſtitutionell geſinnten Ruſſen mit

Digitized by Google

haupt nicht hätte leben können. Nicht, daß ich ihn damit einem Schauspieler auf der Bühne vergleichen wollte: Gott behüte, das will ich um so weniger, als ich selber ihn ja doch achte. Hier konnte vielmehr alles Sache der Gewohnheit sein oder, besser gesagt, die Folge einer immerwährenden, im Grunde edlen Neigung, einer Neigung schon von Kindheit an, zu der angenehmen Illusion von seiner schönen bürgerlichen Stellungnahme. So liebte er z. B. ungeheuer seine Lage als »Verfolgter« und sozusagen »Verbannter«. Um diese beiden Wörtchen spielt nun einmal ein klassischer Glanz eigener Art*, und eben dieser scheint ihn dann, nachdem er ihn einmal bezaubert hatte, im Laufe so vieler Jahre in seiner Selbsteinschätzung immer mehr erhöht zu haben, bis er schließlich auf einem gewissen überaus hohen und für die Eigenliebe so angenehmen Piedestal zu stehen glaubte. In einem satirischen englischen Roman des vorigen Jahrhunderts hat sich ein gewisser Gulliver im Lande der Liliputaner, wo die Menschen nur einige Zoll groß waren, so daran gewöhnt, sich als Riese zu fühlen, daß er auch in den Straßen Londons unwillkürlich den Passanten und Equipagen zurief, sie sollten vor ihm ausweichen und sich vorsehen, damit er sie nicht irgendwie zertrete, denn er hielt sich immer noch für einen Riesen und die anderen für jene Kleinen. Da lachte man ihn aus und schalt ihn, und die rohen Kutscher schlugen

Stolz gebraucht wurde. Es bezeichnete unter den russischen Schillerianern den »sich seiner Würde bewußten Kulturmenschen«, im Gegensatz zum »Untertan« der herrschenden Autokratie. E. K. R.

* Die Klassiker der russischen Literatur sind fast alle zeitweise verbannt gewesen oder haben unter geheimer polizeilicher Aufsicht gestanden. Vgl. S. 1111. Die nach Sibirien verbannten Dekabristen wurden geradezu als heilige Opfer verehrt. Vgl. Anm. S. 1086, 1087. E. K. R.

Digitized by Google

ſogar mit der Peitſche nach ihm: aber war das auch gerecht? Was kann die Gewohnheit nicht alles bewirken? Die Gewohnheit hatte auch unſeren Stepan Trofimowitſch faſt zu demſelben Wahn gebracht, wie den Gulliver, nur daß dieſer Wahn ſich bei ihm in einer, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, unſchuldigeren und unverletzenderen Weiſe äußerte, denn ſchließlich war er doch ein prächtiger Menſch.

Ich denke es mir ſogar ſo: daß man ihn in der Literatur mit der Zeit allenthalben ganz vergeſſen hatte; nur darf man deshalb gewiß noch nicht ſagen, daß er auch früher nie bekannt geweſen ſei. Unſtreitig hat auch er einmal zu der berühmten Plejade* gewiſſer gefeierter Dichter der letzten Generation gehört, und eine Zeitlang – übrigens doch nur einen allerkleinſten Augenblick lang – war ſein Name von manchen voreiligen Leuten beinahe ſchon in einer Reihe mit Tſchaadajeff, Belinskij, Granowskij und dem damals im Auslande gerade erſt beginnenden Herzen** genannt worden. Aber das Wirken Stepan Trofimowitſchs endete faſt ſchon im ſelben Augenblick, in dem es begonnen hatte, – es ward, wie er ſich ausdrückte, von einem »Wirbelſturm« zuſammentreffender »Umſtände«*** zerſtört. Und was ſtellt ſich nun

* Ein Kreis junger Dichter in den dreißiger und vierziger Jahren. Lyriker, ſchwächere Romantiker, die ſich faſt alle den ſozialen und politiſchen Fragen fernhielten. Ihre zum Teil melancholiſch-peſſimiſtiſchen Dichtungen wurden von dem berühmten Kritiker und »Realiſten« Belinskij alsbald ſchonungslos kritiſiert und damit war ihr Ruhm untergraben. E. K. R.

** Die vier bedeutendſten literariſch-politiſchen Perſönlichkeiten derſelben Zeit. Vgl. Anm. S. 1092, 1105, 1110 und 1075. E. K. R.

*** Der unter Nikolai I. gebräuchliche vorſichtige Ausdruck für das Eingreifen der politiſchen Geheimpolizei – der ſogenannten »Dritten Abteilung« –, vor der niemand ſicher war. E. K. R.

Digitized by Google

heraus? Daß es nicht nur keinen »Wirbelſturm«, ſondern nicht einmal »Umſtände« damals gegeben hat, wenigſtens nicht in ſeinem Fall. Ich habe erſt jetzt, erſt vor ein paar Tagen, zu meinem größten Erſtaunen erfahren, dafür aber mit vollkommener Glaubwürdigkeit, daß Stepan Trofimowitſch hier bei uns, in unſerem Gouvernement, nicht nur nicht in der Verbannung gelebt hat, wie man hier allgemein annahm, ſondern daß er nicht einmal, gleichviel wann, unter Aufſicht geſtanden hat. Wie groß muß demnach ſeine Einbildungskraft geweſen ſein! Er glaubte doch vor ſich ſelber aufrichtig und ſein Leben lang, daß man in gewiſſen Sphären beſtändig vor ihm auf der Hut wäre, daß jeder ſeiner Schritte unabläſſig beobachtet und vermerkt werde, und daß jedem der drei Gouverneure, die wir im Laufe der letzten zwanzig Jahre hier gehabt haben, ſchon bei der Übergabe des Gouvernements als erſtes von Stepan Trofimowitſch Werchowenski geſprochen worden ſei, ſo daß jeder neue Gouverneur bereits von dort aus eine gewiſſe eigene, mit Sorgen verbundene Vorſtellung von ihm mitgebracht habe. Hätte aber jemand mit unwiderlegbaren Beweiſen dieſen bei alledem ehrlichſten Menſchen beruhigen und überzeugen wollen, daß ihm nicht das Geringſte drohe, ſo würde ihn das unbedingt beleidigt haben. Und dabei war er doch der klügſte, der begabteſte Menſch, war gewiſſermaßen ſogar ein Mann der Wiſſenſchaft, obgleich er übrigens in der Wiſſenſchaft... nun, ſagen wir, nicht gerade viel geleiſtet hat, oder gar, wie es ſcheint, überhaupt nichts. Aber das pflegt ja bei uns in Rußland mit den Männern der Wiſſenſchaft durchgehends ſo zu ſein.

Nach ſeiner Rückkehr aus dem Auslande hatte er als Lektor auf dem Lehrſtuhl einer Univerſität geglänzt, bereits

Digitized by Google

ganz am Ende der vierziger Jahre. Es gelang ihm aber nur, ein paar Vorleſungen zu halten, ich glaube, über die Araber; es gelang ihm auch noch, eine glänzende Diſſertation zu verteidigen: über die in der Epoche zwiſchen 1413 und 1428 aufkeimende kulturelle und hanſeatiſche Bedeutung des deutſchen Städtchens Hanau und zugleich über jene beſonderen und etwas unklaren Gründe, weshalb es zu dieſer Bedeutung dann doch überhaupt nicht gekommen iſt. Dieſe Diſſertation traf mit einem feinen Stich geſchickt und ſchmerzhaft die damaligen Slawophilen und ſchuf ihm mit einem Schlage unzählige und grimmige Feinde unter ihnen. Dann – übrigens ſchon nach dem Verluſt des Lehrſtuhls – ſchrieb und veröffentlichte er noch (wahrſcheinlich aus Rache und um zu zeigen, wen ſie verloren hatten) in einer fortſchrittlichen Monatsſchrift, die aus Dickens überſetzte und George Sand verkündete, den Anfang einer tiefſinnigen Unterſuchung – ich glaube, über die Gründe der außerordentlich edlen ſittlichen Anſchauungen irgendwelcher Ritter in irgendeiner Epoche, oder etwas Ähnliches. Jedenfalls war es ein hoher, ungemein edler Gedanke, den er darin durchführte. Nur wurde, wie man ſpäter erzählte, die Fortſetzung dieſer Unterſuchung ſchleunigſt verboten und ſogar die fortſchrittliche Zeitſchrift ſoll wegen der gedruckten erſten Hälfte zu leiden gehabt haben. Das iſt auch ſehr gut möglich, denn was geſchah damals nicht? In dieſem Falle aber iſt es doch wahrſcheinlicher, daß nichts Derartiges geſchah und nur der Autor ſelber die Mühe ſcheute, den Aufſatz zu beenden. Seine Vorleſungen über die Araber jedoch ſtellte er deshalb ein, weil ein von ihm an irgend jemanden geſchriebener Brief mit der Darlegung irgendwelcher »Umſtände« irgendwie von irgend jemandem (offenbar von einem ſeiner reaktionären Feinde)

Digitized by Google

aufgefangen worden war, woraufhin irgendjemand irgendwelche Erklärungen von ihm verlangte*. Ich weiß zwar nicht, ob es wahr ist, aber man behauptete außerdem, daß gerade damals in Petersburg eine riesige, widernatürliche und antistaatliche Gesellschaft, bestehend aus nahezu dreizehn Mann, aufgespürt worden sei, eine Gesellschaft, die das Gebäude fast erschüttert hätte. Man sagte, sie hätten nichts Geringeres vorgehabt, als Fourier selber zu übersetzen**. Und ausgerechnet zur selben Zeit mußte dann noch in Moskau eine Dichtung Stepan Trofimowitschs beschlagnahmt werden, ein Poem, das er schon sechs Jahre zuvor in Berlin geschrieben hatte, in seiner ersten Jugend, und dessen Abschriften, unter der Hand weitergegeben, bei zwei Liebhabern der Dichtkunst und einem Studenten gefunden wurden. Ein Exemplar davon liegt jetzt auch in meinem Schreibtisch: erst im vorigen Jahre erhielt ich es von Stepan Trofimowitsch persönlich, in eigenhändiger neuester Abschrift, mit autographischer Widmung und in prachtvollem roten Saffianeinbande. Das Poem ist übrigens nicht ohne Poesie, ja es ist nicht einmal ohne ein gewisses Talent verfaßt, ist allerdings etwas son-

* D. h., er ist um Mitteilung seines politischen Bekenntnisses ersucht worden wegen einiger Äußerungen in einem Privatbrief über innerpolitische Maßnahmen (»Umstände«). Die Dritte Abteilung (die Geheimpolizei) kontrollierte auch die Privatkorrespondenz, und ein jeder, der zu einer Universität in Beziehung stand, galt unter Nikolai I. bereits für »verdächtig«. E. K. R.

** Humoristische Anspielung auf die am 23. April 1849 in Petersburg verhafteten 30 »Petraschewzen«, von denen zwanzig — unter diesen auch Dostojewski — zum Tode verurteilt, doch zu Zuchthaus und Verbannung begnadigt wurden. Über die von einzelnen Petraschewzen geplante Fourier-Übersetzung vgl. Bd. XI der Ausgabe, »Autobiographische Schriften«, S. 87. E. R. K.

Digitized by Google

derbar, aber damals (d. h. richtiger in den dreißiger Jahren) wurde oft in dieſer Art geſchrieben. Das Thema des Poems wiederzugeben, macht mir freilich Schwierigkeiten, denn, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll: ich habe es überhaupt nicht verſtanden. Es iſt irgend ſo eine Allegorie in lyriſch-dramatiſcher Form, die an den zweiten Teil des Fauſt erinnert. Die Dichtung beginnt mit einem Chor der Frauen, dann folgt ein Chor der Männer, darauf ein Chor irgendwelcher Kräfte, und zum Schluß der Chöre tritt ein Chor von Seelen auf, die noch nicht gelebt haben, aber doch gar zu gern auch mal leben möchten. Alle dieſe Chöre ſingen von etwas ſehr Unbeſtimmtem, größtenteils von irgendeinem Fluch, aber ſie ſingen es wie mit einem Schimmer höheren Humors. Doch plötzlich verwandelt ſich die Szene und es beginnt ein »Feſt des Lebens«, auf dem ſogar die Inſekten ſingen; dann tritt eine Schildkröte auf mit allerhand lateiniſchen ſakramentalen Worten und es ſingt irgend etwas, wenn ich mich recht erinnere, ſogar ein Mineral, alſo ein ſonſt doch ſchon ganz unbelebter Gegenſtand. Überhaupt ſingen alle ununterbrochen, reden ſie aber einmal miteinander, ſo iſt es mehr ein unbeſtimmtes Schimpfen, aber wiederum wie mit einem Schimmer höherer Bedeutung. Schließlich, nach einem abermaligen Szenenwechſel, ſieht man eine wildromantiſche Gegend, in der zwiſchen Felſen ein ziviliſierter junger Mann umherirrt und irgendwelche Gräſer abreißt, an denen er dann ſaugt. Auf die Frage einer Fee, warum er das tue, antwortet er, er ſuche Vergeſſenheit, weil er ein Übermaß von Leben in ſich fühle, und dieſe Vergeſſenheit im Safte dieſer Gräſer finde, ſein Hauptwunſch aber ſei – möglichſt bald den Verſtand zu verlieren (ein Wunſch, der vielleicht ſchon überflüſſig iſt). Darauf erſcheint plötzlich auf einem ſchwarzen

Digitized by Google

Pferde ein Jüngling von unbeſchreiblicher Schönheit, und ihm folgen in fürchterlicher Menge alle Völker. Der Jüngling ſtellt den Tod dar, und die Völker lechzen alle nach ihm. Und ſchließlich, in der allerletzten Szene, erſcheint plötzlich der babyloniſche Turm, und irgendwelche Athleten bauen ihn nun ſchon zu Ende und ſingen dazu einen Sang der neuen Hoffnung, und wie ſie die höchſte Spitze vollenden, da läuft der Beherrſcher, ſagen wir des Olymps, in komiſcher Form davon, und die Menſchheit, die jetzt endlich begreift, beginnt ſofort, indem ſie ſich ſeines Platzes bemächtigt, ein neues Leben mit vollkommenem Durchſchauen der Dinge. Dieſes Poem alſo wurde damals für gefährlich befunden. Im vorigen Jahre ſchlug ich Stepan Trofimowitſch vor, es nunmehr drucken zu laſſen, da es in unſerer Zeit doch eine ganz unſchuldige Dichtung ſei, aber er lehnte den Vorſchlag mit ſichtbarem Mißbehagen ab. Die Auffaſſung, daß es eine vollkommen unſchuldige Dichtung ſei, gefiel ihm offenbar gar nicht, und dieſem Umſtande ſchreibe ich auch die gewiſſe Kühle zu, die ſeinerſeits mir gegenüber volle zwei Monate andauerte. Doch ſiehe da! Plötzlich, und faſt zur ſelben Zeit, als ich ihm vorſchlug, das Poem hier drucken zu laſſen, wurde unſer Poem dort gedruckt, d. h. im Auslande, und erſchien in einem der revolutionären Sammelbände, ohne daß Stepan Trofimowitſch überhaupt etwas davon wußte. Er erſchrak zunächſt nicht wenig, ſtürzte zum Gouverneur, entwarf einen hochedlen Rechtfertigungsbrief für Petersburg, las ihn mir zweimal vor, ſchickte ihn aber dann doch nicht ab, da er, wie ſich herausſtellte, gar nicht wußte, an wen er ihn ſenden ſollte. Kurz, er regte ſich einen ganzen Monat lang auf, doch ich bin überzeugt, daß er dabei in den geheimen Buchten ſeines Herzens ungemein geſchmeichelt

Digitized by Google

war. Von dem ihm zugestellten Exemplar des Sammelbandes trennte er sich überhaupt nicht mehr, ja er schlief fast mit ihm, am Tage aber versteckte er es unter die Matratze, weshalb er das Mädchen kaum noch das Bett aufbetten ließ, und obschon er Tag für Tag ein gewisses Telegramm erwartete, schaute er doch sehr von oben herab. Das Telegramm kam aber nicht. Da söhnte er sich auch mit mir wieder aus, was wiederum von der großen Güte seines sanften, nicht nachtragenden Herzens zeugt.

II

Ich behaupte ja nicht, daß er wirklich niemals zu leiden gehabt hat*, ich habe mich jetzt nur endgültig überzeugt, daß er die Vorlesungen über seine Araber so lange hätte fortsetzen können wie er wollte, wenn er nur die nötigen Erklärungen abgegeben hätte. Er aber warf sich damals gleich in die Brust und schickte sich mit besonderer Eilfertigkeit an, sich selber ein für allemal einzureden, daß seine Laufbahn vom »Wirbelsturm der Umstände« für immer zerstört sei. Doch wenn man schon die ganze Wahrheit sagen soll, so war der eigentliche Grund dieser Änderung seiner Laufbahn die gerade jetzt in zartfühlendster Weise wiederholte Anfrage der Gemahlin des Generalleutnants Stawrogin, einer sehr reichen Dame, ob er die Erziehung und ganze geistige Ausbildung ihres einzigen Sohnes, gewissermaßen als höherer Pädagoge und Freund, übernehmen wolle – von dem glänzenden Gehaltsangebot ganz zu schweigen. Dieses Angebot war ihm schon früher einmal gemacht worden, in seiner Berliner

* Die übliche Umschreibung für »von der Dritten Abteilung verfolgt, bzw. bestraft worden sein«. E. K. R.

Digitized by Google

Zeit, gleich nach dem Tode seiner ersten Frau. Diese war ein etwas leichtsinniges junges Mädchen aus unserem Gouvernement gewesen, übrigens nicht unsympathisch, die er in seiner ersten Jugend, ohne sich besondere Gedanken zu machen, geheiratet und mit der er dann viel Leid zu ertragen gehabt hatte, erstens weil seine Mittel zu ihrem beiderseitigen Unterhalt nicht ausreichten, und dann noch aus anderen, bereits sehr zarten Gründen. Sie starb schließlich in Paris, nachdem sie die letzten drei Jahre getrennt von ihm gelebt hatte, und hinterließ ihm einen fünfjährigen Sohn – »die Frucht der ersten freudevollen und noch ungetrübten Liebe«, wie sich der trauernde Stepan Trofimowitsch einmal in meiner Gegenwart unversehens äußerte. Das Kind war übrigens schon bald nach der Geburt nach Rußland geschickt worden – zu ein paar Tanten irgendwo in der Provinz, die es erziehen sollten. Damals also, nach dem Tode seiner ersten Frau, hatte er das Angebot der Warwara Petrowna Stawrogina nicht angenommen, sondern noch vor Ablauf des Trauerjahres seine zweite Frau, eine schweigsame kleine Berlinerin, geheiratet, und zwar, was das Auffallende war, eigentlich ohne jede besondere Notwendigkeit. Doch außerdem hatte er noch andere Gründe gehabt, das Angebot abzulehnen: ihn lockte der gerade damals lauttönende Ruhm eines unvergeßlichen Professors, und so wollte auch er seine Adlerschwingen erproben. Jetzt aber, nachdem er sich die Schwingen versengt hatte, war es nur natürlich, daß er, besonders nachdem auch seine zweite Frau, kaum ein Jahr nach der Trauung, gestorben war, dem wiederholten verlockenden Angebot nicht widerstand. Das Entscheidende war also die glühende Anteilnahme, sowie die unschätzbare und, wenn man so sagen darf, klassische Freundschaft, die War-

Digitized by Google

wara Petrowna Stawrogina ihm entgegenbrachte. So warf er sich denn in die Arme dieser Freundschaft, und die währte gute zwanzig Jahre. Ich habe soeben den Ausdruck gebraucht »er warf sich in die Arme dieser Freundschaft«, doch Gott behüte und bewahre einen jeden davor, deshalb an etwas Überflüssiges und Müßiges zu denken. Nein, diese Umarmung ist einzig in höchst moralischem Sinne zu verstehen. Es waren nur die feinsten und zartesten Bande, die diese beiden so merkwürdigen Menschen auf ewig miteinander verknüpften.

Die Stellung eines Erziehers wurde auch noch deshalb angenommen, weil das kleine Gütchen, daß seine erste Frau hier in unserem Gouvernement hinterlassen hatte, unmittelbar an Skworeschniki, das herrliche, nahe der Stadt belegene Gut der Stawrogins grenzte. Und zudem war es ja immer möglich, in der Stille des Kabinetts und bereits ohne von der Riesenhaftigkeit der Universitätsarbeiten absorbiert zu werden, sich ganz den Aufgaben der Wissenschaft zu widmen und die einheimische Literatur mit den tiefsten Erforschungen zu bereichern. Solche Erforschungen ergaben sich dann zwar nicht, doch dafür bot sich die Möglichkeit, das ganze übrige Leben, mehr denn zwanzig Jahre lang, sozusagen einen »Vorwurf zu verkörpern« – buchstäblich nach dem Dichterwort:

»... Idealist und Liberaler,
Standest du vorm Vaterlande
Als verkörperter Vorwurf da!«

Doch jener Typ*, auf den sich diese Worte bezogen, hätte vielleicht auch das Recht gehabt, zeitlebens in diesem Sinne zu posieren, vorausgesetzt, daß er es wollte, obschon so

* Der unter Nikolai I. mundtot gemachten »Bürger«. E. K. R.

Digitized by Google

etwas doch recht langweilig ſein muß. Unſer Stepan Trofimowitſch aber war, wenn man ſchon die Wahrheit ſagen ſoll, nur ein Nachahmer im Vergleich zu jenen Charakteren, ja und das Stehen ermüdete ihn auch, weshalb er denn oft genug ein bißchen auf der Seite lag. Aber gleichviel, auch in liegender Stellung verblieb er eine Verkörperung des Vorwurfs – das muß man ihm ſchon laſſen –, um ſo mehr, als für die Provinz auch das vollauf genügte. Oh, man hätte ihn ſehen ſollen, wenn er ſich bei uns im Klub an den Kartentiſch ſetzte! Seine ganze Miene ſprach dann förmlich: »Karten! Ich ſpiele mit euch Jeralaſch!*) Wie iſt das vereinbar? Wer kann das verantworten? Wer hat mein Wirken zertrümmert und es in Jeralaſch verwandelt? Ach, geh unter, Rußland!« und würdevoll ſpielte er aus, – ſelbſtredend Coeur zuerſt.

Im Grunde aber liebte er ſogar ſehr, ein Partiechen zu machen, weswegen er nicht ſelten, und beſonders in der letzten Zeit, mit Warwara Petrowna unangenehme Auseinanderſetzungen hatte, zumal er im Spiel immer verlor. Doch davon ſpäter. Ich will nur bemerken, daß er ein ſogar gewiſſenhafter Menſch war (d. h. manchmal) und darum oft traurig war. Im Laufe der ganzen zwanzigjährigen Freundſchaft mit Warwara Petrowna pflegte er regelmäßig drei- bis viermal im Jahre ſeinem »Bürgergram«, wie wir das nannten, zu verfallen, das heißt einfach einer Hypochondrie, doch der Ausdruck »Bürgergram« gefiel der verehrten Warwara Petrowna. Späterhin war es auch noch der Champagner, dem er ab und zu verfiel oder zu verfallen begann, aber auch in der Beziehung ſchützte ihn die feinfühlige War-

* Eine Art Whiſtſpiel. Wörtlich: Unſinn, Wirrwarr. E. K. R.

Digitized by Google

wara Petrowna das ganze Leben lang vor allen trivialen Neigungen. Er bedurfte ja auch wirklich einer Art Kinderwärterin, denn mitunter konnte er sehr sonderbar sein: konnte mitten in der erhabensten Trauer plötzlich auf die volkstümlichste Weise zu spotten anfangen. Ja, es gab Augenblicke, wo er sich sogar über sich selbst in humoristischem Sinne zu äußern begann. Nichts aber fürchtete Warwara Petrowna so, wie humoristischen Sinn. Sie war eben eine klassisch empfindende Frau, war als Frau eine Mäzenatin, die nur nach höheren Gesichtspunkten handelte. Unschätzbar war denn auch der zwanzigjährige Einfluß dieser höheren Dame auf ihren armen Freund. Doch von ihr müßte man eingehender sprechen, was ich denn auch tun will.

III

Es gibt sonderbare Freundschaften; es gibt Freunde, die nur miteinander streiten, das ganze Leben in Streit verbringen, und doch nicht voneinander lassen können. Das Auseinandergehen ist ihnen sogar ganz unmöglich: der Freund, der aus Eigensinn als erster die Verbindung zerrisse, würde auch als erster krank werden und womöglich sterben, wenn es darauf ankommt. Ich weiß genau, daß Stepan Trofimowitsch mehrere Male, und zwar manchmal nach den intimsten Herzensergüssen unter vier Augen mit Warwara Petrowna, plötzlich, nachdem sie ihn verlassen hatte, vom Diwan aufsprang und mit den Fäusten an die Wand zu hämmern begann. Nicht sinnbildlich, sondern ganz einfach und sogar so, daß er einmal den Putz von der Wand losschlug. Vielleicht wird man nun fragen: woher ich denn eine so zarte Einzelheit habe erfahren können? Wie nun,

Digitized by Google

wenn ich ſelbſt Augenzeuge war? Wie, wenn er wiederholt an meiner Schulter geſchluchzt und mir dabei in grellen Farben ſeine letzten Geheimniſſe erzählt hat? (Und was, ja was kam dann nicht alles über ſeine Lippen!) Doch nach ſolchem Geſchluchze geſchah faſt immer Folgendes: am nächſten Tage war er dann bereit, ſich wegen ſeiner Undankbarkeit ſelber zu kreuzigen; dann rief er mich eilig zu ſich oder kam ſchnell ſelbſt zu mir, nur um mir mitzuteilen, daß Warwara Petrowna, »was Ehre und Zartgefühl betrifft«, ein Engel ſei, er aber ſei »das abſolute Gegenteil«. Und nicht nur zu mir kam er dann, nein, er ſchrieb das alles in wortreichen Briefen auch Warwara Petrowna, geſtand ihr, ohne ſich zu ſcheuen, den Brief mit ſeinem vollen Namen zu unterzeichnen, daß er z. B. erſt geſtern einem beliebigen Menſchen erzählt habe, ſie halte ihn nur aus Ruhmſucht in ihrem Hauſe, doch im Grunde beneide ſie ihn nur um ſeines Wiſſens und ſeiner Talente willen; ja, ſie haſſe ihn ſogar und wage nur nicht, ihren Haß offen zu zeigen, aus Furcht, er könnte dann weggehen und ihrem Ruf in der Literaturgeſchichte ſchaden; infolgedeſſen verachte er ſich nun ſelbſt und habe er beſchloſſen, eines gewaltſamen Todes zu ſterben; von ihr aber erwarte er nur noch ein letztes Wort, das alles entſcheiden werde uſw., uſw. in dieſer Art. Nach dieſem Beiſpiel kann man ſich ungefähr vorſtellen, zu welch einer Hyſterie die nervöſen Ausbrüche dieſes unſchuldigſten von allen 50jährigen Säuglingen manchmal ausarteten! Einen dieſer Briefe nach irgendeinem Streit zwiſchen ihnen aus einem geringfügigen Anlaß, aber mit erbitterndem Ausgang, habe ich ſelbſt geleſen. Ich war entſetzt und beſchwor ihn, den Brief doch nicht abzuſenden.

»Ich kann nicht ... es iſt ehrlicher ... es iſt meine

Digitized by Google

Pflicht ... ich ſterbe, wenn ich ihr nicht alles geſtehe, alles!« antwortete er nahezu fiebernd und ſandte den Brief tatſächlich ab.

Gerade darin aber lag der Unterſchied zwiſchen ihnen, daß Warwara Petrowna einen ſolchen Brief niemals abgeſandt hätte. Freilich, er liebte über alle Maßen zu ſchreiben, ſchrieb ihr ſelbſt damals, als ſie noch in demſelben Hauſe wohnten, ſchrieb in hyſteriſcher Überreizung ſogar zweimal am Tage. Ich weiß genau, daß Warwara Petrowna immer mit der größten Aufmerkſamkeit dieſe Briefe durchlas, auch wenn ſie ihrer zwei am Tage erhielt, um ſie dann, nummeriert und ſortiert, in einer beſonderen Schatulle aufzubewahren; außerdem aber hob ſie ſie noch in ihrem Herzen auf. Und nachdem ſie dann ihren Freund den ganzen Tag vergeblich auf eine Antwort hatte warten laſſen, benahm ſie ſich ihm gegenüber am nächſten Tage, als wäre ſo gut wie nichts Beſonderes geſchehen, als läge gar nichts vor. Auf die Weiſe hatte ſie ihn allmählich ſo zugeſtutzt, daß er ſchon von ſelbſt nicht mehr an das Vorgefallene zu erinnern wagte und ihr nur eine Weile in die Augen ſah. Doch vergeſſen tat ſie nichts, er aber vergaß manchmal ſchon gar zu ſchnell, und ermutigt durch ihre Ruhe, konnte er oft ſchon am ſelben Tage wieder lachen und beim Champagner allen möglichen Unſinn treiben, wenn ihn ſeine Freunde gerade an dem Tage beſuchten. Mit welchen verbitternden Gefühlen muß ſie in ſolchen Augenblicken auf ihn geſehen haben, er aber bemerkte überhaupt nichts! Es ſei denn, daß ihm nach einer Woche, einem Monat oder erſt nach einem halben Jahr in einem beſonderen Augenblick zufällig irgendein von ihm gebrauchter Ausdruck in ſo einem Brief einfiel und nach und nach der ganze Brief mit allen Einzelheiten und Umſtänden, und dann

Digitized by Google

verging er plötzlich vor Scham und quälte ſich mitunter dermaßen, daß er wieder an ſeinen Anfällen von Cholerine erkrankte. Dieſe ihn heimſuchenden eigentümlichen Anfälle, die an Cholerine erinnerten, waren in gewiſſen Fällen der gewöhnliche Ausgang ſeiner nervöſen Erſchütterungen und ſtellten ein in ihrer Art intereſſantes Kurioſum ſeiner Phyſis dar.

Ja, Warwara Petrowna hat ihn gewiß und ſogar ſehr oft gehaßt; er aber hat bis zum Schluß nur eines nicht an ihr erkannt: daß er nämlich zu guter Letzt für ſie zu einem Sohn geworden war, zu ihrem Geſchöpf, ja man kann ſagen, zu einer Erfindung von ihr, daß er ſchon Fleiſch von ihrem Fleiſch war und daß ſie ihn keineswegs »aus Neid«, »um ſeiner Talente willen« bei ſich hielt und unterhielt. Und wie müſſen ſolche Verdächtigungen ſie verletzt haben! In ihr verbarg ſich eine gewiſſe unerträgliche, unduldſame Liebe zu ihm, mitten unter ununterbrochenem Haß, unter Eiferſucht und Verachtung. Sie beſchützte ihn vor jedem Stäubchen, gab ſich unermüdlich zweiundzwanzig Jahre lang mit ihm ab, und die Sorge hätte ihr den Schlaf geraubt, wenn man ſeinen Ruf als Dichter, als Gelehrter, ſein Wirken im kulturbürgerlichen Sinne angetaſtet hätte. Sie hatte ihn ſich ausgedacht und war ſelber die erſte, die an die Wirklichkeit ihrer eigenen Dichtung glaubte. Er war ſo etwas wie ihre Illuſion. Aber ſie verlangte von ihm tatſächlich viel dafür, manchmal geradezu ſklaviſchen Gehorſam. Und nachtragend war ſie bis zur Unglaublichkeit. Übrigens werde ich doch lieber gleich zwei Fälle erzählen.

Digitized by Google

Eines Tages, gerade in der Zeit, als sich die ersten Gerüchte von der Aufhebung der Leibeigenschaft im Lande zu verbreiten begannen, als ganz Rußland plötzlich aufjauchzte und sich zu einer vollkommenen Wiedergeburt vorbereitete, beehrte ein Petersburger Baron, ein Mann mit den allerhöchsten Verbindungen, der noch dazu von Amts wegen der erwarteten Neuerung sehr nahe stand, auf der Durchfahrt Warwara Petrowna mit seinem Besuch. Sie liebte und pflegte solche Bekanntschaften außerordentlich, zumal ihre Verbindungen mit der hohen Gesellschaft nach dem Tode ihres Mannes beträchtlich abgenommen hatten und schließlich ganz aufzuhören drohten. Der Baron verweilte etwa eine Stunde bei ihr und trank Tee. Von ihren Bekannten war sonst niemand zugegen, nur Stepan Trofimowitsch ward von ihr eingeladen und sozusagen zur Schau gestellt. Der Baron hatte denn auch richtig schon früher von ihm gehört, oder tat wenigstens, als habe er von ihm gehört, doch wandte er sich beim Tee selten an ihn. Natürlich hätte sich Stepan Trofimowitsch gesellschaftlich nie irgendwie blamieren können, er hatte überhaupt die feinsten Manieren; obschon er, glaube ich, nicht von hoher Herkunft war. Aber er war von der frühesten Kindheit an in einem vornehmen Moskauer Hause aufgewachsen, also sehr gut erzogen; Französisch sprach er wie ein Pariser. Der Baron mußte mithin auf den ersten Blick erkennen, mit welchen Menschen Warwara Petrowna sich umgab, wenn sie auch in der Provinz lebte. Allein, es sollte anders kommen. Als nämlich der Baron die neuen Gerüchte von der bevorstehenden großen Reform ausdrücklich bestätigte, da konnte Stepan Trofi-

Digitized by Google

mowitſch plötzlich nicht an ſich halten und rief ein »Hurra!«, wobei er mit der Hand noch eine Geſte machte, die Begeiſterung ausdrücken ſollte. Er rief es übrigens nicht laut und geradezu elegant; ja, vielleicht war die Begeiſterung ſogar wohlüberlegt und die Geſte abſichtlich vor dem Spiegel einſtudiert, eine halbe Stunde vor dem Tee; doch offenbar mißglückte ihm hierbei irgend etwas, ſo daß der Baron ſich ein kaum merkliches Lächeln erlaubte, wenn er auch ſofort überaus höflich eine Phraſe über die allgemeine und erklärliche Ergriffenheit aller ruſſiſchen Herzen angeſichts der großen Begebenheit einflocht. Darauf empfahl er ſich bald und vergaß dabei nicht, Stepan Trofimowitſch zum Abſchiede zwei Finger zu reichen. Als Warwara Petrowna in den Salon zurückkehrte, ſchwieg ſie zunächſt etwa drei Minuten lang und tat, als ſuchte ſie etwas auf dem Tiſch; doch plötzlich wandte ſie ſich zu Stepan Trofimowitſch und ſtieß bleich, mit blitzenden Augen, halblaut ziſchelnd hervor: »Das werde ich Ihnen nie vergeſſen!«

Am anderen Tage verhielt ſie ſich zu ihrem Freunde als wäre nichts geſchehen, über das Vorgefallene verlor ſie weiter kein Wort. Erſt nach dreizehn Jahren, in einem tragiſchen Augenblick, erinnerte ſie ihn plötzlich an dieſen Vorfall, und wieder erbleichte ſie dabei genau ſo wie damals. Nur zweimal in ihrem Leben hat ſie zu ihm geſagt: »Das werde ich Ihnen nie vergeſſen!« Der Fall mit dem Baron war ſchon der zweite Fall; aber auch der erſte war an und für ſich ſo charakteriſtiſch und hat, wie mir ſcheint, im Schickſal Stepan Trofimowitſchs ſo viel bedeutet, daß ich mich entſchließe, auch ihn zu erwähnen.

Das war im Jahre 1855, im Mai, kurz nachdem man in Skworeſchniki die Nachricht vom Tode des Generalleut-

Digitized by Google

nants Stawrogin, des leichtsinnigen alten Herrn, erhalten hatte, der auf der Reise nach der Krim zur Übernahme eines Kommandos in der aktiven Armee unterwegs an einer Magenerkrankung gestorben war. Warwara Petrowna war also nun Witwe und ging in tiefstem Schwarz. Freilich, innerlich konnte ihre Trauer nicht sehr groß sein, denn schon die letzten vier Jahre hatten die beiden Gatten wegen der Charaktergegensätze vollkommen getrennt gelebt und sie hatte ihm nur eine Art Pension ausgesetzt. (Der Generalleutnant besaß selber nur 150 Seelen und sein Gehalt, außerdem seinen alten Adel und Beziehungen; der ganze Reichtum dagegen und Skworeschniki gehörten Warwara Petrowna, als der einzigen Tochter eines sehr reichen Branntweinpächters.) Nichtsdestoweniger hatte die Plötzlichkeit der Nachricht sie erschüttert, und so zog sie sich denn in die Einsamkeit zurück. Selbstredend befand sich Stepan Trofimowitsch ununterbrochen bei ihr.

Der Mai stand in voller Blüte; die Abende waren wundervoll. Maulbeerbäume dufteten. Die beiden Freunde kamen allabendlich im Garten zusammen, saßen bis in die Nacht hinein in einer Laube und breiteten ihre Gefühle und Gedanken voreinander aus. Es gab manchen poetischen Augenblick. Unter dem Eindruck ihrer Schicksalsänderung sprach Warwara Petrowna mehr als gewöhnlich. Sie schmiegte sich gleichsam an das Herz ihres Freundes, und das setzte sich so mehrere Abende fort. Plötzlich kam Stepan Trofimowitsch ein eigentümlicher Gedanke: Wie? rechnete die erschütterte Witwe jetzt vielleicht auf ihn? Erwartete sie etwa nach Ablauf des Trauerjahres einen Heiratsantrag von ihm? – Ein zynischer Gedanke; aber gerade die Höhe der Organisation begünstigt doch mitunter noch die Neigung zu zy-

Digitized by Google

niſchen Gedanken, ſchon allein durch die Vielſeitigkeit der Entwicklung. Er begann zu überlegen und fand, daß es wirklich dieſen Anſchein gewann. Er wurde nachdenklich. »Ein rieſiges Vermögen, das iſt allerdings wahr, aber...« In der Tat, Warwara Petrowna war nicht gerade das, was man unter einer Schönheit verſteht: ſie war eine große, gelbe, magere Frau, mit einem übermäßig langen Geſicht, in dem irgend etwas entfernt an einen Pferdekopf erinnerte. Stepan Trofimowitſch ſchwankte immer mehr unter ſolchen Betrachtungen, quälte ſich mit Zweifeln und weinte ſogar zweimal wegen ſeiner eigenen Unentſchloſſenheit (er weinte ziemlich oft). An den Abenden, alſo in der Laube, nahm ſein Geſicht einen kapriziöſen Ausdruck an, und zuweilen war ſogar etwas Ironiſches, etwas Kokettes und zugleich Hochmütiges darin. Das geſchieht ganz unwillkürlich, und ſogar je edler der Menſch iſt, um ſo bemerkbarer wird es. Ob nun Stepan Trofimowitſchs Befürchtungen grundlos waren oder nicht, das iſt ſchwer zu ſagen: am wahrſcheinlichſten iſt, daß Warwara Petrowna an eine Heirat überhaupt nicht dachte – jedenfalls hätte ſie ſich wohl niemals entſchließen können, ihren alten Namen, den der Stawrogins, mit dem ſeinen zu vertauſchen, ſelbſt wenn ſein Name in der Literatur noch ſo berühmt geweſen wäre. Vielleicht war es von ihr aus nur ein weibliches Spiel, der Ausdruck eines unbewußten weiblichen Bedürfniſſes, das ja in manchen weiblichen Fällen doch ſo natürlich iſt. Übrigens kann ich mich für nichts verbürgen, die Tiefe des Frauenherzens iſt ſogar bis heute noch unerforſchlich! Doch ich fahre fort.

Es iſt anzunehmen, daß Warwara Petrowna aus dem eigentümlichen Geſichtsausdruck ihres Freundes bald erriet, was in ihm vorging; ſie war feinfühlig und verſtand zu be-

Digitized by Google

obachten, er aber war manchmal ſchon gar zu naiv. Trotzdem vergingen die Abende nach wie vor poetiſch und bei anregender Unterhaltung. Einmal jedoch, bei Anbruch der Nacht, trennten ſie ſich nach einem beſonders lebhaften, intereſſanten und poetiſchen Geſpräch mit einem heißen Händedruck an der Treppe des Gartenhauſes, in das Stepan Trofimowitſch in jedem Sommer aus dem rieſigen Herrenhauſe von Skworeſchniki überzuſiedeln pflegte. Als er eingetreten war, nahm er zunächſt, gleichſam zerſtreut und doch wie in Gedanken verſunken, eine Zigarre, zündete ſie aber noch nicht an, ſondern trat ermüdet ans offene Fenſter und ſchaute regungslos den wie Flaum leichten, hellen Wölkchen zu, die an dem klaren Monde vorüberglitten, als plötzlich ein leiſes Geräuſch ihn aufſchreckte und er ſich umſah. Vor ihm ſtand wieder Warwara Petrowna, von der er ſich vor kaum vier Minuten im Garten getrennt hatte. Ihr gelbes Geſicht war faſt bläulich, ihre Lippen ſchienen ſich krampfhaft zuſammenzupreſſen und die Mundwinkel zuckten. So ſah ſie ihm wohl volle zehn Sekunden lang ſchweigend in die Augen, mit feſtem, unerbittlichem Blick, und plötzlich ſtieß ſie in ſchnellem Geflüſter hervor:

»Das werde ich Ihnen nie vergeſſen!«

Als Stepan Trofimowitſch mir zehn Jahre ſpäter dieſe traurige Geſchichte erzählte, flüſternd, nachdem er zuvor die Tür verſchloſſen hatte, verſicherte er mir, er ſei damals auf der Stelle ſo erſtarrt, daß er weder gehört noch geſehen habe, wie Warwara Petrowna wieder verſchwand. Und da ſie ſpäter kein einziges Mal den Vorfall auch nur erwähnt hatte und alles ſeinen Lauf ging, als wäre nichts geſchehen, ſo war er ſein lebelang geneigt, anzunehmen, daß das Ganze nur eine Halluzination vor der Erkrankung geweſen ſei, zumal

Digitized by Google

er tatsächlich noch in derselben Nacht erkrankte und ganze zwei Wochen lang das Bett hüten mußte, was denn auch, übrigens sehr zur rechten Zeit, den Gesprächen in der Laube ein Ende machte.

Doch ungeachtet seiner Idee von der Halluzination war es dennoch, als erwarte er jeden Tag, während der ganzen Jahre, so etwas wie eine Fortsetzung und sozusagen Erklärung dieses Geschehnisses. Er glaubte nicht, daß es damit auch beendet sei! Und wenn er das nicht glaubte, wie sonderbar muß er dann doch manchmal auf seinen »Freund« geschaut haben!

V

Sie hatte sogar das Kostüm für ihn erdacht, das er seitdem beständig trug. Es war geschmackvoll und charakteristisch: ein langer schwarzer Rock, fast bis oben zugeknöpft, der aber prachtvoll saß; ein weicher Hut (im Sommer aus Stroh) mit breiter Krempe; eine Halsbinde aus weißem Batist, mit großem Knoten und hängenden Enden; ein Stock mit silbernem Knauf, dazu das Haar fast bis auf die Schultern. Er war dunkelblond und erst in der letzten Zeit begann er ein wenig zu ergrauen. Den Schnurrbart und Bart rasierte er. Man sagt, in seiner Jugend sei er ein überaus schöner Mensch gewesen. Doch meiner Meinung nach war er auch im Alter eine ungemein eindrucksvolle Erscheinung. Aber kann man denn bei dreiundfünfzig Jahren überhaupt von Alter reden? Doch aus einer gewissen »Bürger«-Eitelkeit machte er sich nicht nur nicht jünger, sondern war sogar gleichsam stolz auf die Solidität seiner Jahre, und in diesem Kostüm, hoch von Wuchs, hager, mit dem langen Haar erinnerte er gleichsam an einen Patriarchen, oder noch

Digitized by Google

beſſer: an das Porträt des Dichters Kukolnik*, das in den dreißiger Jahren als Lithographie in irgendeiner Ausgabe erſchien, beſonders wenn er im Sommer im Garten ſaß, auf einer Bank unter blühendem Flieder, die Hände auf den Stock geſtützt, ein aufgeſchlagenes Buch neben ſich und in poetiſches Sinnen verſunken beim Anblick des Sonnenuntergangs. Übrigens inbetreff der Bücher muß ich bemerken, daß er in der letzten Zeit das Leſen gewiſſermaßen aufzugeben begann. Aber das geſchah doch erſt in der allerletzten Zeit. Die Zeitungen und Zeitſchriften dagegen, die Warwara Petrowna in Menge ſich zuſchicken ließ, die las er beſtändig. Für die Fortſchritte der ruſſiſchen Literatur intereſſierte er ſich gleichfalls unausgeſetzt, freilich ohne dabei ſeiner eigenen Würde auch nur das geringſte zu vergeben. Eine Zeitlang befaßte er ſich auch eifrig mit dem Studium unſerer inneren und äußeren Tagespolitik, doch alsbald gab er das reſigniert wieder auf. Es kam aber auch anderes vor: daß er z. B. einen Band Tocqueville in den Garten mitnahm, in ſeiner Rocktaſche aber einen Paul de Kock verſteckt hatte. Doch das ſind übrigens Belangloſigkeiten.

Zu dem Porträt von Kukolnik möchte ich hier nur in Klammern bemerken: daß dieſes Bild Warwara Petrowna zum erſtenmal in die Hände geraten war, als ſie noch in Moskau in einem adeligen Mädchenpenſionat erzogen wurde. Sie verliebte ſich ſofort in dieſes Bild, nach der Gewohnheit ſämtlicher junger Mädchen in Penſionaten, die ſich nun einmal in alles zu verlieben pflegen, was ihnen nur zu Geſichte kommt, aber zugleich auch in ihre Lehrer, und zwar vornehmlich in die der Schönſchreibe- und Zeichenkunſt. Im vor-

* Vgl. S. 1110, Anm. E. K. R.

Digitized by Google

liegenden Fall jedoch war das Bemerkenswerte nicht diese Eigenschaft junger Mädchen, sondern lediglich der Umstand, daß Warwara Petrowna die erwähnte Lithographie noch im fünfzigsten Lebensjahr unter ihren teuersten Kostbarkeiten aufbewahrte, also vielleicht nur deshalb auch für Stepan Trofimowitsch jenes besondere Kostüm erdacht hatte, das dem auf diesem Bilde dargestellten zum Teil so ähnlich war. Aber auch das ist natürlich nur eine Nebensache.

In den ersten Jahren oder, genauer gesagt, in der ersten Hälfte seines Aufenthalts bei Warwara Petrowna hatte Stepan Trofimowitsch immer noch an schriftstellerische Tätigkeit gedacht und sich eigentlich jeden Tag ernstlich vorgenommen, mit dem Werk, das ihm vorschwebte, zu beginnen. In der zweiten Hälfte aber begann er offenbar, die früheren Vorstudien schon zu vergessen. Immer häufiger sagte er zu uns: »Man sollte meinen, jetzt könnte ich mit der Arbeit beginnen, das Material ist zusammengetragen, und doch entsteht nichts! Es will einfach nicht in mir arbeiten!« und wehmütig ließ er den Kopf hängen. Zweifellos sollte gerade das ihn in unseren Augen noch mehr erhöhen, ihn als einen Märtyrer der Wissenschaft hinstellen; aber im Grunde und für sich selbst verlangte ihn doch nach etwas anderem. »Man hat mich vergessen, niemand braucht mich!« entrang es sich ihm mehr als einmal. Diese gesteigerte Schwermut bemächtigte sich seiner besonders ganz am Ende der fünfziger Jahre. Warwara Petrowna begriff schließlich, daß die Sache ernst war. Zudem konnte auch sie den Gedanken nicht ertragen, daß ihr Freund vergessen sei und niemand ihn brauche. Um ihn zu zerstreuen, aber zugleich auch um seinen Ruhm zu erneuen, reiste sie damals mit ihm nach Moskau, wo sie mit einigen tadellosen Vertretern der

Digitized by Google

Literaten- und Gelehrtenwelt bekannt war; doch es erwies sich, daß auch Moskau nicht zufriedenstellen konnte.

Es war damals eine besondere Zeit*; etwas Neues brach an, etwas, das der vorhergegangenen Stille schon gar zu unähnlich war, etwas schon gar zu Seltsames, das jedoch überall gespürt wurde, selbst in Skworeschniki. Verschiedene Gerüchte drangen auch dorthin. Die Tatsachen waren ja im allgemeinen mehr oder weniger bekannt, aber es war klar, daß außer den Tatsachen noch eigentümliche sie begleitende Ideen aufzutauchen begannen, und zwar, was das Wichtigste war, Ideen in außergewöhnlicher Menge. Gerade das aber wirkte verwirrend: es war ganz und gar unmöglich, sich ein Urteil zu bilden und genau zu erfahren, was diese Ideen eigentlich bezweckten. Warwara Petrowna wollte, infolge der weiblichen Konstruktion ihrer Natur, unbedingt ein Geheimnis in ihnen verborgen wissen. Sie begann nun zunächst selber die Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, dazu ausländische verbotene Ausgaben und sogar die damals aufkommenden Proklamationen (alles das wurde ihr zugestellt); doch ihr wurde davon nur schwindlig. Sie begann dann Briefe zu schreiben; man antwortete ihr wenig, und je weiter man ging, um so unverständlicher wurde es. Stepan Trofimowitsch ward darauf feierlichst von ihr gebeten, ihr »alle diese Ideen« ein für allemal zu erklären; doch seine Erklärungen befriedigten sie entschieden nicht. Der Standpunkt, von dem aus Stepan Trofimowitsch die allgemeine Bewegung beurteilte, war ein im höchsten Grade hochmütiger; bei ihm lief alles darauf hinaus, daß man ihn vergessen habe

* Die ersten Jahre nach der drückenden Regierungszeit Nikolais I. (1825—55), als unter dem jungen »Zar-Befreier« die großen Reformen vorbereitet wurden, bis 1861/62. E. K. R.

Digitized by Google

und niemand ihn brauche. Da aber geſchah es, daß man ſich ſchließlich auch ſeiner erinnerte; zuerſt in ausländiſchen Zeitſchriften* als eines verbannten Märtyrers, und danach ſofort auch in Petersburg, als eines ehemaligen Sternes in einem bekannten Sternbilde; man verglich ihn aus irgendeinem Grunde ſogar mit Radiſchtſcheff**. Darauf ſchrieb jemand in einer Zeitung, er ſei bereits geſtorben, und ſtellte einen Nekrolog über ihn in Ausſicht. Stepan Trofimowitſch belebte ſich nach dieſen Erwähnungen ſeines Namens im Nu wie ein Auferſtandener und nahm eine höchſt würdevolle Haltung an. Der ganze Hochmut in ſeinem bisherigen Verhalten gegenüber den Zeitgenoſſen fiel im Handumdrehen von ihm ab und ſtatt deſſen erglühte in ihm der Wunſch: ſich der Bewegung anzuſchließen und ſeine Kraft zu zeigen. Warwara Petrowna begann ſofort von neuem und an alles zu glauben und war ganz Eifer für die Sache. Es wurde beſchloſſen, ohne den geringſten Aufſchub nach Petersburg zu reiſen, alles an Ort und Stelle in Erfahrung zu bringen, perſönlich zu ergründen, und ſich hinfort, falls angängig, ganz und ungeteilt der neuen Aufgabe zu widmen. Unter anderem erklärte ſie ſich bereit, eine eigene Zeitſchrift zu gründen und dieſer von nun an ihr ganzes Leben zu weihen. Als Stepan Trofimowitſch ſah, wieweit es gekommen war, wurde er noch ſelbſtbewußter, und begann bereits unterwegs,

* Die regierungsfeindlichen ruſſiſchen Zeitſchriften erſchienen in der Schweiz und in London und waren in Rußland nur als Konterbande erhältlich. E. K. R.

** Verfaſſer eines empfindſamen Buches über die Schrecken der Leibeigenſchaft »Eine Reiſe von Petersburg nach Moskau«; wurde dafür ſofort (1790) zum Tode verurteilt, doch ſchließlich nur in Ketten nach Oſtſibirien verſchickt, ſpäter von Paul I. begnadigt. Beging Selbſtmord, als man ihm wieder mit Sibirien drohte. E. K. R.

Digitized by Google

ſich zu Warwara Petrowna faſt gönnerhaft zu verhalten, – was ſie ſich ſofort merkte und in ihrem Herzen aufhob. Übrigens hatte ſie noch einen anderen ſehr wichtigen Grund zu dieſer Reiſe, nämlich die Erneuerung ihrer Beziehungen zu den höheren Kreiſen. Man mußte ſich, ſoweit das möglich war, in der Geſellſchaft wieder in Erinnerung bringen, mußte wenigſtens den Verſuch machen. Doch offiziell war der Anlaß zu dieſer Reiſe ein Wiederſehen mit ihrem einzigen Sohn, der damals ſeine Studien im Petersburger Adelslyzeum beendete.

VI

Sie trafen in Petersburg ein und verlebten dort faſt die ganze Winterſaiſon. Allein zu den großen Faſten platzte alles wie eine regenbogenfarbene Seifenblaſe. Die Illuſionen verflogen, der geſchwatzte Unſinn aber klärte ſich nicht auf, ſondern wurde noch widerlicher. Doch zunächſt: die Wiederanknüpfung der höheren Beziehungen gelang faſt gar nicht, oder nur in äußerſt mikroſkopiſchem Maße, und ſelbſt das nur mittels erniedrigender Bemühungen. Die gekränkte Warwara Petrowna ſtürzte ſich darauf ganz in die »neuen Ideen« und eröffnete Abende in ihrem Salon. Sie lud Literaten ein, und man führte ihr die ſogleich in Menge zu. Alsbald kamen ſie ſchon von ſelbſt auch uneingeladen; einer brachte den anderen mit. Sie hatte noch nie ſolche Literaten geſehen. Eitel waren ſie bis zur Unglaublichkeit, aber ſie waren es ganz offen und ungeniert, wie wenn ſie damit eine Pflicht erfüllten. Manche (wenn auch längſt nicht alle) erſchienen ſogar in betrunkenem Zuſtande, aber auch das geſchah in einer Weiſe, als wären ſie ſich dabei einer beſonderen, erſt geſtern darin entdeckten Schönheit bewußt. Alle

Digitized by Google

waren sie auf irgend etwas bis zur Seltsamkeit stolz. Auf allen Gesichtern stand geschrieben, daß sie überzeugt waren, soeben erst ein ungeheuer wichtiges Geheimnis entdeckt zu haben. Den Gebrauch von Schimpfworten rechneten sie sich offenbar zur Ehre an. Was sie alle eigentlich geschrieben hatten, war ziemlich schwer zu erfahren; aber es gab da Kritiker, Romanschriftsteller, Dramatiker, Satiriker, Polemiker. Stepan Trofimowitsch drang sogar in ihren höchsten Kreis ein, von wo aus die ganze Bewegung geleitet wurde. Bis zu diesen Regierenden war es unglaublich hoch, doch ihm kamen sie bereitwillig entgegen, obschon natürlich kein einziger von ihnen etwas Näheres über ihn wußte oder gehört hatte, außer daß er eine »Idee vertrete«. Er manövrierte dann so um sie herum, daß er auch sie bewog, etwa zwei- oder dreimal in Warwara Petrownas Salon zu erscheinen, trotz all ihrer olympischen Erhabenheit. Diese Herren waren sehr ernst und sehr höflich; benahmen sich gut; die übrigen hatten sichtlich Furcht vor ihnen; aber man sah ihnen an, daß sie keine Zeit hatten. Es erschienen auch zwei oder drei ehemalige literarische Berühmtheiten, die sich damals zufällig in Petersburg aufhielten, und mit denen Warwara Petrowna schon lange die feinsten Beziehungen unterhielt. Doch zu Warwara Petrownas Verwunderung waren diese wirklichen und bereits zweifellosen Berühmtheiten unter ihren Gästen stiller als Wasser, niedriger als Gras, manche aber von ihnen schmiegten sich an dieses neue Gesindel geradezu an und suchten sich schmählicherweise bei ihm einzuschmeicheln. Anfangs hatte Stepan Trofimowitsch Glück; man griff sofort nach ihm und begann ihn in öffentlichen literarischen Veranstaltungen zur Schau zu stellen. Als er an einem öffentlichen literarischen Abende zum erstenmal als

Digitized by Google

einer der Vortragenden die Rednerbühne betrat, begrüßte ihn rasendes Händeklatschen, das gute fünf Minuten lang andauerte. Neun Jahre später gedachte er dieses Abends mit Tränen in den Augen, – übrigens mehr infolge seiner Künstlernatur als aus Dankbarkeit. »Ich schwöre Ihnen und wette darauf,« sagte er zu mir (aber nur zu mir und als tiefstes Geheimnis), »daß unter diesem ganzen Publikum niemand auch nur das geringste von mir wußte!« Ein beachtenswertes Geständnis: also war in ihm doch ein scharfer Verstand, wenn er schon damals auf der Rednerbühne, trotz seines Rausches, seine wirkliche Stellung so klar zu erkennen vermochte; und andererseits war doch wiederum kein scharfer Verstand in ihm, wenn er sogar nach neun Jahren nicht ohne die Empfindung einer Kränkung daran zurückdenken konnte. Unter anderem veranlaßte man ihn, zwei oder drei Kollektivproteste (wogegen – das wußte er selbst nicht) gleichfalls zu unterschreiben; jedenfalls tat er's. Auch Warwara Petrowna wurde zur Hergabe ihres Namens veranlaßt, und auch sie unterschrieb einen Protest gegen irgendein »schändliches Verhalten«. Übrigens hielt sich die Mehrzahl dieser neuen Leute aus irgendeinem Grunde für verpflichtet, auf Warwara Petrowna, wenn sie auch ihre Abende besuchten, doch mit Verachtung und unverhohlenem Spott herabzusehen. Stepan Trofimowitsch deutete mir gegenüber später in bitteren Augenblicken an, daß sie in eben jener Zeit begonnen habe, ihn zu beneiden. Sie begriff natürlich, daß diese Leute kein Umgang für sie waren, aber trotzdem empfing sie sie bei sich mit eigensinnigem Eifer, mit aller weiblich-hysterischen Ungeduld, und hörte vor allem nicht auf, etwas zu erwarten. An den Abenden in ihrem Salon sprach sie wenig, obschon sie zu sprechen verstanden hätte; aber sie hörte um so auf-

Digitized by Google

merkſamer zu. Man ſprach über alles mögliche: über die Abſchaffung der Zenſur und des Buchſtabens Jerr als harten Endzeichens, über die Erſetzung der ruſſiſchen Schriftzeichen durch lateiniſche, ſprach über die Tags zuvor erfolgte Verſchickung irgend jemandes nach Sibirien, über einen Skandal, der ſich in der Paſſage zugetragen, über die Vorteile einer Aufteilung Rußlands nach ſeinen Völkerſchaften unter freiem, föderativem Zuſammenſchluß, über die Abſchaffung des Heeres und der Flotte, über die Wiederherſtellung Polens bis zum Dnjepr, über die Bauernbefreiung und die Proklamationen, über die Abſchaffung des Erbrechts, der Familie, der Kinder und der Geiſtlichen, über die Frauenrechte, über das Haus des Verlegers Krajewski, das niemand Herrn Krajewski verzeihen konnte, uſw. uſw. Es war klar, daß ſich in dieſer Kohorte der neuen Menſchen viele Spitzbuben befanden, aber zweifellos gab es auch viele ehrliche, ſogar ſehr anziehende Menſchen unter ihnen, trotz gewiſſer wunderlicher Nuancen. Die ehrlichen waren viel unverſtändlicher als die unehrlichen und frechen; aber es ließ ſich nicht feſtſtellen, welche Art die andere in der Hand hatte. Als Warwara Petrowna ihre Abſicht, eine Zeitſchrift herauszugeben, ausgeſprochen hatte, ſtrömten noch viel mehr Leute herbei. Doch ſofort hagelten ihr auch ſchon Beſchuldigungen ins Geſicht, ſie ſei eine Kapitaliſtin und beute die Arbeitenden aus. Die Unverfrorenheit der Anklagen kam nur ihrer Unverhofftheit gleich. Da geſchah es aber, daß der hochbetagte General Iwan Iwanowitſch Drosdoff, der ehemalige Freund und Regimentskamerad des verſtorbenen Generals Stawrogin, ein überaus ehrenwerter Mann (in ſeiner Art) und den wir hier alle gekannt haben, ein bis zum Äußerſten ſtarrköpfiger und reizbarer Menſch, der entſetzlich

Digitized by Google

viel zu eſſen pflegte und den Atheismus über alles fürchtete, – daß dieſer General an einem der Abende bei Warwara Petrowna mit einem berühmten Jüngling in Streit geriet. Und ſchon nach den erſten Worten warf ihm dieſer ins Geſicht: »Wenn das wirklich Ihre Anſicht iſt, dann ſind Sie ja ein General,« in dem Sinne, als könne er ein noch ſtärkeres Schimpfwort als die Bezeichnung »General« nicht finden. Iwan Iwanowitſch brauſte maßlos auf: »Jawohl, mein Herr, ich bin ein General und Generalleutnant und habe meinem Kaiſer gedient, du aber, mein Beſter, biſt nur ein Bengel und ein Gottesleugner!« Es kam zu einem höchſt unziemlichen Skandal. Am anderen Tage wurde der Fall in der Preſſe entſprechend behandelt, und man begann Unterſchriften zu einem Kollektivproteſt gegen Warwara Petrownas »ſchändliches Verhalten« zu ſammeln, da ſie dem General nicht hatte die Tür weiſen wollen, was ſie ſofort hätte tun müſſen. Und in einem illuſtrierten Blatt erſchien eine Karikatur, die Warwara Petrowna, den General und Stepan Trofimowitſch boshaft als drei reaktionäre Freunde darſtellte; dem Bilde waren auch Verſe beigefügt, die ein »Dichter aus dem Volk« eigens zu dieſem Ereignis verfaßt hatte. Ich bemerke hierzu von mir aus, daß allerdings viele Perſonen im Generalsrang die Gewohnheit haben, komiſcherweiſe zu ſagen: »Ich habe meinem Kaiſer gedient«... alſo ganz als hätten ſie nicht denſelben Kaiſer wie wir einfachen Untertanen des Zaren, ſondern einen eigenen, beſonderen für ſich.

Natürlich war es danach nicht möglich, noch länger in Petersburg zu bleiben, zumal auch Stepan Trofimowitſch endgültig Fiasko machte. Er hatte es ſchließlich doch nicht ausgehalten und von den Rechten der Kunſt zu reden begonnen,

Digitized by Google

da aber war das Lachen über ihn noch lauter geworden. Bei seinem letzten Vortrag gedachte er durch kulturfordernde Redekunst zu wirken, da er sich einbildete, damit die Herzen rühren zu können, doch rechnete er gleichzeitig auf den Respekt vor seinem Märtyrertum als »Verbannter«. So gab er denn die Wertlosigkeit und Lächerlichkeit des Wortes »Vaterland« ohne weiteres zu, erklärte sich auch mit dem Gedanken, daß die Religion schädlich sei, einverstanden, doch dafür verkündete er laut und mit Entschlossenheit, daß Stiefel etwas Geringeres seien als Puschkin, und zwar etwas bedeutend Geringeres. Er wurde erbarmungslos ausgepfiffen, so daß er auf der Stelle, vor dem ganzen Publikum, ohne von der Rednerbühne hinabzusteigen, in Tränen ausbrach. Warwara Petrowna brachte ihn halbtot nach Hause. »On m'a traité comme un vieux bonnet de coton!« soll er nur noch wie benommen gestammelt haben. Sie pflegte ihn die ganze Nacht, gab ihm Kirschlorbeertropfen und tröstete ihn unentwegt bis zum Morgen mit Versicherungen wie: »Sie sind noch wertvoll, Ihre Stunde wird noch kommen, man wird Sie anerkennen... an einem anderen Ort.«

Am folgenden Tage aber erschienen bei Warwara Petrowna bereits früh morgens fünf Literaten, von denen ihr drei ganz unbekannt waren, ja die sie noch nie auch nur gesehen hatte. Mit strenger Miene teilten sie ihr mit, sie hätten die Angelegenheit der von ihr geplanten Zeitschrift geprüft und in der Sache einen Beschluß gefaßt. Warwara Petrowna hatte entschieden niemanden beauftragt, diese Angelegenheit zu prüfen und über ihre Zeitschrift etwas zu beschließen. Der Beschluß bestand darin, daß Warwara Petrowna, nachdem sie die Zeitschrift gegründet, diese unverzüglich mitsamt dem Kapital ihnen zu übergeben habe, mit den

Digitized by Google

Rechten einer freien Handelsgesellschaft; sie selbst aber solle nach Skworeschniki zurückkehren und nicht vergessen, Stepan Trofimowitsch mitzunehmen, der mit seinen Anschauungen »veraltet« sei. Aus Zartgefühl erklärten sie sich bereit, ihr das Eigentumsrecht zuzuerkennen und ihr alljährlich ein Sechstel des Gewinnes zuzusenden. Das Rührendste war dabei, daß von diesen fünf Menschen vier ganz gewiß nicht die geringste eigennützige Absicht hatten und nur um der »allgemeinen Sache« willen diese Mühe auf sich nahmen.

»Wir waren wie betäubt, als wir abfuhren,« erzählte Stepan Trofimowitsch, »ich konnte noch überhaupt nichts fassen, und ich erinnere mich, zum Rattern der Räder murmelte ich immer nur vor mich hin: ‚Wjek, Wjek, Wjek... Ljeff Kambeck-beck-beck... Wjek, Wjek, Wjek...‘* und der Teufel weiß was noch alles, bis wir in Moskau eintrafen. Erst in Moskau kam ich wieder zu mir – als hätte ich dort tatsächlich etwas anderes gefunden? Oh, meine Freunde!« rief er vor uns manchmal ergriffen aus, »Sie können sich ja gar nicht vorstellen, welch eine Trauer und welch eine Wut einem die ganze Seele erfüllen, wenn die große Idee, die Sie schon lange heilig halten, von Unwissenden aufgegriffen und zu ebensolchen Dummköpfen, wie jene selbst sind, auf die Straße hinausgeschleppt wird, und plötzlich begegnet man ihr schon auf dem Trödelmarkt, wo sie kaum wiederzuerkennen ist, im Schmutz, unsinnig aufgestellt, schief, ohne jede Porportion, ohne Harmonie, als Spielzeug dummer Kinder! Nein! Zu unserer Zeit war es nicht so, unser Streben ging nicht nach der Richtung. Nein, nein, ganz und gar nicht nach der Richtung. Ich erkenne nichts wieder... Aber

* Wjek, »Das Jahrhundert«, hier als Titel einer Zeitschrift gedacht. L. Kambek ein Kritiker. E. K. R.

Digitized by Google

unſere Zeit wird von neuem anbrechen und wird alles Wankelnde, Gegenwärtige wieder auf den feſten Weg lenken. Denn was ſollte ſonſt wohl werden?...«

VII

Gleich nach ihrer Rückkehr aus Petersburg ſchickte Warwara Petrowna ihren Freund ins Ausland: »zur Erholung«; aber es tat auch not, daß ſie ſich für einige Zeit voneinander trennten, das fühlte ſie. Stepan Trofimowitſch fuhr mit Entzücken ab. »Dort werde ich auferſtehen!« rief er aus, »dort werde ich mich nun endlich der Wiſſenſchaft zuwenden!« Doch ſchon in den erſten Briefen aus Berlin begann wieder das alte Lied: »Mein Herz iſt zerriſſen,« ſchrieb er an Warwara Petrowna, »ich kann nichts vergeſſen! Hier in Berlin hat mich alles an das Alte erinnert, an die Vergangenheit, an die erſten Begeiſterungen und die erſten Qualen. Wo iſt ſie? Wo ſeid ihr jetzt beide? Wo ſeid ihr, meine beiden Engel, deren ich niemals wert war? Und wo iſt mein Sohn, mein geliebter Sohn? Und ſchließlich, wo bin ich, ich ſelbſt, wo iſt mein früheres Ich, das ſtählern an Kraft und wie ein Fels unerſchütterlich war, während jetzt irgendein Andrejeff, un rechtgläubiger Narr mit einem Bart, peut briser mon existence en deux« uſw. uſw. Was dieſen Sohn betrifft, ſo iſt hierzu zu bemerken, daß er ihn in ſeinem ganzen Leben nur zweimal geſehen hatte: das erſtemal, als der Sohn geboren wurde, und das zweitemal gerade jetzt in Petersburg, wo der junge Mann ſich anſchickte, die Univerſität zu beziehen. Erzogen worden war der Knabe, wie bereits erwähnt, von Tanten im Gouvernement O..., 700 Werſt von Skworeſchniki (auf Warwara Petrownas

Digitized by Google

Koſten). Und was den erwähnten Andrejeff betrifft, ſo war das ganz einfach unſer hieſiger Kaufmann, ein Ladenbeſitzer, ein großer Sonderling, archäologiſcher Autodidakt und leidenſchaftlicher Sammler ruſſiſcher Altertümer, der manchmal Stepan Trofimowitſch in Kenntniſſen zu überbieten ſuchte, doch vor allem über Geſinnungsfragen mit ihm debattierte. Dieſer achtbare Kaufmann mit grauem Bart und in Silber gefaßter großer Brille ſchuldete Stepan Trofimowitſch noch 400 Rubel für einige Deſſjätinen Wald, die er auf deſſen kleinem (an Skworeſchniki grenzenden) Gute zum Abholzen gekauft hatte. Obſchon nun Stepan Trofimowitſch von Warwara Petrowna faſt verſchwenderiſch mit Mitteln zu dieſer Reiſe ausgeſtattet worden war, hatte er auf dieſe 400 Rubel doch noch beſonders gerechnet, wahrſcheinlich für ſeine geheimen Ausgaben, und er war faſt in Tränen ausgebrochen, als Andrejeff ihn bat, ſich noch einen Monat zu gedulden. Übrigens hatte Andrejeff durchaus ein Recht auf einen ſolchen Aufſchub, da er die erſten Raten alle faſt ein halbes Jahr vor dem Termin bezahlt hatte, weil das Geld damals von Stepan Trofimowitſch gerade dringend benötigt worden war. Jenen erſten Brief Stepan Trofimowitſchs aus Berlin las Warwara Petrowna mit Spannung, unterſtrich mit dem Bleiſtift den Ausruf »Wo ſeid ihr jetzt beide?« verſah den Brief mit dem Datum und verſchloß ihn in die Schatulle. Er hatte natürlich an ſeine beiden verſtorbenen Frauen gedacht. Den zweiten Brief aus Berlin ſchrieb er in einer anderen Tonart: »Ich arbeite täglich zwölf Stunden«, (»wenn er doch wenigſtens elf geſchrieben hätte,« murmelte Warwara Petrowna), »ſtöbere in den Bibliotheken umher, vergleiche, mache Auszüge, ſcheue keinen Weg; war bei den Profeſſoren. Habe die Bekanntſchaft mit der reizen-

den Familie Dundaſſoff erneuert. Wie entzückend Nadjeſhda Nikolajewna ſelbſt jetzt noch iſt! Sie läßt Sie grüßen. Ihr junger Gatte und alle drei Neffen ſind gleichfalls in Berlin. Abends Unterhaltung mit der Jugend, meiſt bis zum Morgengrauen; unſere Nächte ſind nahezu attiſch, jedoch natürlich nur was Feinheit und Geſchmack anlangt; alles Höhere; viel Muſik, ſpaniſche Motive, Pläne einer Erneuerung der Menſchheit, die Idee der ewigen Schönheit, ſixtiniſche Madonna, Licht mit Durchbrüchen der Finſternis, aber auch die Sonne hat Flecken! Oh, mein Freund, Sie mein edler, treuer Freund! Mit meinem Herzen bin ich bei Ihnen und der Ihrige; mit Ihnen allein ginge ich überall hin, en tout pays, und wäre es ſelbſt dans le pays de Makar et de ses veaux, von welchem Lande wir in Petersburg vor unſerer Abreiſe, Sie erinnern ſich wohl noch, ſo zitternd geſprochen haben. Denke jetzt lächelnd daran zurück. Als ich die Grenze überſchritten hatte, fühlte ich mich in Sicherheit, ein ſeltſames, neues Empfinden, zum erſtenmal nach ſo langen Jahren...« uſw. uſw.

»Alles Unſinn!« urteilte Warwara Petrowna, indem ſie auch dieſen Brief zu den anderen legte. »Wenn ſie bis zum Morgenrot attiſche Nächte verleben, dann wird er doch nicht zwölf Stunden über den Büchern ſitzen. War er etwa betrunken, als er das ſchrieb? Was fällt dieſer Dundaſſowa ein, mich grüßen zu laſſen? Übrigens, mag er ſich amüſieren...«

Der Satz „dans le pays de Makar et de ses veaux" ſollte bedeuten: »wohin Makar die Kälber nicht getrieben hat«*. Stepan Trofimowitſch überſetzte manchmal auf die

* Eine Redensart wie »am Ende der Welt«, wo Makar noch nie geweſen iſt, unter jenen Umſtänden in Petersburg das Verbannungsland Sibirien. E. K. R.

Digitized by Google

verdrehteſte Weiſe ruſſiſche Sprichwörter und Redensarten ins Franzöſiſche, obſchon er ſie zweifellos beſſer zu deuten und zu überſetzen verſtanden hätte; aber er tat das aus Vorliebe zu einer gewiſſen Nonchalance und fand es witzig.

Doch von dem »Amüſieren« hatte er bald genug, nicht einmal vier Monate hielt er es aus und kam nach Skworeſchniki zurückgeflogen. Seine letzten Briefe beſtanden faſt ausſchließlich aus Ergüſſen der gefühlvollſten Liebe zu ſeinem »abweſenden Freunde«, und waren buchſtäblich von Tränen der Sehnſucht verwiſcht. Es gibt Naturen, die außerordentlich am Hauſe hängen, ganz wie die Stubenhündchen. Das Wiederſehen der Freunde war eine freudige Hochſpannung. Nach zwei Tagen aber verlief alles wieder nach alter Art, und ſogar noch langweiliger als früher. »Mein Freund«, ſagte Stepan Trofimowitſch nach vierzehn Tagen zu mir, aber als größtes Geheimnis, »mein Freund, ich habe etwas für mich furchtbar... Neues entdeckt: Je suis un einfacher Paraſit et rien de plus! Mais r–r–rien de plus!"

VIII

Darauf trat eine ſtille Zeit ein und dauerte faſt dieſe ganzen neun Jahre. Die hyſteriſchen Ausbrüche mit dem Geſchluchze an meiner Schulter wiederholten ſich zwiſchendurch zwar regelmäßig, ſtörten aber ſonſt keineswegs unſer Wohlbehagen. Ich wundere mich eigentlich nur, daß Stepan Trofimowitſch in dieſer Zeit nicht dick wurde. Nur ſeine Naſe rötete ſich ein wenig und ſeine Gutmütigkeit nahm noch zu. Allmählich bildete ſich um ihn ein Kreis von Freunden, der übrigens immer klein blieb. Warwara Petrowna kümmerte ſich wohl nur wenig um dieſen Kreis, aber wir erkannten ſie

Digitized by Google

doch alle als unſere Patroneſſe an. Nach der Petersburger Enttäuſchung hatte ſie ſich endgültig in unſerem Gouvernement niedergelaſſen: im Winter lebte ſie in ihrem großen Hauſe in der Stadt, im Sommer draußen auf ihrem Gute. Nie vorher hatte ſie eine ſolche geſellſchaftliche Bedeutung und ſoviel Einfluß gehabt, wie in dieſen Jahren, das heißt, bis zur Ernennung des neuen, unſeres jetzigen Gouverneurs. Deſſen Vorgänger dagegen, der unvergeßliche, weiche Iwan Oſſipowitſch, war mit ihr nahe verwandt, und nicht umſonſt hatte ſie ihm manche Wohltat erwieſen. Seine Frau zitterte geradezu bei dem Gedanken, ſie könne Warwara Petrowna irgendwie mißfallen, und ſo grenzte denn, nach ihrem Beiſpiel, die Ehrerbietung der ſtädtiſchen Kreiſe vor Warwara Petrowna faſt ſchon an ſündhaften Götzendienſt. Bei ſolchen Zuſtänden hatte es natürlich auch Stepan Trofimowitſch gut. Er war Mitglied des Klubs, verlor würdevoll im Kartenſpiel und erwarb ſich die allgemeine Achtung, wenn auch viele in ihm nur einen »Gelehrten« ſahen. Späterhin, als Warwara Petrowna ihm eine eigene Wohnung zu beziehen geſtattete, war unſer Verkehr noch zwangloſer. Wir verſammelten uns etwa zweimal wöchentlich bei ihm, und dann gab es luſtige Abende, beſonders wenn er mit dem Champagner nicht kargte. Er bezog ihn von dem bereits erwähnten Andrejeff und die Rechnungen wurden halbjährlich von Warwara Petrowna bezahlt. Der Tag der Bezahlung war dann allerdings faſt immer auch ein Tag der Cholerine.

Das älteſte Mitglied des Freundeskreiſes war Liputin, ein Gouvernementsbeamter in nicht mehr jungen Jahren, ſehr liberal; in der Stadt galt er für einen Atheiſten. Verheiratet war er, zum zweiten Male, mit einer jungen und ſehr netten Frau, die ſogar eine Mitgift in die Ehe gebracht hatte.

Digitized by Google

Außerdem hatte er drei halb erwachsene Töchter. Diese ganze Familie hielt er in Gottesfurcht und hinter Schloß und Riegel, war sehr geizig und hatte sich von seinem Gehalt ein kleines Haus gekauft und sogar ein Kapital erspart. Er war ein unruhiger Mensch, dazu als Beamter nur von niedriger Rangklasse; in der Stadt wurde er nicht sonderlich geachtet und die bessere Gesellschaft verkehrte nicht mit ihm. Überdies war er ein berüchtigtes Klatschmaul und schon mehr als einmal dafür bestraft worden, sogar schmerzhaft, das erstemal von einem Offizier, ein anderes Mal von einem achtbaren Familienvater und Gutsbesitzer. Wir dagegen liebten seinen scharfen Verstand, seine Wißbegier, seine eigentümliche boshafte Lustigkeit. Warwara Petrowna mochte ihn nicht, aber er verstand es immer irgendwie, sich ihr anzupassen.

Auch Schatoff, ein anderer aus diesem Kreise, der jedoch erst im letzten Jahre in ihn eintrat, erfreute sich nicht der besonderen Zuneigung Warwara Petrownas. Schatoff war früher Student gewesen, war aber nach einem Studentenkrawall relegiert worden. Auf die Welt war er noch als Warwara Petrownas Leibeigener gekommen, als Sohn ihres verstorbenen Kammerdieners Pawel Fjodoroff, weshalb sie sich seiner besonders angenommen und ihn als Knaben von Stepan Trofimowitsch hatte unterrichten lassen. Sie mochte ihn nicht wegen seines Stolzes und seiner Undankbarkeit und konnte es ihm nicht verzeihen, daß er nach seiner Relegation nicht sofort nach Skworeschniki zurückgekehrt war. Ja, auf ihren eigens deshalb geschriebenen Brief an ihn hatte er seinerzeit überhaupt nicht geantwortet, sondern es vorgezogen, in der Familie eines gebildeteren Kaufmanns Kinder zu unterrichten und mit ihr ins Ausland zu fahren, mehr

Digitized by Google

als Kinderwärter, denn als Erzieher. Zugleich jedoch fuhr eine Gouvernante mit, ein junges, lebhaftes ruſſiſches Fräulein, und als der Kaufmann dieſe nach zwei Monaten, wegen »freier Anſchauungen« wegjagte, zog es auch Schatoff vor, ſich langſam davonzumachen, ihr nach Genf nachzureiſen und ſich dort mit ihr trauen zu laſſen. In Genf verlebten ſie ungefähr drei Wochen zuſammen, dann aber trennten ſie ſich, als freie Menſchen, die durch nichts aneinander gebunden waren – nicht zuletzt auch deshalb, weil ſie kein Geld hatten. Schatoff trieb ſich darauf noch eine Weile in Europa umher, lebte Gott weiß wovon: man ſagt, er habe auf der Straße Stiefel geputzt und ſei in einer Hafenſtadt Laſtträger geweſen. Schließlich aber kehrte er doch in ſeine Heimatſtadt zurück, vor knapp einem Jahre, und zog zu ſeiner alten Tante, die aber bereits nach einem Monat ſtarb. Zu ſeiner Schweſter Daſcha, Warwara Petrownas Zögling und beſonderem Liebling, die bei ihr wie eine geſellſchaftlich Gleichſtehende lebte, hatte er nur ſeltene und entfernte Beziehungen. Unter uns war er immer finſter und ſchweigſam, und nur zuweilen, wenn man an ſeine Überzeugungen rührte, war er von einer krankhaften Reizbarkeit und dann ſehr unvorſichtig in ſeinen Äußerungen. »Schatoff muß man zuerſt anbinden, wenn man mit ihm disputieren will,« pflegte Stepan Trofimowitſch zu ſcherzen; aber er liebte ihn. Im Auslande hatte Schatoff einige ſeiner ſozialiſtiſchen Überzeugungen vollſtändig geändert und war zum entgegengeſetzten Extrem übergegangen. Er war eines jener idealen ruſſiſchen Geſchöpfe, die plötzlich von irgendeiner ſtarken Idee getroffen und auf der Stelle gleichſam zu Boden gedrückt werden von ihrer Schwere, manchmal ſogar für immer. Sie ſind niemals imſtande, mit ihr fertig zu werden, ſondern be-

Digitized by Google

ginnen ſogleich leidenſchaftlich an ſie zu glauben, und ſo vergeht dann ihr ganzes Leben wie in den letzten Krämpfen unter einem auf ihnen laſtenden Steine, der ſie halbwegs ſchon erdrückt hat. Schatoffs Äußeres entſprach vollkommen ſeinen Überzeugungen: er war plump, blond, ſtark behaart, von niedrigem Wuchs, mit breiten Schultern, hatte dicke Lippen, ſehr dichte, überhängende, weißblonde Augenbrauen, eine finſtere Stirn, unfreundlichen, hartnäckig geſenkten und ſich gleichſam wegen irgend etwas ſchämenden Blick. Sein Haupthaar bildete an einer Stelle einen Büſchel, der ſich um keinen Preis ankämmen ließ und daher immer in die Höhe ſtand. Er war ungefähr ſieben- oder achtundzwanzig Jahre alt. »Ich wundere mich nicht mehr darüber, daß ſeine Frau von ihm weggelaufen iſt,« meinte Warwara Petrowna einmal, nachdem ſie ihn aufmerkſam gemuſtert hatte. Dabei bemühte ſich Schatoff, trotz ſeiner großen Armut, wenigſtens immer ſauber gekleidet zu ſein. Nach ſeiner Rückkehr hatte er Warwara Petrowna wieder nicht um Unterſtützung gebeten, ſondern ſich durchgeſchlagen, ſo gut es eben gehen wollte; er arbeitete bei Kaufleuten oder ſonſtwie. Einmal ſaß er in einem Laden; darauf ſollte er als Gehilfe des Transportführers mit einem Frachtſchiff wegfahren, aber da erkrankte er kurz vor der Abfahrt. Man kann ſich kaum eine Vorſtellung davon machen, welch einen Grad von Armut Schatoff zu ertragen fähig war, und ſogar ohne es zu merken. Nach der Krankheit überſandte ihm Warwara Petrowna heimlich und ungenannt hundert Rubel. Er erfuhr aber ſchließlich, von wem die Summe ſtammte, ſann lange nach, nahm ſie dann doch an und ging geraden Weges zu Warwara Petrowna, um ſich bei ihr zu bedanken. Sie empfing ihn herzlich, aber auch diesmal enttäuſchte er

Digitized by Google

ſchmählich ihre Erwartungen: er ſaß ihr nur fünf Minuten gegenüber, ſchwieg faſt die ganze Zeit, ſah zu Boden, lächelte blöde, und plötzlich, gerade an der intereſſanteſten Stelle des Geſprächs, ſtand er auf, machte eine ſchiefe und ungeſchickte Verbeugung, ſchämte ſich dabei zu Tode und – krach! hinter ihm lag Warwara Petrownas koſtbares und kunſtvolles Nähtiſchchen zerſchlagen am Boden, und Schatoff verließ das Zimmer mehr tot als lebendig. Liputin tadelte ihn wegen der ganzen Geſchichte heftig: einmal, weil er die hundert Rubel von ſeiner früheren Herrin und Deſpotin nicht mit Verachtung zurückgewieſen hatte und dann, weil er auch noch zur Dankſagung hingegangen war. Schatoff wohnte am äußerſten Ende der Stadt, und er ſah es nicht gern, wenn ihn jemand, ſelbſt von uns, beſuchte. Zu den Abenden bei Stepan Trofimowitſch erſchien er regelmäßig und lieh dann Bücher und Zeitſchriften von ihm.

Ein anderer aus unſerem Kreiſe, ein gewiſſer Wirginski, erinnerte, obgleich er ſcheinbar in allem Schatoffs vollſtändiges Gegenteil war, innerlich doch ſehr an ihn. Es war das ein hieſiger Beamter, gleichfalls ein »Ehemann«, ein bedauernswerter junger Menſch von ſchon dreißig Jahren, mit bedeutenden Kenntniſſen, die er größtenteils auf autodidaktiſchem Wege erworben hatte. Auch Wirginski war arm, dabei verheiratet und obendrein noch gezwungen, Tante und Schweſter ſeiner Frau zu ernähren. Dieſe drei Damen teilten die allerneueſten Anſchauungen, nur daß ſie bei ihnen etwas vulgär herauskamen, gleich »auf die Straße geſchleppten Ideen«, wie ſich Stepan Trofimowitſch einmal bei einem anderen Anlaß ausdrückte. Sie ſchöpften alles aus Büchern und waren jederzeit bereit, alles, was noch irgendwie unmodern war, zum Fenſter hinauszuwerfen – wenn nur aus

Digitized by Google

den fortſchrittlichen Winkeln der Hauptſtädte das zu tun angeraten wurde. Madame Wirginskaja hatte als Mädchen lange in Petersburg gelebt; jetzt war ſie Hebamme in unſerer Stadt. Wirginski ſelbſt war ein Menſch von ſeltener Herzensreinheit, und nie in meinem Leben habe ich eine ehrlichere Begeiſterung geſehen. »Niemals, niemals werde ich von dieſen lichten Hoffnungen laſſen,« ſagte er zu mir mit leuchtenden Augen. Von dieſen »lichten Hoffnungen« ſprach er ſtets nur leiſe, mit Wonnegefühl und flüſternd, wie von einem Geheimnis. Er war ziemlich hoch von Wuchs, aber ſehr dünn und ſchmal in den Schultern, blaß, mit ſehr ſpärlichem, leicht rötlichem Haar. Den oft recht hochmütigen Spott Stepan Trofimowitſchs über die eine oder andere ſeiner Meinungen ertrug er ſanftmütig, doch zuweilen widerſprach er ihm ſehr ernſt und ſetzte ihn durch ſeine Einwände in Verlegenheit. Im übrigen ging Stepan Trofimowitſch freundlich mit ihm um, ja und überhaupt verhielt er ſich zu uns allen väterlich.

»Alle ſeid ihr von den ‚unausgebrüteten‘,« bemerkte er einmal ſcherzhaft zu Wirginski, »wenn ich auch gerade an Ihnen, Wirginski, nicht dieſe Be-ſchränkt-heit bemerkt habe, wie ich ſie in Petersburg chez ces séminaristes angetroffen; aber trotzdem ſind Sie unausgebrütet. Schatoff möchte furchtbar gern ausgebrütet ſein, aber auch er iſt unausgebrütet.«

»Und ich?« fragte Liputin.

»Sie, – Sie ſind einfach die goldene Mitte, die ſich überall einlebt... auf ihre Art.«

Liputin fühlte ſich gekränkt.

Man erzählte ſich von Wirginski, und leider war es nur zu glaubwürdig, was man ſich erzählte, ſeine Frau habe ihm bereits nach dem erſten Jahr ihrer Ehe eines ſchönen Tages

Digitized by Google

mitgeteilt, daß er von nun an abgesetzt sei, und daß ein gewisser Herr Lebädkin seine Stelle einnehmen werde. Dieser Herr Lebädkin, ein Zugereister, stellte sich später als eine sehr fragwürdige Erscheinung heraus, die vor allem nicht das geringste Recht auf den sich selber beigelegten Titel eines Hauptmanns a. D. hatte. Was er verstand, das war lediglich den Schnurrbart zu drehen, zu trinken und den größten Unsinn zu schwatzen. Er war dabei taktlos genug, sofort zu Wirginskis überzusiedeln, freute sich hier vor aller Welt des freien Tisches und begann zu guter Letzt noch, den Hausherrn von oben herab zu behandeln. Man behauptete übrigens, daß Wirginski seiner Frau, nachdem sie ihm jene Mitteilung gemacht, geantwortet habe: »Mein Freund, bis jetzt habe ich dich nur geliebt, aber von nun ab achte ich dich.« In Wirklichkeit wird wohl kaum ein so altrömischer Ausspruch gefallen sein, und manche behaupten denn auch, daß er im Gegenteil schrecklich geweint habe. Eines Tages, etwa zwei Wochen nach seiner Absetzung, begaben sie sich alle, die ganze »Familie«, in das Wäldchen vor der Stadt, um dort mit Bekannten Tee zu trinken. Wirginski war geradezu fieberhaft lustig gestimmt und beteiligte sich am Tanz; doch plötzlich, und zwar ohne jeden vorhergegangenen Streit, packte er den Hünen Lebädkin, der solo einen Cancan tanzte, mit beiden Händen an den Haaren, riß ihn nieder und begann ihn kreischend, schreiend und weinend zu zerren und zu hauen. Der Hüne erschrak dermaßen, daß er sich nicht einmal wehrte, und solange der andere ihn prügelte, fast nicht muckste; nachher freilich spielte er dann mit dem ganzen Feuer eines edlen Menschen den Beleidigten. Wirginski bat seine Frau die ganze Nacht auf den Knien um Verzeihung, doch die ward ihm nicht gewährt, da er sich immerhin nicht

Digitized by Google

bereit erklärte, auch Lebädkin um Entschuldigung zu bitten; außerdem wurde ihm Mangel an Überzeugungstreue und Dummheit vorgeworfen; letzteres deshalb, weil er »während einer Auseinandersetzung mit einer Frau« vor dieser auf den Knien gelegen. Der »Hauptmann« verschwand bald darauf und erschien erst in allerletzter Zeit wieder in unserer Stadt, mit seiner Schwester und mit neuen Absichten; doch davon später. Es war also kein Wunder, daß der arme »Familienmensch« bei uns Ablenkung suchte und ein Bedürfnis nach unserer Gesellschaft hatte. Von seinen häuslichen Angelegenheiten sprach er bei uns übrigens nie. Nur einmal, als er mit mir von Stepan Trofimowitsch heimging, war es, als wollte er etwas über seine Lage verlauten lassen, doch schon im nächsten Augenblick rief er, indem er meine Hand ergriff, flammend aus: »Aber das tut ja nichts, das ist ja nur eine Privatangelegenheit; das stört doch die ‚allgemeine Sache' nicht im geringsten, nicht im geringsten!«

Es kamen auch noch andere, mehr zufällige Gäste zu unseren Abenden: beispielsweise der kleine Jude Lämschin, ferner ein Hauptmann Kartusoff. Vorübergehend kam manchmal auch noch ein wißbegieriger alter kleiner Herr, aber der starb. Einmal führte Liputin einen verbannten polnischen Geistlichen, Slonzewski, bei uns ein, und anfangs ließen wir ihn aus Grundsatz an unseren Abenden teilnehmen, dann aber lehnten wir ihn doch ab.

IX

Eine Zeitlang hieß es von uns in der Stadt, unser Kreis sei eine Pflanzstätte der Freigeisterei, der Sittenverderbnis und der Gottlosigkeit; ja eigentlich behauptete sich dieser

Digitized by Google

Ruf ſogar die ganze Zeit. Und dabei gab es bei uns doch nur das allerunſchuldigſte, liebe, echt ruſſiſche, heitere, liberale Geſchwätz. Der »höhere Liberalismus« und der »höhere Liberale«, d. h. ein Liberaler ohne jedes Ziel, ſind ja nur in Rußland möglich. Stepan Trofimowitſch brauchte, wie jeder wortwitzige Menſch, ganz einfach einen Zuhörer, und außerdem war ihm das Bewußtſein unentbehrlich, daß er die höchſte Pflicht, Ideen zu verbreiten, erfülle. Und ſchließlich mußte man doch jemanden haben, mit dem man Champagner trinken und ſo beim Glaſe eine gewiſſe Art heiterer Gedanken über Rußland und den »ruſſiſchen Geiſt«, über Gott im allgemeinen und den ruſſiſchen Gott im beſonderen austauſchen konnte; oder man erzählte zum hundertſten Male die allen ſchon längſt bekannten ſkandalöſen Anekdötchen Rußlands. Auch dem Stadtklatſch waren wir ganz und gar nicht abgeneigt und gelangten manchmal zu ſtrengen, hochmoraliſchen Verurteilungen. Wir gerieten auch auf das Thema der Weltgeſchichte, erörterten ernſt das zukünftige Schickſal Europas und der Menſchheit; prophezeiten doktrinär, daß Frankreich nach dem Cäſarismus mit einem Schlage auf die Stufe eines Staates zweiten Ranges herabſinken werde, und waren vollkommen überzeugt, daß das ungeheuer ſchnell und leicht geſchehen könne. Dem Papſt hatten wir ſchon längſt die Rolle eines gewöhnlichen Metropoliten in dem geeinigten Italien vorausgeſagt, und waren vollkommen überzeugt, daß dieſe ganze tauſendjährige Frage in unſerem Jahrhundert der Humanität, der Induſtrie und der Eiſenbahnen nur eine Lappalie ſei. Aber der »höhere ruſſiſche Liberalismus« verhält ſich ja nun einmal nicht anders zu der Sache. Manchmal ſprach Stepan Trofimowitſch auch über die Kunſt, und zwar ſehr gut, bloß leider ein wenig zu

Digitized by Google

abſtrakt. Hin und wieder kam er auch auf ſeine Jugendfreunde zu ſprechen – lauter Perſönlichkeiten, die in der Geſchichte unſerer Entwicklung ihren Platz haben –, er gedachte ihrer mit Rührung und Verehrung, aber ein wenig auch wie mit Neid. Wurde es einmal gar zu langweilig, dann ſetzte ſich das Jüdchen Lämſchin (ein kleiner Poſtbeamter), der meiſterhaft Klavier ſpielte, an das Inſtrument, und zwiſchen den Stücken, die er vortrug, ahmte er in Tönen das Grunzen eines Schweines nach, oder ein Gewitter, oder eine Entbindung mit dem erſten Schrei des Kindes uſw., uſw.; nur deswegen wurde er auch eingeladen. Hatten wir ſtark getrunken – und das kam vor, wenn auch nicht oft –, ſo gerieten wir meiſt in Begeiſterung, und einmal ſangen wir ſogar im Chor, zu Lämſchins Begleitung, die Marſeillaiſe, nur weiß ich nicht, ob das, was dabei herauskam, auch wirklich die Marſeillaiſe war. Den großen Tag des 19. Februar* feierten wir natürlich mit Enthuſiasmus und gewöhnten uns dieſe Feier mit Wein und Toaſten auch in den folgenden Jahren noch lange nicht ab. Das iſt freilich ſchon lange, lange her; damals waren Schatoff und Wirginski noch gar nicht hier, und Stepan Trofimowitſch wohnte noch im Hauſe von Warwara Petrowna. Einige Zeit vor dem großen Tage hatte Stepan Trofimowitſch ſich angewöhnt, ein paar geſchraubte Strophen vor ſich hinzumurmeln, die damals allen bekannt waren und die wohl ein ehedem liberaler Gutsbeſitzer verfaßt hatte:

»Es nahen die Männer, die Äxte geſchärft,
Bereiten Schreckliches vor!«

* Der Tag der Aufhebung der Leibeigenſchaft im Jahre 1861.
E. K. R.

Digitized by Google

Oder ungefähr so, wortwörtlich weiß ich es nicht mehr. Als Warwara Petrowna das einmal vernahm, rief sie: »Was für ein Unsinn!« und verließ erzürnt das Zimmer. Liputin aber, der gerade zugegen war, bemerkte boshaft zu Stepan Trofimowitsch: »Aber es wäre doch schade, wenn die früheren Leibeigenen im ersten Freudenrausche den Herren Gutsbesitzern etwas Unangenehmes bereiteten,« — und er fuhr sich mit dem Zeigefinger um den Hals herum.

»Cher ami«, erwiderte ihm hierauf Stepan Trofimowitsch gutmütig, »glauben Sie mir, daß dieses« (er wiederholte die Geste um den Hals herum) »nicht den geringsten Nutzen brächte, weder unseren Gutsbesitzern, noch uns anderen insgesamt. Auch ohne Köpfe würden wir nichts herzustellen verstehen, obschon gerade unsere Köpfe uns am meisten hindern, etwas zu verstehen.«

Ich muß bemerken, daß viele bei uns annahmen, am Tage des Manifestes werde etwas Ungewöhnliches geschehen; etwas von der Art, wie es Liputin andeutete, und das waren gerade die sogenannten Kenner des Volkes und des Staates. Es scheint, daß auch Stepan Trofimowitsch diese Befürchtungen teilte, und sogar in solchem Maße, daß er kurz vor dem großen Tage Warwara Petrowna plötzlich zu bitten begann, ins Ausland reisen zu dürfen; kurz, er fühlte sich beunruhigt. Aber der große Tag verging, es vergingen noch mehr Tage, und das hochmütige Lächeln erschien wieder auf Stepan Trofimowitschs Lippen. Übrigens äußerte er damals einige bemerkenswerte Gedanken über den Charakter des russischen Menschen im allgemeinen und des russischen Bauern im besonderen.

»Als hitzige Leute sind wir etwas voreilig gewesen mit unseren Bäuerlein,« schloß er die Reihe dieser bemerkens-

Digitized by Google

werten Gedanken. »Wir haben ſie in Mode gebracht, und ein ganzer Zweig unſerer Literatur hat ſich mehrere Jahre lang nur mit ihnen abgegeben, wie mit einer neuentdeckten Koſtbarkeit. Wir haben Lorbeerkränze auf verlauſte Köpfe geſetzt. Das ruſſiſche Dorf hat uns im Laufe der ganzen Jahre nichts weiter gegeben als den Nationaltanz, den Kamarinski. Hat doch ein hervorragender ruſſiſcher Dichter, dem es überdies nicht an Scharfſinn fehlte, ausgerufen, als er zum erſtenmal die große Rachel auf der Bühne ſah: ‚Die Rachel tauſche ich nicht gegen einen ruſſiſchen Bauern ein!‘ Ich bin bereit, noch viel weiter zu gehen: ich würde ſogar alle ruſſiſchen Bauern für die eine Rachel hingeben. Es iſt Zeit, nüchterner zu urteilen und nicht unſeren einheimiſchen unfeinen Teergeruch mit bouquet de l'impératrice zu verwechſeln.«

Liputin ſtimmte ihm ſofort bei, meinte aber, daß ſich zu verſtellen und die Bäuerlein zu verherrlichen damals immerhin um der Richtung* willen notwendig geweſen ſei; daß ſogar die Damen der höchſten Geſellſchaftskreiſe bei der Lektüre des »Anton Pechvogel** Tränen vergoſſen hätten, und manche hätten ſogar aus Paris an ihre Gutsverwalter geſchrieben, ſie ſollten von nun an mit den Bauern möglichſt human umgehen.

Da geſchah es eines Tages, und zum Unglück gerade nach den erſten Gerüchten von Anton Petrowitſch***, daß es auch

* Vgl. Vorbemerkung. E. K. R.

** Eine Dorfgeſchichte von Grigorowitſch, die 1847 eine neue Anſchauungsweiſe einleitete (daß der Bauer auch ein Menſch ſei) und der Literatur ein neues Stoffgebiet erſchloß. E. K. R.

*** Der Führer einer größeren Schar aufſäſſiger Bauern nach der Bauernbefreiung. Vergl. S. 1107, 2. Anmerkung. E. K. R.

Digitized by Google

in unſerem Gouvernement, und nur fünfzehn Werſt von Skkworeſchniki, zu einem gewiſſen Mißverſtändnis kam, ſo daß man in der erſten Hitze ein Militärkommando hinſchickte. Über dieſen Vorfall regte ſich Stepan Trofimowitſch dermaßen auf, daß er ſelbſt uns mit ſeiner Furcht anſteckte. Im Klub ſchrie er, wir brauchten mehr Militär, man müſſe aus einem anderen Bezirk telegraphiſch welches herbeirufen; er eilte zum Gouverneur und verſicherte dieſem, daß er, Stepan Trofimowitſch, mit dieſen Umtrieben nichts zu ſchaffen habe; er bat, ihn nicht in dieſe Sache hineinzuziehen, auf Grund der Erinnerung an Geweſenes, und erſuchte, dieſe von ihm abgegebene Erklärung unverzüglich nach Petersburg an die zuſtändige Stelle zu berichten. Zum Glück ging das alles bald vorüber und löſte ſich in nichts auf; nur mußte ich mich damals doch über Stepan Trofimowitſch wundern.

Drei Jahre ſpäter* begann man, wie erinnerlich, vom Nationalismus zu ſprechen, und es bildete ſich eine »öffentliche Meinung«. Darüber ſpottete er ſehr.

»Meine Freunde,« belehrte er uns, »ſollte unſere Nationalität neuerdings wirklich geboren oder ‚im Entſtehen begriffen' ſein, wie ſie jetzt in den Zeitungen behaupten, dann ſitzt ſie doch vorläufig gewiß noch in irgend ſo einer Petriſchule**, über dem deutſchen Buch und lernt ihre ewige deutſche Lektion, der deutſche Lehrer aber läßt ſie zur Strafe, wenn's nötig iſt, noch zeitweilig knien. Daß der Lehrer ein Deutſcher iſt, das lobe ich. Doch am wahrſcheinlichſten dürfte ſein, daß nichts geſchehen wird und nichts ‚im Ent-

* Der Aufſtand der Polen im Jahre 1863 hatte zur Folge, daß der ruſſiſche Nationalſtolz mächtig hervorbrach. E. K. R.

** Die beſte deutſche Schule in Petersburg. E. K. R.

Digitized by Google

ſtehen begriffen' iſt, ſondern alles ſo weitergeht wie ehedem, nämlich einfach unter Gottes Schutz! Meinem Dafürhalten nach genügt das auch für Rußland, pour notre sainte Russie. Zudem ſind doch alle dieſe Nationalismen und das Allſlawentum viel zu alt, um neu zu ſein. Die Nationalität iſt doch bei uns, wenn Sie wollen, noch nie anders in Erſcheinung getreten, als in Geſtalt eines Einfalls müßiger Klubherren, und zum Überfluß noch eines Moskauer Klubs. Ich rede natürlich nicht von den Zeiten Igors*. Und ſchließlich kommt doch alles nur vom Müßigſein. Jedenfalls bei uns alles vom Müßigſein, auch das Gute, auch das Schöne. Alles von unſerem herrſchaftlichen, lieben, gebildeten, launenzüchtenden Müßigſein! Dreißigtauſend Jahre lang wiederhole ich das ſchon! Wir verſtehen nicht, von eigener Arbeit zu leben. Und was reden ſie nur ſo viel von dieſer öffentlichen Meinung, die es bei uns jetzt auf einmal geben ſoll, — ſo plötzlich, wie ohne weiteres fertig vom Himmel gefallen? Begreifen die Leute denn wirklich nicht, daß zur Erlangung einer eigenen Meinung vor allen Dingen Arbeit gehört, eigene Mühe, eigener Verſuch in der Sache, eigene Erfahrung! Ohne eigene Mühe wird nie etwas erworben. Wenn wir arbeiten werden, werden wir auch eine eigene Meinung haben. Da wir aber niemals arbeiten werden, ſo wird auch immer die Meinung derjenigen maßgebend ſein, die an unſerer Statt bisher gerarbeitet haben, alſo die Meinung immer desſelben Europa, immer derſelben Deutſchen, die ja ſchon ſeit zwei Jahrhunderten unſere Lehrer ſind. Überdies iſt Rußland ein viel zu großes Mißverſtändnis, als daß wir

*Fürſt von Nowgorod, 1151—1202, fiel auf einem Eroberungszuge gegen die Polowzer. Anſpielung auf den ſorgloſen Willen dieſes Fürſten zu nationaler (normanniſcher!) Ausbreitung. E. K. R.

Digitized by Google

allein es erklären könnten, ohne die Deutschen und ohne Arbeit. Schon seit zwanzig Jahren läute ich die Alarmglocke und rufe zur Arbeit! Ich habe mein Leben dafür hingegeben, um aufzuwecken und zu rufen, und habe geglaubt, ich Tor, daß es nicht vergeblich sei! Jetzt glaube ich das nicht mehr, aber ich werde trotzdem bis zum Schluß läuten, bis man mir den Strang aus der Hand nimmt, um zu meiner Seelenmesse zu läuten!«

Leider stimmten wir ihm damals nur bei. Wir klatschten unserem Lehrer Beifall, und noch mit welch einem Enthusiasmus! Aber, meine Herrschaften, hört man denn nicht auch jetzt noch oft genug genau solchen »lieben«, »klugen«, »liberalen«, alten, russischen Unsinn?

An Gott glaubte unser Lehrer. »Ich begreife nicht, warum mich hier alle als einen Gottesleugner hinstellen?«, sagte er manchmal. »Ich glaube an Gott, mais distinguons: ich glaube an ihn wie an ein Wesen, das sich seiner in mir nur bewußt wird. Ich kann doch nicht wie Nastassja glauben« (sein Dienstmädchen), »oder wie irgend so ein begüterter Herr, der nur ‚für alle Fälle' glaubt, oder wie unser lieber Schatoff, – übrigens nein, Schatoff kommt hier nicht in Frage. Schatoff glaubt gewaltsam, wie ein Moskauer Slawophile. Was aber das Christentum betrifft, so bin ich, bei all meiner aufrichtigen Hochachtung vor ihm, doch kein Christ. Eher bin ich ein Heide der klassischen Vorzeit, wie es der große Goethe war, oder ein antiker Grieche. Schon dieses Eine, daß das Christentum für das Weib kein Verständnis hatte! – wie das George Sand in einem ihrer genialen Romane so glänzend auseinandergesetzt hat. Und was den Ritus, Fasten und dergleichen betrifft, ja da begreife ich nicht, wen das etwas angeht, wie ich mich dazu

Digitized by Google

verhalte? Mögen unſere hieſigen Denunzianten ſich auch noch ſo ſehr bemühen, zum Jeſuiten will ich deshalb doch nicht werden. 1847 ſchrieb Belinskij aus dem Auslande an Gogol ſeinen bekannten Brief, in dem er ihm heftig vorwarf, daß er an ‚irgendeinen Gott' glaube. Entre nous soit dit, ich kann mir nichts Komiſcheres denken, als den Augenblick, da Gogol (der Gogol von damals!*) dieſen Ausdruck las und ... den ganzen Brief las! Doch abgeſehen vom Komiſchen, und da ich ja im weſentlichen mit ihnen übereinſtimme, will ich beſonders auf eines hinweiſen: das waren doch Männer! Sie liebten doch ihr Volk, ſie waren imſtande, um des Volkes willen zu leiden, ja ſogar alles fürs Volk zu opfern, und doch waren ſie gleichzeitig Manns genug, dieſem Volk nicht beizupflichten, wenn es galt, die eigene Überzeugung zu wahren, ihm nicht nachſichtig in gewiſſen Anſchauungen zu Gefallen zu reden. Ein Belinskij konnte doch in der Tat nicht in Faſtenöl oder in Rettich mit Erbſen das Heil ſuchen!...«

Doch hier ergriff Schatoff Partei:

»Nie haben dieſe Ihre Männer das Volk geliebt, nie um des Volkes willen gelitten und nichts haben ſie fürs Volk geopfert, wie ſehr ſie ſich das auch eingebildet haben mögen!« brummte er unwirſch mit ungeduldigem Ruck, doch geſenktem Blick.

»Was, die ſollen das Volk nicht geliebt haben!« rief Stepan Trofimowitſch entrüſtet. »Oh, und wie haben ſie Rußland geliebt!«

»Weder Rußland noch das Volk!« rief nun auch Schatoff erzürnt; ſeine Augen funkelten. »Man kann nicht lieben,

* Gogol bekannte ſich ſeit 1846 zur offiziellen Orthodoxie.
E. K. R.

Digitized by Google

was man gar nicht kennt, sie aber hatten ja vom russischen Volke überhaupt keinen Begriff! Alle diese Männer, und Sie mit ihnen, haben das russische Volk einfach übersehen; Belinskij ganz besonders; der Beweis dafür ist schon eben jener Brief von ihm an Gogol. Belinskij hat genau wie der Wißbegierige in der Kryloffschen Fabel den Elefanten im Museum gar nicht bemerkt, da er ja seine ganze Aufmerksamkeit den französischen sozialistischen Käferchen zuwandte; bei denen ist er auch ewig geblieben. Und dabei war er doch noch der Gescheiteste von euch allen! Und nicht nur übersehen haben Sie alle das Volk, Sie haben sich sogar mit Ekel und Verachtung zu ihm verhalten, schon aus dem einen Grunde, weil Sie sich unter einem Volk einzig das französische Volk vorzustellen vermochten, und selbst von diesem nur die Pariser, und Sie schämten sich, daß das russische Volk nicht ebenso war. Das ist die nackte Wahrheit! Wer aber kein Volk hat, der hat auch keinen Gott! Seien Sie versichert, daß alle die, die aufhören, ihr Volk zu verstehen und die Verbindung mit ihm verlieren, sofort auch den Glauben der Väter verlieren und Atheisten oder Indifferente werden. Ich sage damit nur die Wahrheit! Das ist auch der Grund, weshalb Sie alle und auch wir jetzt alle entweder widerliche Atheisten oder indifferentes, verderbtes Pack sind und nichts weiter! Sie gleichfalls, Stepan Trofimowitsch, ich schließe Sie keineswegs aus, hab's sogar vor allem in bezug auf Sie gesagt, damit Sie's wissen!«

Nach einem solchen Monolog (und derartige Ausbrüche kamen bei ihm oft vor) geschah es gewöhnlich, daß Schatoff nach seiner Mütze griff und sofort zur Tür hinauswollte, in der festen Überzeugung, daß nun alles zu Ende sei und er seine freundschaftlichen Beziehungen zu Stepan Trofimo-

Digitized by Google

witsch für immer zerstört habe. Doch der verstand es stets, ihn rechtzeitig zurückzuhalten.

»Ei, sollten wir nicht Frieden schließen, Schatoff, nach all diesen netten Wörtchen?« pflegte er dann zu ihm zu sagen, indem er ihm von seinem Lehnstuhl aus gutmütig die Hand hinstreckte.

Der plumpe, doch leicht verlegen werdende und sich schämende Schatoff war kein Freund von Zärtlichkeiten. Äußerlich war er ein rauher Mensch, doch innerlich war er, glaube ich, unendlich zartfühlend. Wohl überschritt er oft das Maß, aber er war selbst der erste, der darunter litt. Auf Stepan Trofimowitschs versöhnliche Worte brummte er etwas vor sich hin, trat wie ein Bär auf demselben Fleck von einem Bein auf das andere, schmunzelte plötzlich ganz unvermittelt, legte die Mütze wieder aus der Hand und setzte sich schließlich auf seinen alten Platz, den Blick die ganze Zeit hartnäckig zu Boden gesenkt. Natürlich gab es dann sofort Wein, und Stepan Trofimowitsch brachte einen passenden Toast aus, z. B. auf das Andenken eines jener früheren bedeutenden Männer.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Prinz Heinz. Die Brautwerbung.

I

Außer Stepan Trofimowitſch gab es auf der Welt noch ein Weſen, an dem Warwara Petrowna nicht weniger hing als an ihm: das war ihr einziger Sohn Nikolai Wſſewolodowitſch Stawrogin. Für ihn war ſeinerzeit Stepan Trofimowitſch als Erzieher angenommen worden. Der Knabe war damals acht Jahre alt und ſeine Eltern lebten bereits getrennt, ſo daß das Kind nur unter der Obhut der Mutter heranwuchs. Man muß es Stepan Trofimowitſch laſſen: er verſtand es, ſeinen Zögling an ſich zu feſſeln. Sein ganzes Geheimnis beſtand darin, daß er ſelbſt noch ein Kind war. Ich war damals noch nicht hier, er aber bedurfte ja beſtändig eines Freundes, und er trug kein Bedenken, ein ſo junges Weſen zu ſeinem Vertrauten zu machen. Ja, es machte ſich ganz von ſelbſt, daß zwiſchen ihnen nicht der geringſte Abſtand fühlbar ward. Oft weckte er ſeinen zehn- oder elfjährigen Freund in der Nacht auf, nur um ihm unter Tränen ſein gekränktes Herz auszuſchütten oder ihm ein Familiengeheimnis zu enthüllen, ohne gewahr zu werden, daß ſo etwas denn doch unzuläſſig war. Sie fielen einander um den Hals und weinten. Von ſeiner Mutter wußte der Knabe, daß ſie ihn ſehr liebte; doch er ſelbſt liebte ſie wohl kaum.

Digitized by Google

Sie ſprach ſelten mit ihm, tat ihm ſelten einen Zwang an, aber ihr aufmerkſam ihm folgender Blick wurde von ihm immer krankhaft intenſiv geſpürt. Den Unterricht und die moraliſche Erziehung überließ ſie übrigens ganz Stepan Troſimowitſch. Damals glaubte ſie an ihn noch ohne Einſchränkung. Es iſt anzunehmen, daß der Lehrer die Nerven ſeines Zöglings ein wenig angegriffen hat: als dieſer mit ſechzehn Jahren auf das Lyzeum gebracht wurde, war er ſchwächlich und blaß, ſeltſam ſtill und nachdenklich. (Später zeichnete er ſich durch außergewöhnliche Körperkraft aus.) Anzunehmen iſt ferner, daß die Freunde nachts nicht immer nur über irgendwelche Familiengeſchichten weinten. Stepan Troſimowitſch hatte es verſtanden, im Herzen ſeines Freundes die tiefſten Saiten zu berühren und in ihm das erſte, noch unbeſtimmte Empfinden jener ewigen, heiligen Sehnſucht hervorzurufen, die manche auserwählte Seele, die ſie einmal gekoſtet und erkannt hat, nachher ſchon nie mehr gegen eine billige Zufriedenheit eintauſchen mag. (Es gibt auch ſolche Liebhaber dieſer Sehnſucht, denen ſie teurer iſt als die vollkommenſte Zufriedenheit, ſelbſt wenn eine ſolche für ſie wirklich erreichbar wäre.) Jedenfalls aber war es gut, daß der Zögling und der Erzieher voneinander getrennt wurden, wenn das auch etwas ſpät geſchah.

Während der erſten zwei Jahre im Lyzeum kam der Jüngling in den Ferien nach Haus. Als dann Warwara Petrowna und Stepan Troſimowitſch ſich in Petersburg aufhielten, fand auch er ſich manchmal zu den literariſchen Abenden im Salon ſeiner Mutter ein, hörte zu und beobachtete. Er ſprach wenig und war wie immer ſtill und ſchüchtern. Zu Stepan Troſimowitſch verhielt er ſich mit der früheren zarten Aufmerkſamkeit, war aber doch etwas zurückhal-

Digitized by Google

tender: von hohen Dingen und Erinnerungen an Vergangenes zu ſprechen vermied er ſichtlich. Als er das Lyzeum abſolviert hatte, trat er auf den Wunſch der Mutter beim Militär ein und wurde bald in eines der angeſehenſten Garde-Kavallerieregimenter aufgenommen. Er kam aber nicht zur Mutter, um ſich ihr in der Uniform zu zeigen, und ſchrieb aus Petersburg immer ſeltener. Geld ſchickte ihm Warwara Petrowna ohne zu ſparen, obſchon die Einnahmen von ihren Gütern nach der Aufhebung der Leibeigenſchaft ſo zurückgegangen waren, daß ſie in der erſten Zeit nicht einmal die Hälfte der früheren Summen erhielt. Für die Erfolge ihres Sohnes in der höchſten Petersburger Geſellſchaft intereſſierte ſie ſich ſehr. Was ihr nicht gelungen war, gelang dem jungen, reichen und hoffnungsvollen Offizier ohne weiteres. Er erneuerte Bekanntſchaften, an die ſie nicht mehr hatte denken können, und überall wurde er mit dem größten Vergnügen aufgenommen. Doch ſchon ſehr bald begannen ſeltſame Gerüchte ihr zu Ohren zu kommen: es hieß, der junge Mann habe ganz plötzlich und geradezu ſinnlos toll zu leben begonnen. Nicht, daß er ſpiele oder trinke; aber man ſprach von einer wilden Zügelloſigkeit, von Menſchen, die er mit ſeinen Trabern überfahren hatte, von einer grauſamen Rückſichtsloſigkeit gegen eine Dame der guten Geſellſchaft, mit der er in Beziehungen geſtanden und die er dann öffentlich beleidigt habe. Ja, in dieſer Sache ſei ſogar etwas ſchon gar zu unverhüllt Schmutziges hervorgetreten. Und überhaupt ſei er, wie man hinzufügte, ein herausfordernder Streitſucher, bändele an und beleidige dann einfach aus Luſt am Beleidigen. Warwara Petrowna regte ſich auf und war bekümmert. Stepan Trofimowitſch verſicherte ihr, das ſeien nur die erſten ſtürmiſchen Ausbrüche eines allzureich Veran-

Digitized by Google

lagten, das Meer werde ſich ſchon wieder beruhigen, und alles das erinnere nur an die Jugend des Prinzen Heinz, der mit Falſtaff, Poins und Mrs. Quickly ſeine Streiche vollführte. Diesmal rief Warwara Petrowna nicht »Unſinn, alles Unſinn!« wie ſie es ſich in der letzten Zeit Stepan Trofimowitſchs Auseinanderſetzungen gegenüber angewöhnt hatte; im Gegenteil, ſie hörte ſehr aufmerkſam zu, ließ ſich alles ausführlich erklären, nahm dann ſelbſt den Shakeſpeare zur Hand und las überaus achtſam das unſterbliche Werk. Doch die Lektüre beruhigte ſie nicht, auch fand ſie die Ähnlichkeit nicht ſo groß. Fieberhaft erwartete ſie die Antworten auf mehrere Briefe. Die blieben auch nicht aus; bald traf die unheilvolle Nachricht ein, Prinz Heinz habe faſt zu gleicher Zeit zwei Duelle gehabt, ſei bei beiden der einzig Schuldige geweſen, habe den einen Gegner auf der Stelle niedergeſtreckt und den anderen zum Krüppel geſchoſſen und infolgedeſſen ſei er vor Gericht geſtellt. Es endete damit, daß er zum Gemeinen degradiert, ſeiner Rechte beraubt und ſtrafweiſe in eines der Linien-Infanterieregimenter verſetzt wurde, und das war noch als ein beſonders gnädiges Urteil zu betrachten.

Im Jahre 1863 gelang es ihm, ſich auszuzeichnen; er erhielt das Ehrenkreuz und wurde zum Unteroffizier befördert, dann aber merkwürdig ſchnell auch zum Offizier. Inzwiſchen hatte ſeine Mutter wohl an hundert Briefe mit Bitten und Beſchwörungen nach Petersburg geſchrieben und ſich um ſeinetwillen ſogar manches Demütigende erlaubt. Nach ſeiner Beförderung nahm der junge Menſch plötzlich ſeinen Abſchied, kam aber wieder nicht nach Skworeſchniki und hörte ſogar ganz auf, an die Mutter zu ſchreiben. Man erfuhr ſchließlich auf Umwegen, daß er ſich wieder in Peters-

Digitized by Google

burg aufhalte, doch in der früheren Gesellschaft habe man ihn gar nicht mehr gesehen; er habe sich irgendwo gleichsam versteckt. Nachforschungen ergaben, daß er in einer sonderbaren Gesellschaft lebte, sich dem Abschaum der Petersburger Bevölkerung angeschlossen hatte, irgendwelchen stiefellosen Beamten, verabschiedeten Militärs, die in angemessener Form um Almosen baten, Trunkenbolden, deren schmutzige Familien er besuchte, Tage und Nächte in dunklen Spelunken und in Gott weiß was für Winkelgassen zubrachte, heruntergekommen, verlumpt war, und daß ihm das offenbar gefalle. Um Geld bat er seine Mutter nicht; er besaß ja auch selbst ein kleines Gut (den früheren Dorfbesitz des Generals Stawrogin), das immerhin etwas einbrachte und das er, wie verlautete, an einen Deutschen aus Sachsen verpachtet hatte. Schließlich bat ihn die Mutter doch sehr, zu ihr zu kommen, und Prinz Heinz erschien in unserer Stadt. Damals sah ich ihn zum erstenmal.

Er war ein sehr schöner junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, und ich muß gestehen, seine Erscheinung überraschte mich. Ich hatte erwartet, einen schmutzigen, verkommenen, von Ausschweifungen ausgemergelten, nach Branntwein riechenden Menschen zu erblicken. Statt dessen erblickte ich den elegantesten Gentleman, der mir je zu Gesicht gekommen ist. Tadellos gekleidet und von einer Haltung, wie sie nur ein Herr, der an den feinsten Anstand gewöhnt ist, haben kann. Ich war nicht der einzige, der staunte: es staunte die ganze Stadt, der übrigens Herrn Stawrogins Lebensgeschichte sogar mit solchen Einzelheiten bekannt war, daß man sich kaum zu erklären vermochte, wie diese hier in die Öffentlichkeit hatten gelangen können, und das Seltsamste dabei war noch, daß sich die Hälfte dieser Geschichten

Digitized by Google

als wahr erwies. Alle unſere Damen verloren den Verſtand vor Aufregung über den neuen Gaſt. Sie teilten ſich in zwei ſchroff entgegengeſetzte Parteien: von der einen wurde er vergöttert, von der anderen gehaßt bis zum Blutrachedurſt; den Verſtand freilich hatten beide Parteien verloren. Für die einen hatte es einen beſonderen Reiz, daß ſich in ſeiner Seele vielleicht ein ſchreckliches Geheimnis barg; anderen gefiel es entſchieden, daß er ein Mörder war. Es ſtellte ſich auch heraus, daß er eine überaus annehmbare Bildung und ſogar einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſaß. Von letzteren war allerdings nicht viel nötig, um uns in Erſtaunen zu ſetzen; aber er konnte auch über aktuelle und ſehr intereſſante Fragen ſprechen und ſogar, was das Wertvollſte war, mit auffallender Beſonnenheit. Erwähnt ſei noch als Seltſamkeit: alle fanden hier, und faſt vom erſten Tage an, daß er ein überaus vernünftiger Menſch ſei. Er war nicht ſehr geſprächig, formvollendet ohne Geſuchtheit, erſtaunlich beſcheiden und dabei kühn und ſelbſtbewußt, wie bei uns ſonſt niemand. Unſere Stutzer ſahen auf ihn mit Neid und kamen neben ihm überhaupt nicht in Betracht. Auch ſein Geſicht überraſchte mich: das Haar war faſt ſchon gar zu ſchwarz, die hellen Augen faſt ſchon zu ruhig und klar, die Geſichtsfarbe faſt ſchon zu zart und weiß, die Wangenröte ebenfalls wie ein wenig zu grell und zu rein, die Zähne wie Perlen, die Lippen wie Korallen, – man ſollte meinen, ein bildſchöner Mann, und doch war dieſe Schönheit gleichſam auch abſtoßend. Manche ſagten, ſein Geſicht erinnere an eine Maske; doch übrigens, was wurde nicht alles geſagt. Unter anderem ſprach man auch viel von ſeiner außergewöhnlichen Körperkraft. Dabei war er von Geſtalt beinahe hoch gewachſen. Warwara Petrowna blickte mit Stolz auf

Digitized by Google

ihren Sohn, aber immer auch mit Unruhe. Er lebte bei uns etwa ein halbes Jahr – träge, still, ziemlich verdrossen; er verkehrte in der Gesellschaft und erfüllte mit standhafter Aufmerksamkeit alle Vorschriften unserer Gouvernements-stadt-Etikette. Mit dem Gouverneur war er väterlicherseits verwandt und verkehrte in seinem Hause wie ein naher Verwandter. So vergingen ein paar Monate, und plötzlich zeigte das Tier seine Krallen.

Übrigens nebenbei bemerkt: der liebe gutmütige Iwan Ossipowitsch, unser Gouverneur, erinnerte ein bißchen an ein altes Weib, aber er stammte aus angesehener Familie und hatte gute Beziehungen – welche Umstände es denn auch erklären, wie er so lange Jahre Gouverneur bleiben konnte, obgleich er mit Arbeit nie behelligt werden wollte. In der guten alten Zeit hätte er bei seiner Gastfreiheit einen vorzüglichen Adelsmarschall abgegeben, aber zum Gouverneur in einer so mühevollen Zeit wie die unsrige paßte er entschieden nicht. In der Stadt hieß es denn auch immer, nicht er, sondern Warwara Petrowna verwalte das Gouvernement. Das war nun natürlich boshaft bemerkt, aber nichtsdestoweniger eine Unwahrheit. Aber ist denn bei uns in der Beziehung wenig Spitzfindigkeit vergeudet worden! Im Gegenteil, Warwara Petrowna hatte in den letzten Jahren konsequent und bewußt jeden höheren Ehrgeiz aufgegeben und ihre Tätigkeit freiwillig auf ein von ihr selbst streng umgrenztes Gebiet beschränkt. Sie begann sich plötzlich mit der Bewirtschaftung ihres Gutes zu befassen, und in zwei, drei Jahren hatte sie den Ertrag desselben nahezu wieder auf die frühere Höhe gebracht. Statt sich literarischem Ehrgeiz hinzugeben (die Reise nach Petersburg, die geplante Journalgründung usw.), begann sie zusammenzuscharren

Digitized by Google

und zu geizen. Selbst Stepan Trofimowitsch wurde von ihr etwas weiter entfernt, indem sie ihm jetzt endlich eine eigene Wohnung zu mieten erlaubte. Allmählich begann er sie eine prosaische Frau zu nennen, oder scherzhaft seinen »prosaischen Freund«. Selbstredend erlaubte er sich solche Scherze nur in der respektvollsten Form und nachdem er lange einen passenden Augenblick abgewartet hatte.

Wir alle, die wir ihr nahestanden, begriffen natürlich – und Stepan Trofimowitsch war der feinfühligste von uns –, daß der Sohn für sie gleichsam zu einer neuen Hoffnung, einem neuen Traum geworden war. Ihre leidenschaftliche Liebe zu ihm hatte schon in der Zeit seiner ersten Erfolge in der Petersburger Gesellschaft begonnen, und war dann besonders seit dem Augenblick gewachsen, als sie die Nachricht von seiner Degradation erhalten hatte. Und dabei fürchtete sie ihn doch offensichtlich und schien vor ihm förmlich seine Sklavin zu sein. Man merkte ihr an, daß sie etwas Unbestimmtes, Geheimnisvolles fürchtete, etwas, das auch sie selbst nicht zu nennen vermocht hätte, und oft betrachtete sie heimlich und unverwandt ihren Nicolas, als überlege sie und als suche sie etwas zu erraten... und siehe da: plötzlich – streckte das Tier seine Krallen aus.

II

Unvermutet erlaubte sich unser Prinz zwei, drei unmögliche Frechheiten gegen verschiedene Personen. Das Empörendste an ihnen war gerade ihre unerhörte Neuheit, ihre Unglaublichkeit; daß sie tatsächlich allen sonst üblichen Dreistigkeiten so unähnlich waren in ihrer törichten Bengelhaftigkeit, überdies weiß der Teufel wozu eigentlich be-

Digitized by Google

gangen, so vollständig ohne jeden Anlaß. Eines der ehrenwertesten Häupter unseres Klubs, Pjotr Pawlowitsch Gaganoff, ein bejahrter und sogar verdienstvoller Mann, hatte die unschuldige Angewohnheit, zur Bekräftigung jeder Behauptung heftig hinzuzufügen: »Nein, mich wird man nicht an der Nase führen!« Nun, das hatte ja weiter nichts auf sich. Aber als er eines Tages im Klub in der Hitze des Wortgefechts, inmitten einer Schar ihn umstehender Klubherren (lauter angesehener Persönlichkeiten) wieder einmal diesen Nachsatz anhing, trat Nikolai Wssewolodowitsch, der am Gespräch ganz unbeteiligt und allein abseits gestanden hatte, plötzlich auf Pjotr Pawlowitsch zu, faßte ihn unerwartet, aber fest, mit zwei Fingern an der Nase und zog ihn ein paar Schritte weit im Saal hinter sich her. Einen Groll konnte er gegen Herrn Gaganoff nicht haben. Man hätte das für einen echten Schuljungenstreich halten können, natürlich für einen ganz unverzeihlichen; indes war Nikolai Wssewolodowitsch, wie man später erzählte, im Augenblick der Tat geradezu nachdenklich, »ganz als wäre er nicht völlig bei Sinnen gewesen«, aber das vergegenwärtigte man sich und erwog man erst später. In der ersten Empörung dachten alle nur an den zweiten Augenblick, als er alles bereits zweifellos richtig begriff, jedoch, statt verlegen zu werden, plötzlich boshaft und belustigt lächelte, »ohne die geringste Reue«, wie es hieß. Es erhob sich ein schrecklicher Lärm; er wurde umringt. Nikolai Wssewolodowitsch wandte sich um, sah ringsum alle an, ohne jemandem zu antworten, und betrachtete interessiert die Gesichter der erregt Durcheinanderschreienden. Schließlich war es, als werde er plötzlich wieder nachdenklich – wenigstens wurde später so erzählt –, er runzelte die Stirn, trat dann festen Schrittes

Digitized by Google

auf den beleidigten Pjotr Pawlowitſch zu und ſagte ſchnell, dabei ſichtlich geärgert:

»Sie entſchuldigen natürlich... Ich weiß wirklich nicht, weshalb mich plötzlich die Luſt anwandelte... Es war eine Dummheit...«

Die Nachläſſigkeit dieſer Entſchuldigung kam einer neuen Beleidigung gleich. Es erhob ſich ein noch größeres Geſchrei. Nikolai Wſſewolodowitſch zuckte mit den Achſeln und ging hinaus.

Das war alles ſehr dumm, ganz abgeſehen davon, daß es als (wie man zunächſt meinte) »wohlüberlegte« Unanſtändigkeit zugleich eine bewußt freche Beleidigung unſerer ganzen Geſellſchaft war. So faßte man es denn auch allgemein auf, und Herr Stawrogin wurde ſofort einſtimmig aus der Zahl der Mitglieder des Klubs ausgeſchloſſen. Darauf wurde im Namen des ganzen Klubs an den Gouverneur die Bitte gerichtet, mittels der ihm anvertrauten Adminiſtrativgewalt den »ſchädlichen Unruhſtifter zu zügeln und damit die Ruhe der geſamten anſtändigen Geſellſchaft unſerer Stadt gegen ſchädliche Anſchläge zu ſichern«. Mit boshafter Unſchuld wurde hinzugefügt, »vielleicht laſſe ſich auch gegen Herrn Stawrogin ein Geſetz finden«, um dem Gouverneur wegen Warwara Petrowna einen Stich zu verſetzen. Das wurde mit Vergnügen breitgetreten. Der Gouverneur war zufällig abweſend; er war nicht weit zu einer Kindtaufe gefahren, zu einer intereſſanten und jungen Witwe, die erſt kürzlich ihren Mann verloren hatte und in intereſſanten Umſtänden zurückgeblieben war; aber man wußte, daß der Gouverneur von der Taufe bald heimkehren werde. Inzwiſchen bereitete man dem beleidigten Pjotr Pawlowitſch richtige Ovationen: man umarmte und küßte ihn, die ganze Stadt

Digitized by Google

machte bei ihm Visite. Man plante sogar ihm zu Ehren ein Diner im Klub, auf Subskription, und gab es nur auf seine dringende Bitte hin auf, – vielleicht aber auch, weil man sich schließlich darauf besann, daß der Mann ja immerhin an der Nase geführt worden war und mithin eigentlich kein Grund zu Festlichkeiten vorlag.

Indes, wie hatte das alles nur geschehen können? Bemerkenswert war besonders der Umstand, daß kein Mensch diesen Streich auf zeitweiliges Irresein zurückführte. Also war man doch offenbar bereit, auch einem gesunden und geistesklaren Nikolai Wssewolodowitsch Derartiges zuzutrauen. Ich für meine Person weiß selbst heute noch nicht, wie ich es erklären soll. Erwähnen will ich nur, daß vier Jahre später Nikolai Wssewolodowitsch auf meine vorsichtige Frage nach jenem Vorfall im Klub stirnrunzelnd antwortete: »Ja, ich war damals nicht ganz gesund.« Doch ich will nicht vorgreifen.

Bemerkenswert erschien mir auch jener Ausbruch eines allgemeinen Hasses, mit dem bei uns damals alle über den »Ruhestörer und großstädtischen bretteur« herfielen. Man wollte in jener Tat unbedingt die »freche, wohlüberlegte Absicht« sehen, mit einem Schlage »die ganze Gesellschaft zu beleidigen«. Jedenfalls hatte er niemanden für sich gewonnen, sondern alle gegen sich in Harnisch gebracht, und wodurch nur? Bis dahin hatte er noch niemanden gekränkt, höflich aber war er schon so gewesen, wie ein Herr aus einem Modeblatt, wenn der nur sprechen könnte. Ich nehme an, daß man ihn wegen seines Stolzes haßte. Selbst unsere Damen, die mit seiner Vergötterung begonnen hatten, entrüsteten sich jetzt über ihn noch ärger als die Männer.

Warwara Petrowna war furchtbar betroffen. Später ge-

Digitized by Google

ſtand ſie einmal Stepan Trofimowitſch, ſie habe das ſchon lange, ſchon das ganze halbe Jahr kommen fühlen, und ſogar »gerade etwas in dieſer Art«, ein bedeutſames Bekenntnis von ſeiten einer leiblichen Mutter. »Es hat alſo angefangen!« dachte ſie erſchauernd. Nach einer ſchlafloſen Nacht und nachdem ſie am Morgen Stepan Trofimowitſch um Rat gefragt und bei ihm ſogar geweint hatte, was ihr noch nie in Gegenwart anderer geſchehen war, wollte ſie vorſichtig, aber entſchloſſen eine Ausſprache mit ihrem Sohn herbeiführen. Und doch zitterte ſie davor. Nicolas, der ſtets ſo höflich und ehrerbietig gegen die Mutter war, hörte ſie eine Weile, die Augenbrauen zuſammengezogen, ſehr ernſt an; plötzlich ſtand er auf, ohne ein Wort zu antworten, küßte ihr die Hand und ging hinaus. Am Abend desſelben Tages aber kam es dann, wie abſichtlich, gleich noch zu einem zweiten Skandal, der, wenn er auch längſt nicht ſo ſchlimm war wie der erſte, die Entrüſtung in der Stadt doch noch ſehr verſtärkte.

Diesmal traf es unſeren Freund Liputin. Der erſchien bei Nikolai Wſſewolodowitſch, gerade als dieſer ſeine Mutter verlaſſen hatte, und bat ihn inſtändig, ihm die Ehre ſeines Beſuchs zu erweiſen: der Geburtstag ſeiner Frau ſollte durch eine kleine Abendgeſellſchaft gefeiert werden. Warwara Petrowna hatte ſchon lange mit Sorge dieſe Neigung ihres Sohnes wahrgenommen, Bekanntſchaften ſelbſt mit Leuten der dritten Geſellſchaftsſchicht anzuknüpfen. Bei Liputin hatte er bisher noch nicht im Hauſe verkehrt. Er erriet, daß dieſer ihn jetzt wegen des Skandals im Klub einlud, als Liberaler über dieſen Skandal entzückt war und aufrichtig meinte, gerade ſo müſſe man mit allen Häuptern des Klubs verfahren. Nicolas begann zu lachen und verſprach zu kommen.

Digitized by Google

Die Gäste, von denen sich eine Menge eingefunden hatte, waren nicht sehr angesehene, aber geistig nicht auf den Kopf gefallene Leute. Der geizige Liputin pflegte nur zweimal im Jahr Gäste einzuladen, dann aber einmal nicht zu knausern. Der Ehrengast Stepan Trofimowitsch war diesmal krankheitshalber nicht erschienen. Es wurde Tee gereicht, und es gab reichlich kalten Imbiß und Schnäpse; gespielt wurde an drei Tischen, die Jugend aber begann, in Erwartung des Abendessens, nach Klaviermusik zu tanzen. Nikolai Wssewolodowitsch forderte Frau Liputin auf – eine überaus nette kleine Frau, der vor ihm schrecklich bange war –, tanzte mit ihr zwei Touren, setzte sich dann neben sie, unterhielt sich mit ihr, brachte sie zum Lachen. Als er da bemerkte, wie hübsch sie war, wenn sie lachte, faßte er sie plötzlich vor den Augen aller Gäste um die Taille und küßte sie mitten auf den Mund, wohl dreimal hintereinander, mit ganzer Herzenslust. Die arme Frau fiel vor Schreck in Ohnmacht. Nikolai Wssewolodowitsch trat zu dem Ehemann, der in der allgemeinen Verwirrung wie betäubt dastand, wurde bei dessen Anblick selbst verlegen, und nachdem er ihm hastig zugemurmelt: »Seien Sie nicht böse«, ging er hinaus. Liputin aber lief ihm ins Vorzimmer nach, reichte ihm eigenhändig den Pelz und geleitete ihn unter Verbeugungen die Treppe hinunter. Doch schon am nächsten Tage gab es zu dieser verhältnismäßig harmlosen Geschichte ein ganz ulkiges Nachspiel, das Liputin sogar ein gewisses Ansehen verschaffte und das er sogleich zu seinem größten Vorteil auszunutzen verstand.

Gegen zehn Uhr morgens erschien im Hause der Madame Stawrogina Liputins Magd Agafja, ein munteres, gewandtes, rotbackiges Weiblein von etwa dreißig Jahren; sie

Digitized by Google

war von Liputin mit einem Auftrage zu Nikolai Wſſewolodowitſch geſchickt und wollte unbedingt »den Herrn ſelber ſehen«. Der hatte ſtarke Kopfſchmerzen, kam aber doch heraus. Warwara Petrowna glückte es, die Ausrichtung des Auftrags mit anzuhören.

»Sergei Waſſiljitſch« (d. h. Liputin), begann Agafja ſchnell zu plappern, »hat mir anbefohlen, vorerſt ſeine beſte Empfehlung auszurichten; und dann läßt er ſich nach Ihrer Geſundheit erkundigen, wie Sie nun eigentlich geruht haben, nach dem Geſtrigen ſozuſagen, und wie Sie ſich nun eigentlich fühlen, eben nach dem Geſtrigen, meint er?«

Nikolai Wſſewolodowitſch lächelte.

»Beſtelle meine Empfehlung, und ich ließe beſtens danken. Und ſage von mir deinem Herrn, Agafja, er wäre der klügſte Menſch in der ganzen Stadt.«

»Ja, und auf dieſe Antwort ſollte ich Ihnen dann antworten,« verſetzte Agafja noch ſchneller plappernd, »daß er das auch ohne Sie ſchon ſelber weiß und Ihnen ganz dasſelbe wünſcht, ſozuſagen.«

»Was! ... aber wie konnte er denn wiſſen, was ich dir antworten würde?«

»Ja, das weiß ich ſchon nicht, aber als ich ſchon hinausgegangen und ſchon die ganze Gaſſe hinuntergegangen war, höre ich plötzlich, er läuft mir nach, ohne Mütze, und: ‚Du,‘ ſagte er, ‚Agafjuſchka,‘ ſagte er, ‚wenn er dir darauf ſagen ſollte, da ihm nichts anderes übrigbleibt: beſtelle deinem Herrn, daß er der Klügſte in der ganzen Stadt iſt, dann ſag' du ihm ſogleich und vergiß das nicht, daß wir das auch ohne ihn ſchon wiſſen und ihm bloß auch dasſelbe wünſchen‘, ſozuſagen ...«

Digitized by Google

Schließlich fand auch die Aussprache mit dem Gouverneur statt. Unser lieber, gutmütiger Iwan Ossipowitsch war kaum heimgekehrt, als ihm der Klub auch schon seine heftige Beschwerde vorbrachte. Zweifellos mußte er nun etwas tun, aber er war doch in Verlegenheit. Unserem gastfreundlichen alten Herrn schien sein junger Verwandter ebenfalls nicht ganz geheuer zu sein. Gleichwohl entschloß er sich endlich, ihm gütlich zuzureden, den Klub und den Beleidigten um Entschuldigung zu bitten, falls nötig sogar schriftlich; dann aber wollte er ihm wohlwollend nahelegen, z. B. zu Bildungszwecken nach Italien zu reisen oder überhaupt ins Ausland, etwas weiter weg von uns. In dem Raum, wo er diesmal Nicolas zu empfangen beschloß (bis zu diesem Tage war Nicolas mit dem Rechte des Verwandten im ganzen Hause unbehindert umhergegangen), war wie zufällig noch sein Günstling und Sekretär Aljoscha Telätnikoff anwesend und damit beschäftigt, an einem Tisch in der Ecke Postsachen zu öffnen. Im Nebenzimmer aber saß an dem der Tür am nächsten liegenden Fenster ein dicker und kräftiger Oberst, ein Freund und früherer Kamerad des Hausherrn, und las die Zeitung »Die Stimme«, anscheinend ohne die Vorgänge im anderen Raume zu beachten. Iwan Ossipowitsch begann vorsichtig, holte weit aus, sprach fast flüsternd, verlor aber immer wieder den Faden. Nicolas schaute sehr unfreundlich drein, gar nicht wie ein Verwandter, war bleich, saß mit gesenktem Blick da und hörte mit zusammengezogenen Brauen zu, wie wenn er einen heftigen Schmerz unterdrückte.

»Sie haben ein gutes Herz, Nicolas, ein edles Herz,«

Digitized by Google

ſagte unter anderem der alte Herr, »Sie ſind überaus gebildet, haben ſich in den höchſten Kreiſen bewegt, haben ſich auch bei uns bisher muſterhaft aufgeführt und dadurch das Herz Ihrer von uns allen verehrten Mutter beruhigt ... Und nun beginnt das alles von neuem, und wieder in einem ſo rätſelhaften und für alle gefährlichen Kolorit! Ich rede zu Ihnen als Freund Ihres Hauſes, als ein Sie liebender, bejahrter Verwandter, dem man das doch nicht als etwas Verletzendes übelnehmen kann... So ſagen Sie doch, was in aller Welt treibt Sie zu ſolchen Ausſchreitungen, die mit allen hergebrachten Formen und Sitten ſo unvereinbar ſind? Was bedeuten dieſe Ausfälle, die ja wie im Fieberdelirium begangen ſind?«

Nicolas hatte geärgert und ungeduldig zugehört. Plötzlich blitzte in ſeinem Blick gleichſam ein liſtiger und ſpöttiſcher Ausdruck auf. »Ich kann es Ihnen ja meinethalben ſagen, was mich dazu treibt«, ſagte er unwirſch, ſah ſich um und beugte ſich zum Ohr Iwan Oſſipowitſchs. – Der wohlerzogene Aljoſcha Telätnikoff trat noch drei Schritte weiter zum Fenſter, der Oberſt räuſperte ſich hinter ſeiner Zeitung. Der arme Iwan Oſſipowitſch hielt eilig und vertrauensvoll ſein Ohr hin; er war äußerſt neugierig. Und da geſchah denn abermals etwas ganz Unmögliches und doch andererſeits in einer Hinſicht nur zu Eindeutiges. Der alte Herr fühlte auf einmal, daß Nicolas, ſtatt ihm ein intereſſantes Geheimnis zuzuflüſtern, plötzlich den oberen Teil ſeines Ohres mit den Zähnen faßte und ziemlich feſt zubiß.

»Nicolas, was ... ſoll das!« ſtöhnte er mechaniſch mit einer ganz fremdklingenden Stimme.

Aljoſcha und der Oberſt begriffen nicht recht, was da vorging; es ſchien ihnen bis zum Schluß, daß dem Alten etwas

Digitized by Google

zugeflüstert wurde, aber dessen verzweifeltes Gesicht beunruhigte sie doch. Sie glotzten sich mit aufgerissenen Augen an und wußten nicht, ob sie noch warten oder schon zu Hilfe eilen sollten, wie verabredet war. Nicolas erriet das wohl und biß noch ein wenig schmerzhafter zu.

»Nicolas, Nicolas!« stöhnte das Opfer wieder, »nun ... genug... mit dem Scherz...« – Noch ein Augenblick, und der Arme wäre gestorben; doch der Unmensch hatte Erbarmen und ließ das Ohr los. Diese ganze Todesangst hatte eine volle Minute gedauert und der Alte bekam eine Art Ohnmachtsanfall. Eine halbe Stunde später aber wurde Nicolas verhaftet und abgeführt, vorläufig nach der Hauptwache, wo man ihn in eine besondere Zelle einsperrte, mit einer besonderen Schildwache vor der Tür. Das war freilich eine schroffe Maßnahme, doch unser weichherziger Regent war dermaßen erzürnt, daß er die Verantwortung selbst Warwara Petrowna gegenüber zu übernehmen wagte. Und tatsächlich, als diese sofort eilig und erregt zum Gouverneur gefahren kam, wurde ihr erklärt, daß sie nicht empfangen werden könne, und ohne auszusteigen fuhr sie heim. Sie konnte diese Absage zunächst überhaupt nicht fassen.

Endlich aber fand alles seine Erklärung! Gegen zwei Uhr nachts begann der Arrestant, der bis dahin erstaunlich ruhig gewesen war und sogar geschlafen hatte, plötzlich zu toben, schlug mit den Fäusten gegen die Tür, riß mit übermenschlicher Kraft das eiserne Gitter von dem Fenster ab, zerschlug die Scheibe und zerschnitt sich dabei die Hände. Als der wachhabende Offizier mit der Mannschaft herbeigeeilt kam und die Zelle aufschließen ließ, stellte sich heraus, daß der Gefangene sich im stärksten Fieberdelirium befand; er wurde nach Hause zur Mutter geschafft. Nun war ja alles

Digitized by Google

klar. Unſere drei Ärzte äußerten ſich dahin, daß der Kranke ſehr wohl ſchon vor drei Tagen in dieſem Fieberzuſtande wie benommen geweſen ſein könne. Somit hatte Liputin als erſter das Richtige erraten. Der zartfühlende Iwan Oſſipowitſch war nun ſehr betreten, auch im Klub ſchämte man ſich und begriff nicht, wie man auf dieſe einzig mögliche Erklärung nicht verfallen war. Natürlich gab es auch Skeptiker, aber die konnten ſich nicht behaupten.

Nicolas lag gute zwei Monate. Aus Moskau wurde ein berühmter Arzt zur Beratung mit unſeren Ärzten herbeigerufen. Die ganze Stadt beſuchte Warwara Petrowna. Und ſie verzieh. Als Nicolas ſich zum Frühling hin wieder erholte und mit dem Vorſchlag der Mutter, nach Italien zu reiſen, einverſtanden war, da bat ſie ihn, vorher doch überall ſeine Abſchiedsviſite zu machen und ſich bei der Gelegenheit zu entſchuldigen, wo das nötig und ſoweit es möglich war. Nicolas verſprach ihr auch das, und ſogar mit großer Bereitwilligkeit. Und alsbald erfuhr man im Klub, er habe mit Pjotr Pawlowitſch eine überaus zartfühlende Ausſprache gehabt, durch die dieſer vollkommen zufriedengeſtellt worden ſei. Während dieſer Viſiten ſoll Nicolas ſehr ernſt und ſogar ein wenig düſter geweſen ſein. Alle empfingen ihn anſcheinend mit aufrichtiger Teilnahme, doch im Grunde waren alle verlegen und nur froh, daß er nach Italien reiſte. Iwan Oſſipowitſch weinte ſogar, konnte ſich aber aus einem unbeſtimmten Grunde doch nicht entſchließen, ihn zum Abſchied zu umarmen. Allerdings blieben bei uns manche doch überzeugt, der Taugenichts habe alle nur zum beſten gehabt, die Krankheit aber ſei – ſo eine Sache für ſich geweſen. Auch zu Liputin fuhr er zur Abſchiedsviſite.

»Sagen Sie mal,« fragte er ihn, »wie konnten Sie da-

Digitized by Google

mals im voraus wiſſen, was ich über Ihren Verſtand ſagen würde, und die Antwort darauf ſchon mitgeben?«

»Ganz einfach,« ſagte Liputin lachend, »weil auch ich Sie für klug halte, alſo war's nicht ſchwer!«

»Immerhin ein ſeltſames Zuſammentreffen. Aber erlauben Sie: dann hielten Sie mich damals für geſcheit und nicht für wahnſinnig?«

»Für den geſcheiteſten und klügſten, und ich ſtellte mich nur ſo, als glaubte ich, Sie wären nicht bei voller Vernunft... Und Sie haben ja auch meine Gedanken damals ſofort erraten und mir durch Ihre Antwort an Agafja ein Patent auf Scharfſinn ausgeſtellt.«

»Übrigens irren Sie ſich da doch ein wenig: ich war tatſächlich... krank«, ſagte Nicolas verſtimmt. »Wie! glauben Sie denn wirklich, ich wäre fähig, bei vollem Verſtande Menſchen zu überfallen? Wozu denn das?«

Liputin wand ſich betreten und wußte nicht recht, was er antworten ſollte. Nicolas erblaßte ein wenig, oder vielleicht ſchien es Liputin nur ſo.

»Jedenfalls haben Sie eine ſehr amüſante Denkweiſe,« fuhr Nicolas fort, »und ich begreife natürlich, daß Sie Ihre Agafja zu mir ſchickten, um mich zu verhöhnen.«

»Ich konnte Sie doch nicht zum Duell fordern?«

»Ach, ja, richtig! Ich habe ja auch ſo etwas gehört, daß Sie Duelle nicht lieben...«

»Wozu denn Franzöſiſches ins Ruſſiſche überſetzen!«

»Sie halten es mit dem Nationalismus?«

Liputin wand ſich noch mehr, antwortete aber nichts.

»Was, was! Sehe ich recht!« rief Nicolas plötzlich, als er mitten auf dem Tiſch, wie ein Prunkſtück an der ſichtbarſten Stelle, einen Band von Considérant erblickte. »Sind

Digitized by Google

Sie etwa gar Fourierist? Das fehlte noch! Aber ist denn das keine Übersetzung aus dem Französischen?« und er klopfte lachend auf das Buch.

»Nein, nicht aus dem Französischen!« Liputin sprang fast mit einem gewissen Grimm plötzlich auf. »Das ist eine Übersetzung aus der Sprache der ganzen Menschheit, und nicht bloß aus dem Französischen! Aus der Sprache der universalen sozialen Republik und Harmonie, jawohl! Und nicht aus dem Französischen allein!«

»Sapperment! Aber so eine Sprache gibt es ja überhaupt nicht!« versetzte Nicolas immer noch lachend.

Manchmal macht sogar eine Kleinigkeit den stärksten und nachhaltigsten Eindruck auf uns. Von Herrn Stawrogin soll zwar in der Hauptsache erst später die Rede sein, doch möchte ich eines schon hier bemerken: daß von allen Eindrücken, die er damals bei uns empfing, am grellsten sich seinem Gedächtnis die unscheinbare und fast gemeine Gestalt Liputins eingeprägt hatte, dieses kleinen Provinzbeamten, eifersüchtigen Ehemannes, rohen Familiendespoten, Wucherers und Geizhalses, der selbst die Überbleibsel der Mahlzeiten und Lichtstümpfchen verschloß, und doch gleichzeitig ein glühender Anhänger Gott weiß was für einer zukünftigen »sozialen Harmonie« war, sich nachts an den phantastischen Bildern der zukünftigen Phalanstere berauschte, an deren baldige Verwirklichung in Rußland er so glaubte wie an sein eigenes Vorhandensein. Und alles das dortselbst, wo er sich ein »Häuschen« erspart, wo er zum zweitenmal geheiratet hatte, und wo es vielleicht im Umkreise von hundert Werst keinen Menschen gab, angefangen mit ihm selbst, der auch nur annähernd ein Mitglied dieser »universalen sozialen Republik und Harmonie« hätte sein können.

Digitized by Google

»Gott mag wiſſen, wie ſolche Menſchen möglich ſind!« dachte Nicolas oft verwundert, wenn er ſich dieſes unvermuteten Fourieriſten erinnerte.

IV

Unſer Prinz reiſte drei Jahre lang und noch länger, ſo daß er bei uns faſt ganz in Vergeſſenheit geriet. Unſer Kreis freilich wußte durch Stepan Trofimowitſch, daß er ganz Europa bereiſt hatte, ſogar in Ägypten und in Jeruſalem geweſen war; dann hatte er ſich mit einer wiſſenſchaftlichen Expedition auch nach Island begeben. Ferner hieß es, er habe einen Winter an einer deutſchen Univerſität Kolleg gehört. An ſeine Mutter ſchrieb er nur ſelten – einmal im halben Jahr oder noch ſeltener; aber Warwara Petrowna ärgerte ſich nicht darüber und fühlte ſich nicht gekränkt. Die Beziehungen zwiſchen ihr und ihrem Sohn hatten nun einmal dieſe Form angenommen, die ſie wortlos hinnahm; im übrigen dachte ſie beſtändig an ihren Nicolas und ſehnte ſich nach ihm. Doch davon erfuhr kein Menſch etwas. Selbſt von Stepan Trofimowitſch zog ſie ſich anſcheinend ein wenig zurück. Sie ſchmiedete heimlich Pläne, wurde noch ſparſamer und ärgerte ſich immer mehr über Stepan Trofimowitſchs Verluſte im Kartenſpiel.

Da erhielt ſie im April dieſes Jahres ganz unverhofft einen Brief aus Paris, und zwar von ihrer Jugendfreundin, der Generalin Praskowja Iwanowna Drosdowa. Dieſe ſchrieb ihr plötzlich – Warwara Petrowna hatte ſie ſchon ſeit etwa acht Jahren nicht mehr geſehen, noch mit ihr korreſpondiert – und teilte ihr mit, daß Nikolai Wſſewolodowitſch viel in ihrem Hauſe verkehre, mit Liſa (ihrer einzigen Toch-

Digitized by Google

ter) Freundschaft geschlossen habe und beabsichtige, sich ihnen anzuschließen, wenn sie im Sommer nach der Schweiz reisten, obwohl er in der Familie des Grafen K... (einer in Petersburg höchst einflußreichen Persönlichkeit), die jetzt gleichfalls in Paris weile, wie ein leiblicher Sohn aufgenommen werde, so daß er, man könne sagen, fast ganz im Hause des Grafen lebe. Der Brief war kurz, doch sein Zweck deutlich. Warwara Petrowna dachte denn auch nicht lange nach, entschloß sich schnell und fuhr mit ihrer Pflegetochter Dascha (Schatoffs Schwester) Mitte April nach Paris und dann nach der Schweiz. Im Juli kehrte sie allein zurück; sie hatte Dascha bei Drosdoffs gelassen, die mit ihr Ende August heimkehren sollten.

Drosdoffs waren gleichfalls eine Gutsbesitzerfamilie unseres Gouvernements, aber der Dienst des Generals Iwan Iwanowitsch (der mit Warwara Petrowna befreundet und ein Regimentskamerad ihres Mannes gewesen war) hatte sie immer verhindert, sich hier auf ihrem herrlichen Gut aufzuhalten. Nach dem Tode des Generals im vorigen Jahre war dann die untröstliche Praskowja Iwanowna mit ihrer Tochter ins Ausland gereist, unter anderem auch in der Absicht, es im Spätsommer in der Schweiz, in Verner-Montreux, mit einer Traubenkur zu versuchen. Nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande wollte sie sich dann endgültig in unserem Gouvernement niederlassen. In der Stadt besaß sie ein großes Haus, das schon viele Jahre leer stand, mit geschlossenen Fensterläden. Drosdoffs waren sehr reich. Praskowja Iwanowna, in erster Ehe Frau Tuschina, war, wie ihre Pensionsfreundin Warwara Petrowna, gleichfalls die Tochter eines Branntweinpächters der alten Zeit und hatte gleichfalls eine große Mitgift erhalten. Der Rittmeister a. D.

Digitized by Google

Tuschin war aber auch selbst ein vermögender Mann gewesen und kein unbegabter Mensch. Er hinterließ seiner siebenjährigen Tochter Lisa ein bedeutendes Vermögen, das man jetzt, wo Lisaweta Nikolajewna schon ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt war, mit Sicherheit auf zweimalhunderttausend Rubel schätzen konnte, zu welchem Kapital später noch das ganze Erbe ihrer Mutter hinzukommen mußte, da diese aus ihrer zweiten Ehe (mit Drosdoff) keine Kinder hatte. Warwara Petrowna war mit dem Ergebnis ihrer Reise anscheinend sehr zufrieden. Sie glaubte, mit Praskowja Iwanowna übereingekommen zu sein, und teilte nach ihrer Ankunft alles, weit offener als sonst, Stepan Trofimowitsch mit. Der rief »Hurra!« und schnippte mit den Fingern.

Seine Freude war um so aufrichtiger, als er die Zeit ihrer Abwesenheit in größter Mutlosigkeit verbracht hatte. Vor ihrer Abreise hatte sie sich nicht einmal wie es sich gehört von ihm verabschiedet, und von ihren Plänen hatte sie ihm, »diesem Weibe«, nichts mitgeteilt, vielleicht weil sie fürchtete, er könnte ausplaudern. Sie war damals wegen eines bedeutenden Verlustes im Kartenspiel, der sich plötzlich herausgestellt hatte, sehr ärgerlich auf ihn gewesen. Doch schon in der Schweiz hatte sie sich gesagt, daß sie den verlassenen Freund nach ihrer Rückkehr besser behandeln müsse. Tatsächlich war ihre plötzliche Abreise mit dem wortkargen Abschied für sein schüchternes Herz der Anlaß zu qualvollen Zweifeln gewesen. Außerdem quälte ihn noch eine bedeutende Geldverpflichtung, die er ohne ihre Hilfe unmöglich decken konnte. Und dann war noch allerhand gerade während ihrer Abwesenheit hinzugekommen: so hatte im Mai die Herrschaft unseres guten Iwan Ossipowitsch ihr Ende gefunden; seinen Posten bekam ein anderer, und sein Abgang war sogar mit

Digitized by Google

Unannehmlichkeiten verknüpft. Dann war der Einzug unſeres neuen Gouverneurs, Andrei Antonowitſch von Lembke, erfolgt. Danach hatte ſich das Verhalten unſerer höheren Geſellſchaft zu Warwara Petrowna und damit natürlich auch zu Stepan Trofimowitſch merklich zu ändern begonnen. Wenigſtens hatte er ſchon etliche unangenehme, wenn auch ſonſt koſtbare Beobachtungen gemacht, und war dabei ſo allein, ohne Warwara Petrowna, offenbar ſehr ängſtlich geworden. Natürlich argwöhnte er ſchon erregt, man habe den neuen Gouverneur bereits auf ihn als einen gefährlichen Menſchen aufmerkſam gemacht. Er erfuhr auch, daß man ſich in der Stadt erzählte, die Gemahlin des neuen Gouverneurs (die bei uns erſt im Herbſt erwartet wurde) und Warwara Petrowna ſeien früher bekannt geweſen, doch hätten ſie ſich ſchließlich verfeindet und den Verkehr abgebrochen. Als aber nun Warwara Petrowna nach ihrer Rückkehr ſo munter und ſiegesgewiß ſeinen Bericht anhörte, u. a. auch das Gerücht, demzufolge manche Damen es lieber mit der neuen Gouverneurin halten wollten, die, wie verlautete, zwar ſehr ſtolz, aber dafür eine echte Ariſtokratin ſei, und folglich den Verkehr mit »unſerer unſeligen Warwara Petrowna« aufzugeben beabſichtigten, da richtete ſich ſofort auch Stepan Trofimowitſchs geſunkener Mut wieder auf. Er wurde im Nu wieder heiter und begann mit beſonderem, freudig dienſtbefliſſenem Humor die Ankunft des neuen Gouverneurs zu ſchildern.

»Es wird Ihnen, excellente amie, zweifellos bekannt ſein,« begann er kokett, die Worte geckenhaft in die Länge ziehend, »was ein ruſſiſcher Verwaltungsbeamter im allgemeinen, und was im beſonderen ein neuangeſtellter, ein neugebackener ruſſiſcher Verwaltungsbeamter oder Admini-

Digitized by Google

ſtrationsgewaltiger iſt... Ces interminables mots russes! ... Dagegen dürften Sie kaum Gelegenheit gehabt haben, praktiſch zu erfahren, was der Machtrauſch eines ruſſiſchen Beamten bedeutet...«

»Machtrauſch eines Beamten? Was meinen Sie damit?«

»Das heißt... Vous savez, chez nous... En un mot, ſtellen Sie den erbärmlichſten Nichtsnutz als Verkäufer von, ſagen wir, irgendwelchen elenden Eiſenbahnfahrkarten an, und dieſer erbärmlichſte Wicht wird ſich ſofort für berechtigt halten, wie ein Jupiter auf Sie herabzuſehen, wenn Sie eine Fahrkarte löſen wollen, pour vous montrer son pouvoir. ‚Warte,‘ denkt er bei ſich, ‚ich will dir meine Macht zeigen!‘ Und das geht bei ihnen bis zur Selbſtberauſchung an dieſer ihrer Macht. En un mot, ich habe erſt kürzlich geleſen, daß ein ſimpler Küſter in einer unſerer Kirchen im Auslande (mais c'est très curieux) kurz vor dem Beginn des großen Faſtengottesdienſtes (vous savez ces chants et le livre de Job), – daß dieſer Küſter eine vornehme engliſche Familie, les dames charmantes, aus der Kirche hinausgejagt, buchſtäblich hinausgejagt hat, unter dem Vorwande, es gehöre ſich nicht, daß Ausländer ſich in ruſſiſchen Kirchen herumtrieben, ſie ſollten zur angegebenen Zeit kommen, wenn die Beſichtigung geſtattet iſt... und er ließ es auf einen Ohnmachtsanfall ankommen... Dieſer Küſter hatte ſo einen Anfall von beſagtem Machtrauſch der Verwaltungsbeamten et il a montré son pouvoir...«

»Können Sie ſich nicht kürzer faſſen, Stepan Trofimowitſch!«

»En un mot, dieſer Herr von Lembke hat alſo zunächſt das Gouvernement bereiſt. Er iſt zwar ein Deutſchruſſe griechiſch-katholiſcher Konfeſſion und ſogar – ich will das nicht

Digitized by Google

beſtreiten – ein überaus ſchöner Mann in den vierziger Jahren...«

»Schöner Mann? Er hat Augen wie ein Schaf.«

»Allerdings. Doch aus Höflichkeit will ich dem Urteil unſerer Damen nicht widerſprechen...«

»Ich bitte Sie, laſſen Sie uns von etwas anderem reden, Stepan Trofimowitſch. Übrigens, Sie tragen eine rote Halsbinde; ſchon lange?«

»Das... ich... ich habe das nur heute...«

»Und machen Sie ſich auch Bewegung? Sind Sie auch täglich ſechs Werſt ſpazieren gegangen, wie es Ihnen der Arzt verordnet hat?«

»Nicht... nicht immer.«

»Wußte ich's doch! Schon in der Schweiz ahnte ich das!« rief ſie gereizt. »Jetzt werden Sie mir aber dafür nicht ſechs, ſondern zehn Werſt täglich gehen! Sie ſind ja geradezu heruntergekommen! her–untergekommen! Sie ſind ja nicht nur alt, Sie ſind ja ein Greis geworden... ich erſchrak geradezu, als ich Sie wiederſah, trotz Ihrer roten Halsbinde... quelle idée rouge! Erzählen Sie weiter von dieſem Lembke, wenn es wirklich etwas von ihm zu erzählen gibt, nur kommen Sie bald zu einem Ende; ich bin müde.«

»En un mot, ich wollte ja auch nur ſagen, daß er einer von jenen Verwaltungsbeamten iſt, die erſt mit vierzig Jahren anfangen Karriere zu machen, ſei es dank einer plötzlich erworbenen Gattin oder dank einem anderen, nicht minder verzweifelten Mittel. Über mich hat man ihm natürlich ſofort alles zugetragen: daß ich die Jugend verdürbe und den Atheismus hier verbreitete. Er hat auch ſofort Erkundigungen eingezogen.«

»Iſt das auch wirklich wahr?«

Digitized by Google

»Ich habe sogar schon meine Vorkehrungen getroffen. Und als man ihm von Ihnen berichtete, bisher hätten eigentlich Sie das Gouvernement verwaltet, vous savez, da hat er sich zu äußern erlaubt, ‚so etwas werde hinfort nicht mehr vorkommen'.«

»Hat er das wirklich gesagt?«

»Wortwörtlich: ‚so etwas werde hinfort nicht mehr vorkommen', und avec cette morgue ... Seine Gemahlin werden wir hier erst Ende August erblicken; sie kommt direkt aus Petersburg.«

»Nein, aus dem Auslande. Ich bin mit ihr dort zusammengetroffen.«

»Vraiment?«

»In Paris und in der Schweiz. Sie ist mit Drosdoffs verwandt.«

»Verwandt? Was für ein merkwürdiges Zusammentreffen! Man sagt, sie sei ehrgeizig und... habe durch Beziehungen gute Protektion?«

»Unsinn, die paar Verwandten! Bis zum fünfundvierzigsten Jahr saß sie als alte Jungfer da, ohne eine Kopeke, dann hat sie endlich diesen von Lembke erwischt und nun ist ihr ganzer Ehrgeiz seine Karriere. Sie sind beide Intriganten.«

»Man sagt, sie sei zwei Jahre älter als er?«

»Fünf Jahre. Ihre Mutter hat mich in Moskau umschmeichelt, damit ich sie zu den Bällen einlud, damals zu Wsewolod Nikolajewitschs Lebzeiten. Die Tochter aber saß dann ohne Tänzer da, mit ihrer Mouche aus Türkisen auf der Stirn, bis ich ihr aus Mitleid nach Mitternacht den ersten Kavalier zuschickte. Sie war damals schon fünfundzwanzig Jahre alt, aber dabei wurde sie immer noch wie ein

Digitized by Google

Backfisch in kurzen Kleidchen ausgeführt. Man wollte sie überhaupt nicht mehr einladen, so genant war das.«

»Mir ist, als sähe ich diese Mouche vor mir.«

»Ich sage Ihnen, wie ich jetzt nach Paris kam, stieß ich sofort auf eine Intrige. Sie haben doch soeben jenen Brief der Drosdowa gelesen; was konnte noch klarer sein? Aber was fand ich? Diese dumme Drosdowa – sie ist immer dumm gewesen – sieht mich fragend an: warum ich denn gekommen sei? Sie können sich meine Verwunderung vorstellen! Aber natürlich: da intrigiert diese Lembke und dann ist da dieser Vetter, ein Neffe des seligen Drosdoff, – nun war mir alles klar! Ich habe dann alles in einem Augenblick wieder zurechtgerückt; und Praskowja ist nun wieder auf meiner Seite; aber es war eine richtige Intrige im Gange!«

»Die Sie indes besiegt haben. Sie sind ein Bismarck!«

»Auch ohne ein Bismarck zu sein, kann ich Falschheit und Dummheit erkennen, wo ich ihnen begegne. Die Lembke ist falsch und Praskowja ist dumm. Selten habe ich eine so sauertöpfische Frau gesehen wie die, dazu hat sie noch geschwollene Füße und zum Überfluß ist sie noch gutmütig. Es gibt wohl nichts dümmeres als einen gutmütigen Dummkopf!«

»Ein böser Dummkopf, ma bonne amie, ein böser Dummkopf ist noch viel dümmer,« widersprach Stepan Trofimowitsch anständig.

»Vielleicht haben Sie recht. Erinnern Sie sich noch an Lisa?«

»Charmante enfant!«

»Aber jetzt nicht mehr enfant, sondern Weib, und ein Weib mit Charakter. Ein edler und feuriger Mensch, und ich liebe es an ihr, daß sie der Mutter nicht gehorcht, dieser

Digitized by Google

leichtgläubigen Närrin. Wegen dieſes Vetters kam es da faſt zu einem ganzen Drama.«

»Ach richtig, er iſt ja mit Liſaweta Nikolajewna perſönlich gar nicht verwandt*... Hat er denn Abſichten?«

»Sehen Sie, er iſt ein junger Offizier, ſehr ſchweigſam, ſogar beſcheiden. Ich will immer gerecht ſein. Ich glaube, er iſt ſelbſt gegen dieſe Intrige und hat keine Wünſche, nur die Lembke ſcheint da intrigiert zu haben. Er achtete Nicolas ſehr. Sie verſtehen, die ganze Sache hängt von Liſa ab. Als ich ſie in der Schweiz verließ, ſtand ſie ſich mit Nicolas ausgezeichnet, und er hat mir verſprochen, im November herzukommen. Folglich war das nur eine Intrige der Lembke, und Praskowja war einfach blind. Plötzlich ſagt ſie mir, meine Vermutungen ſeien einfach Einbildung. Da habe ich ihr aber ins Geſicht geſagt, daß ſie eine Närrin iſt. Das kann ich auch beim Jüngſten Gericht beſchwören. Wenn mich Nicolas nicht ausdrücklich gebeten hätte, es vorläufig aufzuſchieben, wäre ich nicht heimgereiſt, ohne dieſes falſche Frauenzimmer entlarvt zu haben. Sie hat ſich durch Nicolas beim Grafen K. einzuſchmeicheln, hat Mutter und Sohn zu entzweien verſucht. Aber Liſa iſt auf unſerer Seite und mit Praskowja habe ich mich verſtändigt. Wiſſen Sie, daß Karmaſinoff mit ihr verwandt iſt?«

»Was? Verwandt mit Frau von Lembke?«

»Nun ja. Aber nur entfernt verwandt.«

»Karmaſinoff, der Novelliſt?«

»Nun ja doch, der Schriftſteller, worüber wundern Sie ſich? Natürlich hält er ſich ſelbſt für eine Größe. Ein aufgeblaſener Wicht! Sie wird mit ihm zuſammen herkommen,

* Vetter und Couſine dürfen ſich nach den Satzungen der ruſſiſchen Kirche nicht heiraten. E. K. R.

Digitized by Google

jetzt macht sie sich dort mit ihm breit. Hier will sie literarische Abende veranstalten. Er kommt auf einen Monat, um sein letztes Gut zu verkaufen. Fast wäre ich mit ihm in der Schweiz zusammengetroffen, was ich durchaus nicht wollte. Übrigens hoffe ich doch, daß er geruhen wird, mich wiederzuerkennen. Früher hat er in meinem Hause verkehrt, hat Briefe an mich geschrieben. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich sorgfältiger kleideten, Stepan Trofimowitsch; Sie werden mit jedem Tage nachlässiger... Wissen Sie denn nicht, wie Sie mich damit quälen! Was lesen Sie jetzt?«

»Ich... ich...«

»Verstehe schon. Wie gewöhnlich die Freunde, die Gelage, der Klub, die Karten und der Ruf eines Atheisten. Dieser Ruf gefällt mir nicht, besonders jetzt möchte ich ihn nicht hören. Ich habe ihn auch früher nicht gemocht, denn das ist doch alles nur leeres Geschwätz. Das muß doch einmal gesagt werden.«

»Mais, ma chère...«

»Hören Sie, Stepan Trofimowitsch, in allen gelehrten Fragen bin ich natürlich unwissend, ein Laie, im Vergleich zu Ihnen, aber auf der Heimreise habe ich viel über Sie nachgedacht. Und ich bin zu einer Einsicht gelangt.«

»Und zu welcher?«

»Zu der, daß nicht wir beide die Klügsten auf der Welt sind, sondern daß es auch noch Klügere gibt als wir.«

»Das ist sowohl scharfsinnig wie treffend gesagt. Gibt es klügere, so gibt es wohl auch noch einsichtigere Leute als wir, folglich können auch wir uns noch irren, nicht wahr? Mais, ma bonne amie, wenn ich auch das Rechte, nehmen wir an, nicht am besten weiß und mich objektiv vielleicht irre, so habe ich doch mein allmenschliches, immerwährendes,

Digitized by Google

allerhöchſtes Recht der Gewiſſensfreiheit? Ich habe doch das Recht, kein Heuchler und Zelot zu ſein, wenn ich das nicht ſein will, und dafür werde ich naturgemäß, ſolange die Welt ſteht, von verſchiedenen Leuten gehaßt werden. Et puis, comme on trouve toujours plus de moines que de raison, und da das ganz meine Meinung iſt...«

»Wie, wie war das, was ſagten Sie da?«

»Ich ſagte: on trouve toujours plus de moines que de raison, und da ich damit vollkommen...«

»Das ſtammt gewiß nicht von Ihnen, das haben Sie beſtimmt irgendwo geleſen?«

»Das hat Pascal geſagt.«

»Das hab' ich mir doch gleich gedacht... daß es kein Ausſpruch von Ihnen iſt! Warum ſagen Sie niemals etwas ſo kurz und treffend, ſondern ziehen alles immer ſo in die Länge? Das iſt viel beſſer, als was Sie vorhin über den Machtrauſch unſerer Verwaltungsbeamten ſagten...«

»Ma foi, chère... warum? Erſtens wahrſcheinlich deshalb, weil ich immerhin nicht Pascal bin, et puis... zweitens, weil wir Ruſſen in unſerer Sprache nichts auszudrücken verſtehen... Wenigſtens haben wir bisher noch nichts in ihr ausgedrückt...«

»Hm! Darin haben Sie vielleicht doch nicht recht. Aber könnten Sie ſich denn nicht wenigſtens ſolche Ausſprüche aufſchreiben oder merken, für den Fall, wiſſen Sie, wenn das Geſpräch... Ach, Stepan Trofimowitſch, ich habe mir unterwegs vorgenommen, einmal ernſt mit Ihnen zu ſprechen, ſehr ernſt.«

»Chère, chère amie!«

»Jetzt, wo alle dieſe Lembkes und Karmaſinoffs... O Gott, wie ſind Sie heruntergekommen! O, wie Sie mich

Digitized by Google

quälen!... Ich möchte, daß dieſe Menſchen Hochachtung vor Ihnen empfänden, denn ſie ſind ja alle nicht einmal ſoviel wert wie ein Finger von Ihnen, Ihr kleiner Finger, aber Sie, wie halten Sie ſich! Was werden dieſe Leute in Ihnen ſehen? Wen kann ich ihnen präſentieren? Statt vornehm als Zeuge dazuſtehn, ein Beiſpiel zu ſein, umgeben Sie ſich mit ſolch einem Pack, Sie haben unmögliche Gewohnheiten angenommen, ſind alt geworden, können ohne Wein und Karten nicht mehr leben, Sie leſen nur noch Paul de Kock und ſchreiben ſelbſt überhaupt nichts mehr, während die dort alle ſchreiben. Ihre ganze Zeit vergeuden Sie im Geſchwätz. Iſt es denn möglich, darf man ſich denn das erlauben, ſich mit ſolchem Geſindel anzufreunden, wie es Ihr ewiger Liputin iſt?«

»Warum denn ‚mein ewiger Liputin'?« wagte Stepan Trofimowitſch ſchüchtern zu proteſtieren.

»Wo iſt er jetzt?« fuhr Warwara Petrowna ſtreng in ſchroffem Tone fort.

»Er... er verehrt Sie grenzenlos... er iſt nach S–k gefahren, um die Hinterlaſſenſchaft ſeiner Mutter abzuheben.«

»Ich glaube, der tut überhaupt nichts anderes als Geld einnehmen. Und Schatoff? Iſt er immer noch derſelbe?«

»Irascible, mais bon.«

»Ich kann Ihren Schatoff nicht ausſtehen; er iſt böſe und eingebildet!«

»Wie geht es Darja Pawlowna?«

»Sie fragen nach Daſcha? Wie kommen Sie plötzlich darauf?« Warwara Petrowna blickte ihn forſchend an. »Sie iſt geſund. Ich habe ſie bei Drosdoffs gelaſſen. In der Schweiz habe ich etwas über Ihren Sohn gehört; Schlechtes, nicht Gutes.«

Digitized by Google

»Oh, c'est une histoire bien bête! Je vous attendais, ma bonne amie, pour vous raconter...«

»Genug, Stepan Trofimowitsch, gönnen Sie mir Ruhe, ich bin ohnehin erschöpft. Wir werden noch Zeit haben, uns auszusprechen, besonders über das Schlechte. Wenn Sie lachen, spritzt jetzt von Ihren Lippen schon Speichel, das ist ja bereits greisenhaft! Und wie sonderbar Sie jetzt immer lachen... Gott, wie viele schlechte Gewohnheiten Sie angenommen haben! Karmasinoff wird Ihnen bestimmt keinen Besuch machen! Hier aber sind alle schon ohnehin froh über ... Jetzt zeigen Sie sich in Ihrer wahren Gestalt. Aber genug, genug, ich bin müde! Sie könnten doch wahrlich endlich einmal auf einen Menschen Rücksicht nehmen!«

Stepan Trofimowitsch nahm also »Rücksicht auf einen Menschen«, aber er entfernte sich verwirrt.

V

Unser Freund hatte in der Tat nicht wenige schlechte Gewohnheiten angenommen, besonders in der allerletzten Zeit. Er war sichtlich und schnell heruntergekommen, und es war richtig, er vernachlässigte auch schon sein Äußeres. Er trank auch mehr, wurde weinerlicher und nervöser; seine Liebe zum Schönen aber war schon zu einer Übersensibilität geworden. Sein Gesicht hatte die seltsame Fähigkeit erlangt, erstaunlich schnell den Ausdruck zu wechseln, z. B. die feierlichste Miene im Nu in einen komischen oder sogar dummen Ausdruck zu verwandeln. Einsamkeit ertrug er überhaupt nicht mehr und wollte beständig unterhalten sein, sei es mit Stadtklatsch oder Anekdoten, wenn es nur etwas Neues war. Kam längere Zeit niemand zu ihm, so wanderte er

Digitized by Google

trübselig durch die Zimmer, trat ans Fenster, sah gedankenverloren hinaus, schob dabei die Lippen hin und her, seufzte tief und schließlich begann er fast zu flennen. Er glaubte immer, Vorahnungen zu haben, fürchtete etwas Unerwartetes, Unabwendbares, wurde schreckhaft und achtete sehr auf seine Träume.

Diesen ganzen Tag und den Abend verbrachte er sehr traurig. Er ließ mich zu sich bitten, war sehr aufgeregt, erzählte viel, aber recht zusammenhanglos. Warwara Petrowna wußte schon lange, daß er vor mir keine Geheimnisse hatte. Es schien mir schließlich, daß ihn etwas Besonderes bedrückte, etwas, das er sich vielleicht selber nicht erklären konnte. Sonst hatte er bei solchen Gelegenheiten, wenn er mir vorzuklagen begann, nach einer Weile immer ein Fläschchen bringen lassen, und alles war dann bald in weit köstlicherem Lichte erschienen. Diesmal aber unterdrückte er sichtlich mehrmals den erwachenden Wunsch, eine Flasche bringen zu lassen.

»Und worüber ärgert sie sich denn eigentlich?« klagte er immer wieder wie ein Kind. „Tous les hommes de génie et de progrès en Russie étaient, sont et seront toujours des Kartenspieler et des Trinker qui boivent anfallweise... ich aber bin noch lange kein so großer Spieler und Trinker ... Sie macht mir Vorwürfe, warum ich nichts schreibe! Sonderbarer Einfall! ... Warum ich nichts tue! Sie sagt, ich müsse als Beispiel und Vorwurf dastehen! Mais entre nous soit dit, was kann denn ein Mensch, dessen Bestimmung es ist, als verkörperter Vorwurf dazustehen, anderes tun als Nichtstun, – weiß sie das denn nicht?«

Und schließlich erriet ich auch jenen wichtigsten und besonderen Kummer, der ihn diesmal so unablässig quälte. Er war

Digitized by Google

ſchon mehrere Male zum Spiegel getreten und lange davor ſtehengeblieben. Schließlich wandte er ſich von ihm ab und ſagte in einer ſeltſamen Verzweiflung:

»Mon cher, je suis un heruntergekommener Menſch!«

Ja, in der Tat, bis dahin, bis zu dieſem Tage war er wenigſtens von einem beſtändig überzeugt geblieben, trotz aller »neuen Anſchauungen« und »Ideenänderungen« Warwara Petrownas, nämlich davon, daß er für ihr weibliches Herz immer noch bezaubernd ſei, d. h. nicht nur als Verbannter oder als berühmter Gelehrter, ſondern auch als ſchöner Mann. Zwanzig Jahre lang hatte dieſe ſchmeichelhafte und beruhigende Überzeugung tief verwurzelt in ihm gelebt, und vielleicht fiel ihm nichts ſo ſchwer, wie daß er von allen ſeinen Überzeugungen ausgerechnet dieſe aufgeben mußte. Ahnte er vielleicht an dieſem Abend, welch eine ungeheure Prüfung ihm ſchon in ſo naher Zukunft bevorſtand?

VI

Ich komme jetzt zu der Wiedergabe jenes zum Teil vergeſſenen Geſchehniſſes, mit dem meine Chronik eigentlich erſt beginnt.

Ende Auguſt kehrten Drosdoffs zurück. Sie trafen kurz vor ihrer Verwandten ein, der lange von der ganzen Stadt erwarteten Gattin unſeres neuen Gouverneurs, und überhaupt machte ihr Erſcheinen bei uns einen auffallenden Eindruck in der Geſellſchaft. Doch davon ſpäter; hier ſei nur bemerkt, daß Praskowja Iwanowna der ſie ungeduldig erwartenden Warwara Petrowna ein höchſt beunruhigendes Rätſel mitbrachte: Nicolas hatte ſich bereits im Juli von ihnen getrennt und war, nach einem Zuſammentreffen am

Digitized by Google

Rhein mit dem Grafen K., mit dieſem und deſſen Familie nach Petersburg zurückgekehrt. (NB. Der Graf hatte drei heiratsfähige Töchter.)

»Von Liſaweta habe ich nichts erfahren können, aus dieſem ſtolzen Trotzkopf iſt ja nichts herauszubringen,« ſchloß Praskowja Iwanowna, »aber ich habe ja ſelbſt geſehen, daß zwiſchen ihr und Nikolai Wſſewolodowitſch etwas vorgefallen iſt. Die Urſache iſt mir unbekannt, aber ich glaube, Sie werden ſich, meine Liebe, nach dieſen Urſachen am beſten bei Ihrer Darja Pawlowna erkundigen. Meiner Meinung nach iſt Liſa gekränkt worden. Ich bin nur froh, daß ich Ihren Liebling Daſcha endlich wieder Ihnen abliefern kann. Gott ſei Dank, nun bin ich ſie los!«

Dieſe giftigen Worte wurden von ihr mit einer auffallenden Gereiztheit geſprochen. Es war nur zu erſichtlich, daß die »ſauertöpfiſche Frau« ſie ſich ſchon vorher überlegt und ſich im voraus auf ihre Wirkung gefreut hatte. Nur war Warwara Petrowna nicht der Menſch, den man mit empfindſamen Sentenzen und Rätſeln verblüffen konnte. Sie verlangte denn auch ſofort in ſtrengem Tone ganz genaue und erſchöpfende Erklärungen. Praskowja Iwanowna wurde hierauf ſehr viel kleinlauter, und es endete damit, daß ſie zu weinen begann und ſchließlich in rührſeligſter Freundſchaft ihr Herz auszuſchütten. Dieſe reizbare, aber ſentimentale Dame hatte ganz wie Stepan Trofimowitſch ein ewiges Bedürfnis nach wahrer Freundſchaft, und ihre hauptſächlichſte Klage über ihre Tochter Liſaweta Nikolajewna beſtand gerade darin, daß ihre Tochter nicht ihr »Freund« ſei.

Aber aus allen ihren Erklärungen und Herzensergüſſen ging eigentlich nur dies hervor, daß es zwiſchen Liſa und Nicolas tatſächlich zu einem Zerwürfnis gekommen ſei, doch

Digitized by Google

welcher Art dieſes Zerwürfnis war, davon vermochte ſich Praskowja Iwanowna augenſcheinlich ſelbſt keine beſtimmte Vorſtellung zu machen. Ihre Beſchuldigungen gegen Darja Pawlowna nahm ſie ſchließlich nicht nur zurück, ſondern bat ſogar noch ausdrücklich, ihre »in der Gereiztheit« geſprochenen Worte ganz zu vergeſſen. Kurz, es hörte ſich alles ſehr unklar, ſogar verdächtig an. Nach ihrer Auffaſſung hätte den Anlaß zu jenem Zerwürfnis wohl der »trotzige und ſpöttiſche« Charakter Liſas gegeben, und der »ſtolze« Nikolai Wſſewolodowitſch ſei zwar ſehr verliebt geweſen, habe aber die Spötteleien doch nicht ertragen und ſelbſt zu ſpotten begonnen.

»Bald darauf lernten wir noch einen jungen Mann kennen, ich glaube, einen Neffen Ihres ‚Profeſſors‘, er hatte auch denſelben Familiennamen...«

»Das war ſein Sohn, nicht ſein Neffe«, berichtigte Warwara Petrowna. Praskowja Iwanowna hatte auch früher ſchon Stepan Trofimowitſchs Familiennamen nie behalten können und ihn immer den »Profeſſor« genannt.

»Nun, dann war's ſein Sohn, um ſo beſſer, mir iſt's doch gleich. Ein gewöhnlicher junger Mann, ſehr lebhaft und unbefangen, aber ſonſt war nichts Beſonderes an ihm. Nun, da hat denn Liſa ſelbſt nicht richtig gehandelt, hat den jungen Mann abſichtlich ſehr bevorzugt, um in Nikolai Wſſewolodowitſch Eiferſucht zu erwecken. Ich verurteile ſie aber deshalb nicht gar ſo ſehr: das iſt ſo Mädchenbrauch, iſt ja etwas ganz Gewöhnliches, iſt ſogar recht nett. Bloß daß Nikolai Wſſewolodowitſch, ſtatt nun eiferſüchtig zu werden, das gar nicht beachtete, ja ſogar noch ſelber mit dem jungen Manne Freundſchaft ſchloß, als wäre ihm das vollkommen gleichgültig. Nun, und das empörte Liſa. Der junge Mann reiſte

Digitized by Google

übrigens bald ab (er hatte es sehr eilig, mußte schnell irgendwohin reisen), Lisa aber begann nun bei jeder Gelegenheit Streit mit Nikolai Wssewolodowitsch. Sie bemerkte, daß er manchmal mit Dascha sprach, na, und darüber ärgerte sie sich furchtbar, so daß es auch für mich dann schon gar nicht mehr zum Aushalten war, Mütterchen. Die Ärzte hatten mir verboten, mich aufzuregen, und dieser ihr wohlgepriesener See war mir schon so langweilig geworden, bloß Zahnschmerzen hatte ich von ihm bekommen, und dazu noch solchen Rheumatismus. Man schreibt ja sogar darüber und es wird gedruckt, daß man vom Genfer See Zahnschmerzen bekommt; das soll so seine Eigenschaft sein. Und da erhielt dann Nikolai Wssewolodowitsch einen Brief von der Gräfin und reiste sofort ab, noch am selben Tage war er reisefertig. Abschied nahmen sie voneinander ganz freundschaftlich. Auf dem Wege zur Bahnstation, wohin wir ihn begleiteten, wurde Lisa sehr lustig und leichtsinnig und lachte viel. Alles Verstellung natürlich! Kaum aber war er weg, da wurde sie sehr nachdenklich, erwähnte ihn überhaupt nicht mehr und ließ auch mich nicht einmal von ihm sprechen. Aber auch Ihnen, liebe Warwara Petrowna, würde ich raten, vorläufig nicht darüber mit Lisa zu sprechen, damit würden Sie der Sache nur schaden. Wenn Sie dagegen schweigen, wird sie schon selbst mit Ihnen darauf zu sprechen kommen; und dann werden Sie mehr erfahren, als wenn Sie anfingen. Meiner Meinung nach werden sich die beiden wieder zusammenfinden, wenn Nikolai Wssewolodowitsch bloß bald herkäme, wie er es versprochen hat.«

»Ich werde sofort an ihn schreiben. Wenn das alles war, dann ist es nur ein belangloses Zerwürfnis. Unsinn! Und Darja kenne ich gut; das ist alles Unsinn.«

Digitized by Google

»Meine Bemerkung über Daschachen war, das muß ich schon gestehen, eine Sünde, die ich bereue. Es waren ja nur ganz gewöhnliche Gespräche, und sie wurden ja laut geführt. Aber alles das hat mich damals so nervös gemacht, Mütterchen. Und auch Lisa verhält sich, das habe ich selbst gesehen, wieder so freundlich zu ihr wie zuvor...«

Warwara Petrowna schrieb noch am selben Tage an Nicolas und bat ihn sehr, doch wenigstens einen Monat früher zu kommen als er versprochen hatte. Aber es blieb für sie doch etwas Unklares und Ungewisses in der Sache. Sie grübelte den ganzen Abend und die ganze Nacht. Die Auffassung »dieser Praskowja« schien ihr doch gar zu unschuldig und sentimental zu sein.

»Praskowja ist ihr Leben lang viel zu gefühlvoll gewesen, schon im Pensionat war sie es«, überlegte Warwara Petrowna. »Nicolas ist nicht der Mann, der vor dem Spott eines Mädels davonläuft. Hier muß es einen anderen Grund gegeben haben, wenn es wirklich ein Zerwürfnis war. Diesen Offizier haben sie richtig mitgebracht und als Verwandten im Hause einquartiert. Und auch wegen der Bemerkung über Darja hat Praskowja gar zu schnell ihre Entschuldigung ausgesprochen: sicher hat sie etwas für sich behalten, was sie nicht sagen wollte...«

Zum Morgen hin reifte in Warwara Petrowna ein Plan, wie sie wenigstens einen der Zweifel sofort aus der Welt schaffen könnte, – ein Projekt, das wegen seiner überraschenden Konsequenz bemerkenswert war. Was in ihrem Herzen vorging, als sie sich diesen Plan ausdachte? – Das ist schwer zu entscheiden, und ich will mich auch nicht unterfangen, im voraus alle Widersprüche, aus denen er bestand, zu erklären. Als Chronist begnüge ich mich damit, die Ereignisse unver-

Digitized by Google

ändert wiederzugeben, genau so, wie sie sich zugetragen haben, und es ist nicht meine Schuld, wenn sie unwahrscheinlich erscheinen. Aber ich muß doch noch einmal bezeugen, daß in Warwara Petrowna am Morgen nicht der geringste Verdacht gegen Daschа zurückgeblieben war, ja, im Grunde hatte sie einen solchen überhaupt nicht zu hegen begonnen; sie war ihrer viel zu sicher. Aber es war ja für sie auch ganz undenkbar, daß ihr Nicolas sich für ihre... »Darja« interessieren könnte. Am Morgen, als Daschа am Teetisch hantierte, sah Warwara Petrowna sie lange und prüfend an und sagte sich schließlich wohl zum zwanzigsten Male überzeugt: »Alles Unsinn!« Es fiel ihr nur auf, daß Daschа seltsam müde aussah und noch stiller war als früher, noch apathischer.

Nach dem Tee setzten sie sich beide wie immer an eine Handarbeit, und Warwara Petrowna ließ sich nun einen ausführlichen Bericht über die Eindrücke erstatten, die Daschа im Auslande empfangen hatte, vornehmlich über die Natur, die Menschen, Sitten, Kunstwerke, Gewerbe usw., über alles, was sie zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Nur über Drosdoffs und das Leben bei diesen stellte sie nicht eine Frage. Daschа erzählte wohl eine halbe Stunde lang mit ihrer gleichmäßigen, eintönigen, aber etwas schwachen Stimme.

»Darja,« unterbrach Warwara Petrowna sie plötzlich, »hast du denn nichts Besonderes, was du mir vielleicht mitteilen möchtest?«

»Nein, ich habe nichts«, antwortete Daschа nach einem ganz kurzen Nachdenken und sah Warwara Petrowna mit ihren hellen Augen an.

»Nichts auf der Seele, auf dem Herzen, auf dem Gewissen?«

Digitized by Google

»Nichts«, wiederholte Daſcha leiſe, doch wie mit einer finſteren Feſtigkeit.

»Wußte ich's doch! Und ich will dir ſagen, Darja, daß ich nie an dir zweifeln werde. Jetzt höre mich an. Aber ſetze dich hierher, auf dieſen Stuhl, damit ich dich beſſer ſehen kann. So. Alſo höre jetzt: willſt du nicht heiraten?«

Daſcha antwortete nur mit einem fragenden, langen, übrigens nicht einmal allzu verwunderten Blick.

»Wart; ſei ſtill! Erſtens iſt da ein Unterſchied in den Jahren, ein ſehr großer ſogar; aber du weißt doch ſelbſt am beſten, was das für ein Unſinn iſt. Du biſt vernünftig, in deinem Leben ſoll es keine Fehler geben. Übrigens iſt er noch ein ſchöner Mann ... Kurz, ich meine Stepan Trofimowitſch, den du immer ſo geachtet haſt. Nun?«

Daſcha ſah ſie noch fragender an, jetzt aber nicht nur erſtaunt, ſondern auch ſichtbar errötend.

»Wart, ſei ſtill; überlege erſt! Meinem Teſtament zufolge haſt du zwar Geld. Aber wenn ich ſterbe, was wird dann aus dir, ſelbſt mit dieſem Gelde? Man wird dich doch betrügen, dich ums Geld bringen und dann biſt du verloren. Heirateſt du aber ihn, ſo biſt du die Frau eines angeſehenen Mannes. Und nun andererſeits: ſterbe ich bald, was wird dann aus ihm, wenn ich auch ſeine Exiſtenz ſichergeſtellt habe? Auf dich aber kann ich mich verlaſſen. Wart, ich habe noch nicht zu Ende geſprochen: er iſt leichtſinnig, träge, charakterlos, grauſam, egoiſtiſch, hat häßliche Gewohnheiten, aber du ſchätze ihn trotzdem, erſtens ſchon deshalb, weil es noch viel ſchlechtere gibt. Ich will dich doch nicht mit irgendeinem Schurken verkuppeln, um dich loszuwerden, oder denkſt du womöglich ſchon ſo etwas jetzt von mir? Aber vor allem haſt du ihn ſchon deshalb zu achten, weil ich darum

Digitized by Google

bitte,« brach sie plötzlich gereizt ab, »hörst du? Warum sträubst du dich?«

Daſcha ſchwieg weiter und hörte nur.

»Warte, ſei noch ſtill! Er iſt ein altes Weib, aber um ſo beſſer für dich. Ein bemitleidenswertes Weib. Er verdient es gar nicht, von einer Frau geliebt zu werden. Aber wegen ſeiner Schutzloſigkeit verdient er es ſchließlich doch; alſo liebe du ihn auch deswegen. Du verſtehſt mich doch?«

Daſcha nickte.

»Das wußte ich, habe auch nichts anderes von dir erwartet. Er wird dich lieben, weil er es muß, er muß! Muß dich vergöttern!« Ihre Stimme klang plötzlich ſeltſam gereizt und ſcharf. »Übrigens wird er ſich auch ohne Zwang in dich verlieben, ich kenne ihn doch. Zudem werde ich ja ſelbſt hier ſein. Sei unbeſorgt, ich werde ſchon nach dem Rechten ſehen. Er wird ſich über dich beklagen, wird dich verleumden, mit dem erſten beſten über dich tuſcheln, wird ſeufzen, ewig ſeufzen, wird dir Briefe ſchreiben aus dem Nebenzimmer, ſogar zwei am Tage, aber ohne dich wird er doch nicht leben können, und das iſt ſchließlich die Hauptſache. Zwinge ihn, dir zu gehorchen; verſtehſt du das nicht, iſt's dein eigener Schade. Er wird ſich erhängen wollen, wird dir damit drohen – glaube ihm nicht; das iſt alles Unſinn; aber ſei trotzdem vorſichtig, denn vielleicht iſt die Stunde verhängnisvoll und er tut es wirklich. Das kommt vor bei ſolchen Menſchen; nicht aus Stärke, ſondern aus Schwäche hängen ſie ſich auf; und darum bringe ihn nie zum Äußerſten, – das iſt der erſte Grundſatz in der Ehe. Und vergiß auch nicht, daß er ein Dichter iſt. Höre, Darja: es gibt kein größeres Glück als ſich zu opfern. Und außerdem tuſt du mir damit einen großen Gefallen, und das iſt die Hauptſache.

Digitized by Google

Denke nicht, daß ich mich aus Dummheit ſoeben verſprochen habe; ich weiß, was ich ſage. Ich bin egoiſtiſch; ſei du es auch. Ich will dich ja nicht zwingen; alles hängt von dir ab; wie du entſcheideſt, ſo wird es ſein. Nun, warum ſitzt du ſo da, ſag' jetzt etwas!«

»Mir iſt alles gleich, Warwara Petrowna, wenn ich ſchon unbedingt heiraten ſoll«, ſagte Daſcha mit feſter Stimme.

»Unbedingt? Was willſt du damit andeuten?« Warwara Petrowna ſah ſie ſtreng und unverwandt an. Daſcha ſchwieg und kratzte mit der Nadel am Stickrahmen. – »Du biſt ſonſt zwar geſcheit, jetzt aber irrſt du dich doch. Es iſt mir jetzt doch nur ſeinetwegen in den Sinn gekommen, dich zu verheiraten. Gäbe es keinen Stepan Trofimowitſch, ſo dächte ich gar nicht daran, obwohl du bereits zwanzig Jahre alt biſt... Nun?«

»Ich werde tun, was Sie wünſchen.«

»Alſo du biſt einverſtanden! Wart, ſei ſtill, wohin willſt du? Ich bin noch nicht fertig. In meinem Teſtament habe ich dir fünfzehntauſend Rubel vermacht. Die gebe ich dir aber ſchon jetzt ſofort nach der Trauung. Davon wirſt du ihm achttauſend geben, d. h. nicht ihm, ſondern mir. Denn er hat eine Schuld von achttauſend, die ich bezahlen werde, nur ſoll er wiſſen, daß es mit deinem Gelde geſchieht. Siebentauſend behältſt du demnach, davon gib ihm nichts, nicht einen Rubel. Bezahle nie ſeine Schulden. Tuſt du es einmal, nimmt das Ausbeuten kein Ende. Ihr werdet von mir fünfzehnhundert Rubel jährlich bekommen, außer der Wohnung und Beköſtigung, die ihr auch weiterhin von mir erhalten werdet. Dieſes Jahrgeld werde ich dir als ganze Summe auszahlen, in jedem Jahr, unmittelbar in deine Hände. Aber ſei auch gut zu ihm und gib ihm zuweilen etwas, und auch

Digitized by Google

seinen Freunden mußt du schon erlauben, ihn zu besuchen, einmal wöchentlich. Kommen sie öfter, so wirf sie hinaus. Aber ich werde ja immer hier sein. Sterbe ich, so bekommt ihr die Pension bis zu seinem Tode, hörst du, bis zu *seinem* Tode, denn es ist *seine* und nicht deine Pension. Dir aber werde ich außer den siebentausend, die du dir, wenn du nicht dumm bist, unangebrochen aufheben kannst, noch weitere achttausend testamentarisch vermachen. Aber mehr bekommst du nicht von mir. Damit du's weißt. Nun, bist du einverstanden? Aber nun antworte doch endlich!«

»Ich habe schon geantwortet, Warwara Petrowna.«

»Vergiß nicht, daß es dein freier Wille ist.«

»Erlauben Sie nur, Warwara Petrowna, hat Stepan Trofimowitsch schon mit Ihnen davon gesprochen?«

»Nein, er hat nichts gesprochen und weiß überhaupt nichts davon, aber ... er wird sofort sprechen!« — Sie stand hastig auf und nahm ihren schwarzen Schal. Dascha errötete wieder ein wenig und sah ihr mit fragendem Blick nach. Plötzlich wandte sich Warwara Petrowna mit zornflammendem Gesicht zu ihr um und fuhr sie wie ein Habicht an: »Du Törin! Du undankbare Törin! Glaubst du wirklich, daß ich dich auch nur im geringsten bloßstellen werde? Auf den Knien wird er dich anflehen, er wird vergehen müssen vor Glück, so wird das geschehen! Oder glaubst du, daß er dich um dieser Achttausend willen nehmen wird und ich jetzt hinlaufe, um dich zu verkaufen? Törin, Törin, alle seid ihr undankbare Törinnen! Gib mir meinen Schirm!«

Und sie begab sich zu Fuß zu Stepan Trofimowitsch.

Digitized by Google

In der Tat: sie glaubte aufrichtig, mit dieser Verheiratung Darja nichts Böses anzutun; im Gegenteil, sie hielt sich jetzt erst recht für deren Wohltäterin. Um so größer war daher ihr Unwille, als sie den unsicheren und mißtrauischen Blick ihrer Pflegetochter bemerkte. Sie liebte sie aufrichtig; ja, Praskowja Iwanowna hatte recht, wenn sie Dascha ihren »Liebling« nannte. Warwara Petrowna hatte sich schon früh gesagt, als Dascha noch ein Kind war, der Charakter dieses Mädchens gleiche entschieden nicht dem ihres Bruders Iwan Schatoff, sie sei still, sanft, sehr aufopferungsfähig, treu, überaus bescheiden, verständig, und, was die Hauptsache war, dankbar. »In diesem Leben werden keine Fehler vorkommen«, sagte sie, als Dascha zwölf Jahre alt war, und da es ihre Art war, sich für jeden Einfall, der ihr gefiel, eigensinnig und leidenschaftlich einzusetzen, hatte sie dann sofort beschlossen, Dascha wie eine leibliche Tochter zu erziehen. Sie legte für sie ein Kapital beiseite und nahm eine Gouvernante ins Haus, Miß Criggs, die bis zu Daschas sechzehntem Jahre bei ihnen blieb. Dann setzten Lehrer vom Gymnasium, ein Franzose und eine arme adelige Dame, die Klavierstunden gab, den Unterricht fort. Aber der Hauptpädagoge war doch Stepan Trofimowitsch, der eigentlich Dascha »entdeckt« und das stille Kind schon unterrichtet hatte, als es von Warwara Petrowna noch gar nicht beachtet wurde. Ich weise nochmals darauf hin: es war erstaunlich, wie Kinder an ihm hingen. Auch Lisa hatte er von ihrem achten bis elften Jahre unterrichtet (selbstredend unentgeltlich). Er hatte sich in das reizende Kind ganz verliebt und erzählte ihr wie schöne Dichtungen die Einrichtung

Digitized by Google

der Welt, die Geschichte der Menschheit und der ersten Völker. Das war fesselnder als arabische Märchen. Lisa verging vor Begeisterung für diese Geschichten, zu Hause aber kopierte sie ihren Lehrer in einer höchst drolligen Weise. Als dieser sie einmal dabei überraschte, flog sie ihm in ihrer Verlegenheit einfach an den Hals und begann zu weinen. Er aber weinte gleich mit: vor lauter Entzücken. Bald aber reiste Lisa weg und die kleine Dascha blieb allein. Später überließ er den Unterricht den Lehrern, die ins Haus kamen, und kümmerte sich lange Zeit gar nicht mehr um sie. Einmal aber, als Dascha bereits siebzehn war, fiel ihm bei Tisch plötzlich ihre Lieblichkeit auf. Er begann mit ihr zu sprechen, war ersichtlich sehr zufrieden mit ihren Antworten, und fragte sie zum Schluß, ob sie nicht mit ihm die Geschichte der russischen Literatur durchnehmen wolle. Warwara Petrowna lobte ihn für den guten Gedanken und dankte ihm. Dascha aber war selig. Doch als er nach den ersten paar Stunden ankündigte, das nächste Mal würden sie das Igorlied durchnehmen, erklärte plötzlich Warwara Petrowna, die, wie immer, zugegen war, daß es weitere Stunden nicht mehr geben werde. Stepan Trofimowitsch straffte sich, schwieg aber; Dascha wurde feuerrot. — Das hatte sich genau drei Jahre vor Warwara Petrownas jetzigem unverhofften Einfall zugetragen.

Der arme Stepan Trofimowitsch saß ahnungslos allein zu Hause und hielt trübselig schon lange Ausschau, ob denn nicht ein Bekannter zu ihm komme. Aber es wollte keiner kommen. Ein feiner Sprühregen fiel; es wurde kalt. Er seufzte. Plötzlich sahen seine Augen eine erschreckende Vision: Warwara Petrowna, bei diesem Wetter, auf dem Wege zu ihm! Und zu Fuß! Er war so verblüfft, daß er alles vergaß

Digitized by Google

und ſie empfing wie er war: in ſeiner fraiſefarbenen wattierten Hausjacke.

»Ma bonne amie!« rief er ihr mit ſchwacher Stimme entgegen.

»Sie ſind allein, das freut mich. Ich kann Ihre Freunde nicht ausſtehen. Wie das hier wieder vollgeraucht iſt! Und das Frühſtück noch nicht beendet, dabei iſt es ſchon zwölf! Wahrhaftig: Unordnung iſt doch Ihre Seligkeit. Und Ihr einziges Behagen. Was ſind das für Papierfetzchen auf dem Fußboden? Naſtaſſja, Naſtaſſja! Mach' mir mal hier alle Fenſter auf, Mütterchen! Wir gehen in den Salon. Ich habe mit Ihnen zu reden. Du aber fege hier doch wenigſtens einmal im Leben aus!... Schließen Sie gut die Tür, Naſtaſſja wird natürlich horchen. Setzen Sie ſich und hören Sie zu. Wohin, wohin? Wohin wollen Sie?«

»Ich... ſofort... ich bin ſofort wieder da...«

»Ah, Sie haben den Rock gewechſelt.« Sie muſterte ihn ſpöttiſch. »Der paßt allerdings beſſer zu ... unſerem Geſpräch. Aber ſo ſetzen Sie ſich doch endlich, ich bitte Sie!«

Sie erklärte ihm alles mit einem Schlage, ſcharf und einleuchtend. Sie ſtreifte auch die Achttauſend, die er ſo nötig hatte. Sie ſprach ausführlich von der Mitgift. Er riß die Augen auf und begann zu zittern. Er hörte alles, aber er konnte nichts klar erwägen. Er wollte etwas entgegnen, aber die Stimme verſagte.

»Mais, ma bonne amie, zum dritten Mal und in meinen Jahren, und mit einem ſolchen Kinde!« brachte er ſchließlich hervor. »Mais c'est une enfant!«

»Das ſchon zwanzig Jahre alt iſt, gottlob! Sie ſind ein ſehr kluger und gelehrter Mann, aber vom Leben verſtehen Sie nichts. Sie werden ewig eine Kinderfrau nötig haben.

Digitized by Google

Sterbe ich, was wird dann aus Ihnen? Sie aber ist ein bescheidenes, verständiges, charakterfestes Mädchen; zudem werde ich ja selbst immer hier sein, ich sterbe ja nicht gleich. Sie ist häuslich, ist ein Engel an Sanftmut. Dieser glückliche Gedanke kam mir schon in der Schweiz. Begreifen Sie auch: ich selbst sage es Ihnen, daß sie ein Engel ist!« rief sie plötzlich jähzornig. »Sie bilden sich wohl ein, daß ich Sie noch bitten, alle Vorzüge aufzählen muß! Nein, Sie müßten auf den Knien ... Oh, Sie leerer, leerer, engherziger Mensch!«

»Aber ich... ich bin doch schon ein Greis!«

»Fünfzig Jahre sind nicht das Ende, sondern nur die Hälfte des Lebens. Sie sind ein schöner Mann und wissen das selbst. Sie wissen auch, wie sehr Dascha Sie verehrt. Und wenn ich sterbe, was wird dann aus ihr? Sie haben einen angesehenen Namen, ein liebevolles Herz. Sie werden sie bilden, werden sie retten, ja retten! Inzwischen wird auch Ihr Werk fertig werden und das wird Ihren Ruhm erneuern...«

»Allerdings... bin ich gerade im Begriff, meine ‚Skizzen aus der spanischen Geschichte' vorzunehmen...«

»Nun, sehen Sie, das trifft sich ja ausgezeichnet.«

Stepan Trofimowitsch schwindelte der Kopf; die Wände drehten sich um ihn herum. »Excellente amie!« ... seine Stimme zitterte plötzlich, »ich... ich hätte nie gedacht, daß Sie mich je mit... einer anderen... verheiraten könnten!«

»Sie sind doch kein junges Mädchen, das man verheiratet, Sie heiraten doch selbst«, stieß sie giftig hervor.

»Oui, j'ai pris un mot pour un autre... Mais... c'est égal...« Er sah sie wie verloren an.

»Das sehe ich, daß Ihnen das égal ist«, sagte sie mit bissiger Verachtung. »Herrgott, er wird ja ohnmächtig!

Digitized by Google

Naſtaſſja, Naſtaſſja! Waſſer!« – Aber er kam ſchon wieder zu ſich. Warwara Petrowna nahm ihren Schirm. »Ich ſehe, daß man mit Ihnen jetzt nicht reden kann...«

»Oui, oui, je suis incapable...«

»Aber bis morgen müſſen Sie ſich erholt und entſchloſſen haben. Bleiben Sie zu Hauſe. Aber ſchreiben Sie mir keine Briefe; werde ſie nicht leſen. Morgen werde ich um dieſelbe Zeit wiederkommen, allein, und ich hoffe, daß Ihre Antwort eine befriedigende ſein wird. Sorgen Sie dafür, daß dann niemand hier iſt und daß in den Zimmern Ordnung herrſcht, denn wie ſieht das hier aus! Naſtaſſja, Naſtaſſja! ...«

Natürlich war er am nächſten Tage einverſtanden. Es blieb ihm ja auch nichts anderes übrig, – aus einem beſonderen Grunde ...

VIII

Das Gut, das ſeine erſte Frau hinterlaſſen hatte, gehörte nicht ihm, ſondern ſeinem Sohn. Stepan Trofimowitſch hatte es ſozuſagen nur verwaltet und auf Grund einer Abmachung dem Sohn tauſend Rubel jährlich als Einnahme des Gutes zugeſandt. Das heißt: dieſe Summe war regelmäßig von Warwara Petrowna entrichtet worden, Stepan Trofimowitſch aber hatte auch nicht einen Rubel dazu beigeſteuert. Die ganze Einnahme vom Gut, die übrigens nur fünfhundert Rubel im Jahre betrug, hatte er immer ſelbſt verbraucht, dazu das Gut ſchließlich noch ruiniert, da er es ohne Warwara Petrownas Wiſſen an einen Händler verpachtet, und den Wald, der das Wertvollſte war, nach und nach parzellenweiſe zum Abholzen verkauft hatte, wenn er größere Spielverluſte im Klub Warwara Petrowna doch nicht zu geſtehen wagte. Für dieſen Wald, der etwa acht-

Digitized by Google

tausend Rubel wert war, hatte er im ganzen nur fünftausend erhalten. Sie knirschte natürlich, als sie das schließlich erfuhr. Aber nun hatte der Sohn plötzlich geschrieben, er werde kommen, um das Gut zu verkaufen, und den Vater beauftragt, sich inzwischen nach Käufern umzusehen. Selbstredend schämte sich nun Stepan Trofimowitsch bei seiner großzügigen und nicht materialistischen Einstellung zu solchen Dingen vor ce cher fils, den er übrigens zuletzt vor neun Jahren in Petersburg als Studenten gesehen hatte. Der Wert des Gutes war von etwa vierzehn- auf kaum fünftausend Rubel gesunken. Wie sollte er das diesem Sohne nun sagen? Freilich hätte er als offiziell Bevollmächtigter den Wald verkaufen dürfen, und da dem Sohn jahrelang tausend Rubel statt etwa fünfhundert geschickt worden waren, konnte er auch einer Abrechnung ruhig entgegensehen. Doch Stepan Trofimowitsch war nun einmal ein nobler Mensch, der Höheres im Sinne hatte. In seiner Phantasie stellte er sich ein ganz anderes Bild vor: wie er diesem cher fils, wenn er endlich kam, die ganze Summe auf den Tisch legte, ohne die doppelt gezahlten Jahresraten überhaupt zu erwähnen, wie er ihn unter Tränen fest an seine Brust drückte und damit alle Abrechnungen für immer aus der Welt schaffte. Vorsichtig hatte er auch Warwara Petrowna für dieses schöne Bild zu gewinnen gesucht. Er deutete an, daß eine solche Einstellung zu einer pekuniären Frage auch ihrer Freundschaft, der »Idee« dieser Freundschaft noch eine besondere, edle Nuance verleihen würde, sie, d. h. die Väter oder die frühere Generation überhaupt, als so viel selbstloser und großmütiger im Vergleich zu der neuen leichtsinnigen und sozialistischen Jugend hinstellen müßte. Er sprach noch allerhand, aber sie schwieg. Schließlich teilte

Digitized by Google

ſie ihm nur trocken mit, daß ſie das Gut für ſiebentauſend kaufen wolle. Doch von den fehlenden Achttauſend – dem Wert des Waldes – ſprach ſie kein Wort. Das war etwa einen Monat vor dem Heiratsantrag geſchehen.

Was wir hier über dieſen ſeinen Sohn wußten, waren eigentlich nur etwas ſeltſame Gerüchte. Vor ſechs Jahren hatte er das Studium an der Univerſität beendet und ſich dann ohne Beſchäftigung in Petersburg herumgetrieben. Plötzlich hieß es, er habe ſich an der Abfaſſung einer geheimen Proklamation beteiligt; und bald darauf verlautete, er ſei bereits in der Schweiz. Alſo geflüchtet.

»Das wundert mich«, ſagte damals Stepon Trofimowitſch, ſichtlich beſtürzt. »Petruscha – c'est une si pauvre tête!... Aber wiſſen Sie, das kommt alles von eben dieſem Unausgebrütetſein, und von der Empfindſamkeit! Was ſie feſſelt, iſt nicht der Realismus, ſondern die empfindſame, ideale Seite des Sozialismus, ſozuſagen ſeine religiöſe Färbung, ſeine Poeſie... ins Blaue hinein, natürlich. Und gerade mir, mir muß das widerfahren! Ich habe hier ſchon ſo viele Feinde, dort noch mehr, man wird es alſo dem Einfluſſe des Vaters zuſchreiben ... Gott! Petruſcha ein Aufwiegler! In was für Zeiten leben wir!«

Übrigens ſchickte »Petruſcha« aus der Schweiz ſehr bald ſeine genaue Adreſſe, damit ihm das Geld wie gewöhnlich zugeſandt werde: alſo war er doch kein Emigrant von jener Art. Und jetzt, nach etwa vierjährigem Aufenthalt im Auslande, war er ſchon wieder im Vaterlande und kündete ſogar ſeinen Beſuch an; ſomit konnte doch überhaupt keine Anklage gegen ihn vorliegen. Ja, nicht nur das: es ſchien ihn jemand ſogar zu protegieren. Er ſchrieb jetzt aus Südrußland, wo er ſich in jemandes privatem Auftrage befand und etwas

Digitized by Google

Wichtiges auszuführen hatte. Das war ja alles sehr schön, aber woher nun die fehlenden Achttausend nehmen, um den vollen Wert des Gutes auszahlen zu können? Wie nun, wenn es statt zu jenem schönen Charakterbilde plötzlich zu einem Prozeß kam? Eine unbestimmte Empfindung sagte Stepan Trofimowitsch, daß ce cher fils auf keines seiner Anrechte verzichten werde. »Woher kommt das,« fragte er mich damals einmal halblaut, »daß alle diese fanatischen Sozialisten und Kommunisten gleichzeitig so geizig, erwerbsbeflissen und besitzstolz sind, ja je mehr einer Sozialist ist, je weiter er dabei geht, um so mehr ist er selber gerade ‚Besitzer'. Sollte das wirklich auch von der Empfindsamkeit herrühren?« Ich weiß nicht, ob an dieser Beobachtung Stepan Trofimowitschs etwas Wahres ist. Damals wußte ich nur, daß Petruscha von dem Verkauf des Waldes bereits einiges erfahren hatte, und auch Stepan Trofimowitsch wußte das. Und da kamen nun diese Achttausend mit dem Vorschlage Warwara Petrownas plötzlich herbeigeflogen! Aber sie gab auch deutlich zu verstehen, daß sie auf keinem anderen Wege herbeifliegen würden. Selbstredend erklärte er sich einverstanden.

Damals, nach ihrem ersten Morgenbesuch, ließ er mich sofort dringend zu sich bitten. Er war sehr erregt, redete viel und gut, weinte zwischendurch, dann gab es eine leichte Cholerine, kurz, alles verlief wie gewöhnlich. Darauf holte er das Bild seiner zweiten Frau hervor, der Deutschen, rief: »Kannst du mir verzeihen?«, weinte wieder und war überhaupt wie aus dem Konzept gebracht. Vor Kummer tranken wir ein bißchen. Übrigens schlief er bald und süß ein. Am folgenden Morgen band er meisterhaft seine weiße Halsbinde, kleidete sich mit Sorgfalt an und besah sich oft im Spiegel. Sein Taschentuch bespritzte er mit Parfüm, übrigens

Digitized by Google

nur ein wenig, doch als er Warwara Petrowna kommen sah, nahm er schnell ein anderes und steckte das parfümierte unter ein Kissen.

»Vortrefflich!« lobte ihn Warwara Petrowna, als sie die Erklärung seines Einverständnisses vernommen hatte. »Endlich einmal sind Sie der Stimme der Vernunft gefolgt. Es eilt übrigens nicht«, fügte sie hinzu, während sie den Knoten seiner Halsbinde betrachtete. »Vorläufig schweigen Sie, auch ich werde darüber schweigen. Bald ist Ihr Geburtstag, ich werde dann mit ihr zu Ihnen kommen. Geben Sie eine kleine Abendgesellschaft, nur Tee, keine Spirituosen, bitte; übrigens, ich werde das selbst arrangieren. Dann können wir – nicht eine Verlobung feiern, sondern es nur zu verstehen geben, ohne alle Feierlichkeiten. Und zwei Wochen später kann dann die Hochzeit stattfinden, gleichfalls ohne Lärm. Nach der Trauung könnten Sie beide ein wenig verreisen, nach Moskau, zum Beispiel. Vielleicht fahre ich mit. Doch die Hauptsache: bis dahin schweigen Sie.«

Stepan Trofimowitsch war erstaunt. Stotterte etwas von vorher mit der Braut doch sprechen müssen usw. Doch zu seiner Verblüffung fiel sie ihm gereizt ins Wort: »Wozu denn das? Vielleicht wird überhaupt nichts daraus...« Und auf seinen verständnislosen Blick aus aufgerissenen Augen: »Nun ja. So. Ich werde noch sehen... Übrigens wird alles so geschehen, wie ich gesagt habe, seien Sie unbesorgt, ich werde Darja selbst vorbereiten. Alles Nötige wird ohne Sie gesagt und getan werden, Sie haben da überhaupt keine Rolle zu spielen. Und keine Briefe zu schreiben! Und daß Sie nichts verlauten lassen. Ich werde gleichfalls schweigen.«

Sie wollte ihm offenbar nichts erklären und verließ ihn sichtlich verstimmt. Eine solche Bereitwilligkeit seinerseits

Digitized by Google

hatte sie doch wohl überrascht. Er aber – ach! – er überschaute seine Handlungsweise ganz und gar nicht, sah sie überhaupt nur von seinem Gesichtspunkt aus. Ja, es stellte sich bei ihm sogar ein gewisser neuer Ton ein, etwas Siegesgewisses und Leichtsinniges. Er fühlte sich!

»Das gefällt mir!« rief er aus und blieb aufgebracht und wichtig vor mir stehen. »Haben Sie es gehört? Sie will es soweit treiben, daß ich schließlich nicht mehr will. Denn ich könnte doch auch einmal meine Geduld verlieren und ... nicht mehr wollen. ‚Wozu denn das?' fragte sie mich. Aber warum muß ich denn unbedingt heiraten? Nur weil sie plötzlich den lächerlichen Einfall hat? Aber ich bin doch ein ernster Mensch und habe vielleicht gar keine Lust, mich den Launen einer unvernünftigen Frau zu fügen! Ich habe Pflichten meinem Sohne gegenüber und ... und gegen mich selbst! Ich bringe ein Opfer – begreift sie das auch? Vielleicht habe ich nur deshalb eingewilligt, weil das Leben mir langweilig geworden und alles mir schließlich gleich ist. Aber wenn sie mich reizt, könnte es geschehen, daß mir plötzlich nicht mehr alles gleich ist! Ich kann mich beleidigt fühlen und mich weigern! Et enfin le ridicule... Was werden die Menschen sagen! ‚Vielleicht wird überhaupt nichts daraus'–! Das ist denn doch!... Das ist der Gipfel! Das ist... ja was soll denn das heißen? Je suis un forçat, un Badinguet, un an die Wand gedrückter Mensch!...«

Und dabei blickte doch etwas launisch Selbstgefälliges, etwas leichtfertig Spielerisches durch alle diese anklagenden Ausrufe hervor. Am Abend tranken wir wieder ein wenig.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Fremde Sünden

I

Es verging ungefähr eine Woche und die Sache begann sich hinzuziehen. Nebenbei bemerkt: ich hatte in dieser Zeit als sein einziger, ihm ewig unentbehrlicher Vertrauter viel auszustehen. Er schämte sich, und das war die Hauptursache seiner Qual. Er schämte sich vor allen Menschen, glaubte, die ganze Stadt wisse es bereits, und so saß er denn nur zu Hause und empfing keinen außer mir! Ja, er schämte sich sogar vor mir, und je mehr er sich mir gegenüber aussprach, um so mehr ärgerte er sich gleichzeitig über mich. Eine Woche war so vergangen, er aber wußte noch immer nicht, ob er nun Bräutigam war oder noch unverlobt. Auch die Braut hatte er noch nicht gesprochen, ja, war sie denn überhaupt seine Braut? ja, war das Ganze überhaupt ernst gemeint? Aus einem ihm unbekannten Grunde lehnte Warwara Petrowna es ab, ihn zu empfangen, und auf einen seiner ersten Briefe (er schrieb natürlich wieder unzählige) hatte sie ihm kurzweg geantwortet, sie müsse ihn bitten, sie für einige Zeit mit Briefen, Fragen und Besuchen zu verschonen, da sie sehr beschäftigt sei; sie habe ihm selbst viel Wichtiges mitzuteilen, warte dazu aber den ersten freieren Augenblick ab und werde ihn dann schon wissen lassen, wann

Digitized by Google

er wieder zu ihr kommen könne. Weitere Briefe werde sie ihm uneröffnet zurückschicken, denn das sei doch nur »Spielerei«.

Doch selbst diese Kränkungen und die Ungewißheit waren noch nichts im Vergleiche zu der Qual eines einzigen und ganz bestimmten Gedankens, der ihn unausgesetzt verfolgte und der die Hauptursache seiner Scheu vor den Menschen war. Natürlich hatte ich die Richtung dieses Gedankens schon längst erraten, und das merkte er, wie es ihm auch nicht entging, daß mich die Häßlichkeit dieses Verdachts, der in ihm beim Suchen nach einer Erklärung für Warwara Petrownas seltsamen Heiratsplan erwacht war, aufrichtig empörte. Er wagte nicht, diesen Verdacht offen auszusprechen, und doch schien er an ihm fast zu ersticken. Er konnte keine zwei Stunden ohne mich auskommen, ließ mich immer wieder zu sich bitten, doch wenn ich dann kam, sprach er wieder bloß von allem Möglichen, nur nicht von dem, was ihn so qualvoll beschäftigte. Das ärgerte mich doppelt und mein Ärger ärgerte wiederum ihn. Manches andere freilich erkannte er sehr richtig und definierte es sogar sehr treffend.

»Oh, wie hat sie sich verändert!« klagte er unter anderem über Warwara Petrowna. »War sie denn damals so, als wir noch über hohe Dinge diskutierten! Werden Sie es mir glauben, damals hatte sie Gedanken, eigene Gedanken! Jetzt ist alles anders. Sie sagt, das sei alles nur altmodisches Geschwätz! Sie verachtet das Frühere... Jetzt ist sie so ein Kommis, so ein Ökonom, ein erbitterter Mensch, und immer ärgert sie sich...«

»Worüber kann sie sich denn jetzt noch ärgern, Sie haben doch ihren Wunsch erfüllt und eingewilligt«, warf ich ein. — Er sah mich mit einem feinen Lächeln an.

»Cher ami, hätte ich nicht eingewilligt, so hätte sie sich

Digitized by Google

allerdings furchtbar geärgert, furcht–bar! Aber immerhin weniger als jetzt, wo ich eingewilligt habe.«

Mit dieser Bemerkung schien er sehr zufrieden zu sein. Aber die Zufriedenheit hielt nicht lange vor; bald war er wieder finsterer und erregter als je. Was nun mich betrifft, so ärgerte ich mich vor allem darüber, daß er noch immer nicht Drosdoffs seinen Besuch machte, obschon diese ihn längst erwarteten. Dabei hatte er selbst eine Art Sehnsucht nach Lisaweta Nikolajewna und schien zu hoffen, in ihrer Gegenwart gewissermaßen eine Erleichterung seiner jetzigen Qualen und Klarheit über seine Zweifel zu finden. Nach dem Entzücken zu urteilen, mit dem er von ihr sprach, mußte er sie für ein außergewöhnliches Wesen halten. Und doch ging er nicht hin, sondern schob den Besuch von Tag zu Tag auf. Ich ärgerte mich darüber maßlos, denn: ich brannte darauf, ihr vorgestellt zu werden, und diesen Dienst konnte nur er mir erweisen. Gesehen hatte ich sie schon oft, aber natürlich nur auf der Straße, wenn sie in Begleitung eines hübschen Offiziers, ihres sogenannten Verwandten, spazieren ritt. Meine Verblendung dauerte zwar nur kurze Zeit, und ich sah ja die Aussichtslosigkeit meiner Schwärmerei sehr bald ein, aber damals war ich doch empört über meinen Freund wegen seiner Scheu, Drosdoffs seinen Besuch zu machen oder auch nur das Haus zu verlassen. Und das alles wegen jenes häßlichen Verdachts! Unser Freundeskreis war von ihm schon am ersten Tage brieflich benachrichtigt worden, daß die Abende bei ihm zeitweilig ausfallen müßten, und später hatte ich noch auf seine inständige Bitte hin, (damit nur ja niemand sich darüber wundere und eine andere Ursache vermute) jeden einzeln aufsuchen und ihm erklären müssen, daß Warwara Petrowna »unserem Alten«, wie wir ihn unter

Digitized by Google

uns nannten, eine große eilige Arbeit aufgetragen habe: einen mehrjährigen Briefwechsel in Ordnung zu bringen und ähnliches. Nur zu Liputin war ich noch nicht gegangen und ich wollte es auch nicht recht; ich wußte im voraus, daß er mir doch kein Wort glauben, vielmehr sofort argwöhnen werde, daß man gerade vor ihm etwas geheimhalten wolle. Und dann würde er natürlich in der Stadt überall herumlaufen, um sich zu erkundigen, und dabei nur Klatsch verbreiten. Da traf ich ihn plötzlich ganz zufällig auf der Straße. Ich begann mich zu entschuldigen, ich sei noch nicht dazu gekommen, ihn gleichfalls aufzusuchen usw., doch er unterbrach mich sogar und zeigte seltsamerweise gar keine Neugier, ja, er ging selbst sofort auf ein anderes Thema über und begann seinerseits die Neuigkeiten zu erzählen, die sich bei ihm inzwischen angesammelt hatten. Zunächst berichtete er von der Ankunft der Gemahlin unseres neuen Gouverneurs, die »neue Gesprächsthemata« mitgebracht habe, und von der Opposition gegen diese Themata, die sich im Klub schon gebildet habe; alle Welt rede jetzt von neuen Ideen, alle seien hinter ihnen her usw. usw. Kurz, er erzählte eine gute Viertelstunde, und zwar so amüsant, daß ich mich nicht loszureißen vermochte, obschon ich ihn persönlich nicht ausstehen konnte. Er war in meinen Augen der geborene Spion, der alle Stadtgeheimnisse wußte, besonders alle skandalösen, und sein vorherrschender Charakterzug war, wie mir schien, der Neid. Als ich Stepan Trofimowitsch von dieser Begegnung erzählte, regte er sich, zu meiner Verwunderung, unglaublich auf und stellte die seltsame Frage: »Weiß Liputin schon etwas davonoder weiß er noch nichts?« Ich suchte ihn zu beruhigen und zu überzeugen, daß Liputin doch unmöglich von Warwara Petrownas Plan etwas gehört haben könne;

Digitized by Google

durch wen denn? Aber sein Argwohn blieb und plötzlich sagte er:

»Glauben Sie es mir oder glauben Sie es nicht, aber ich bin überzeugt, daß ihm nicht nur unsere Lage bereits bekannt ist, sondern daß er außerdem noch etwas weiß, was weder ich noch Sie wissen, und was wir vielleicht auch nie erfahren werden, oder erst dann, wenn es schon zu spät ist, wenn es kein Zurück mehr gibt!«

Ich schwieg, aber diese Worte deuteten doch vieles an. Er aber bereute sichtlich schon im nächsten Augenblick, sie ausgesprochen und seinen Verdacht verraten zu haben.

II

Eines Morgens – es war am siebenten oder achten Tage nach Stepan Trofimowitschs Einwilligung zu heiraten – hatte ich, als ich wie gewöhnlich gegen elf Uhr zu meinem bekümmerten Freunde eilte, unterwegs ein kleines Erlebnis: ich begegnete Karmasinoff*, dem »großen Schriftsteller«, wie Liputin ihn zu nennen pflegte.

Karmasinoffs Schriften hatten mich in meinen Jünglingsjahren entzückt, begeistert. Seine späteren tendenziösen Novellen gefielen mir viel weniger als seine ersten Werke, die noch viel Poesie enthielten; manche aber sagten mir gar nicht mehr zu. Und zuletzt hatte ich eine Skizze von ihm gelesen, die ungeheure Ansprüche darauf erhob, naive Poesie und zugleich höchste Psychologie zu bringen. Diese Skizze sollte den Untergang eines Schiffes irgendwo an der englischen Küste schildern, den er als Augenzeuge miterlebt hatte,

* In Karmasinoff hat Dostojewski J. Turgenjeff karikiert.
E. K. R.

Digitized by Google

doch in Wirklichkeit schilderte sie nur ihn, den Verfasser. Man las es förmlich zwischen den Zeilen: »So seht doch auf mich, seht, wie ich in diesen Augenblicken war! Was geht euch dieses Meer an, der Sturm usw., ich bin es doch, der euch das mit genialer Feder schildert!« Als ich damals Stepan Trofimowitsch meine Meinung über diese Skizze sagte, stimmte er mir bei. Trotzdem hätte ich Karmasinoff jetzt, während seines Besuches in unserer Stadt, gern gesehen oder gar seine Bekanntschaft gemacht, was durch Stepan Trofimowitschs Vermittlung möglich war; sie waren ja früher befreundet gewesen. Und da begegnete ich ihm nun plötzlich an einer Straßenecke. Ich erkannte ihn sofort; man hatte ihn mir schon vor drei Tagen gezeigt, als er mit der Gouverneurin in einer Equipage vorüberfuhr.

Er war ein sehr kleiner, gezierter alter Herr, übrigens wohl nicht über fünfundfünfzig Jahre alt, mit ziemlich frischem Gesichtchen, dichten grauen Löckchen, die unter seinem runden Zylinderhut hervorquollen und sich um seine kleinen, netten, rosafarbenen Ohren ringelten. Sein sauberes Gesichtchen war nicht gerade hübsch, mit den dünnen, langen, verschlagen geschlossenen Lippen, der etwas fleischigen Nase und den stechenden, klugen kleinen Äuglein. Er war eigentlich etwas altmodisch gekleidet, wenigstens erinnerte der Mantel, den er trug, an die Umhänge, die bei Regenwetter etwa in der Schweiz oder in Oberitalien getragen werden. Dafür aber waren alle die kleinen Sachen, wie Hemdknöpfchen, das Krägelchen, die Schildpattlorgnette am schmalen schwarzen Bändchen, der Ring am Finger unbedingt genau von der Art, wie sie von Leuten des untadelig guten Tones getragen werden.

Er blieb an der Straßenecke stehen und sah sich aufmerk-

Digitized by Google

sam um. Als er bemerkte, daß ich ihn neugierig ansah, wandte er sich an mich und fragte mit honigsüßem, wenn auch kreischendem Stimmchen:

»Gestatten Sie die Frage, wie komme ich auf dem nächsten Wege zur Bykoffstraße?«

»Zur Bykoffstraße? Hier... hier geradeaus,« rief ich erregt, »und dann die zweite Querstraße links.«

»Ich danke Ihnen sehr.«

Verwünscht sei dieser Augenblick! Er hatte aus meiner Verlegenheit und Erregung natürlich sofort alles erraten, d. h. daß ich wußte, wer er war, daß ich seine Werke verschlungen hatte und darum so befangen und so dienstbeflissen war. Er lächelte, nickte und ging weiter. Ich weiß nicht, warum ich ihm nachging. Da blieb er wieder stehen.

»Und könnten Sie mir auch angeben, wo hier in der Nähe Droschken stehen?« kreischte wieder seine Stimme.

»Droschken? Hier... bei der Kirche stehen immer welche!« und fast wäre ich selbst nach einer Droschke gelaufen. Ich vermute, daß er gerade das von mir auch erwartete. Natürlich kam ich sofort zur Besinnung und blieb stehen, aber meine erste Bewegung hat er bestimmt bemerkt, da er mich die ganze Zeit mit diesem schändlichen Lächeln scharf beobachtete. Da aber geschah etwas für mich Unvergeßliches: er ließ plötzlich ein Säckchen oder eine Art Täschchen fallen, das er in der linken Hand trug. Und ich machte unwillkürlich eine Bewegung, um es aufzuheben. Natürlich besann ich mich sofort und hob es nicht auf, nur wurde ich rot wie ein Dummkopf. Er aber nutzte die Situation raffiniert zu seinen Gunsten aus.

»Bemühen Sie sich nicht, ich kann ja selbst...« sagte er in bezaubernd liebenswürdigem Tone, aber erst, als kein

Digitized by Google

Zweifel mehr darob bestand, daß ich es nicht aufheben würde. Er hob es selbst auf, nickte mir zu und ging weiter, indem er mich wie einen dummen Jungen stehen ließ. Das war ebensogut, als hätte ich es aufgehoben. In den ersten fünf Minuten hielt ich mich für lebenslänglich blamiert; doch als ich mich dem Hause Stepan Trofimowitschs näherte, lachte ich plötzlich laut auf: die Begegnung kam mir so komisch vor, daß ich sofort beschloß, sie meinem Freunde zur Erheiterung zu erzählen.

III

Aber diesmal fand ich ihn zu meiner Verwunderung ganz verändert vor. Er stürzte mir freilich mit einer gewissen Spannung entgegen und begann mir zuzuhören, aber er war doch sichtlich so zerstreut, daß er meinen Bericht anfangs gar nicht verstand. Kaum aber hatte ich den Namen Karmasinoff ausgesprochen, als er plötzlich geradezu außer sich geriet.

»Reden Sie nicht von ihm, nennen Sie ihn nicht!« rief er fast wie rasend. »Hier, hier, sehen Sie, lesen Sie!« Er riß ein Schubfach auf und warf mir drei kleine Zettel zu. Es waren drei Zuschriften Warwara Petrownas an ihn, die sich alle auf Karmasinoff bezogen und deutlich ihre Besorgnis verrieten, der »große Schriftsteller« könnte vergessen, ihr seine Visite zu machen. Das erste Briefchen, das sie vor drei oder vier Tagen geschrieben hatte, lautete:

»Sollte er Sie heute endlich beehren, so bitte von mir kein Wort. Erwähnen Sie mich überhaupt nicht und erinnern Sie ihn nicht daran. W. S.«

Der zweite Zettel vom vergangenen Tage lautete:

»Sollte er sich heute endlich entschließen, Ihnen seine

Digitized by Google

Visite zu machen, so dürfte es das beste sein, ihn überhaupt nicht zu empfangen. Das wäre meine Meinung. Wie die Ihre ist, weiß ich nicht. W. S.«

Und den dritten hatte er vor einer Stunde erhalten:

»Ich bin überzeugt, daß in Ihren Zimmern eine Fuhre Papierschnippel und allerhand umherliegt und der Zigarrenrauch undurchdringlich ist. Ich schicke Ihnen Marja und Fomuschka, die werden in einer halben Stunde alles aufräumen. Stören Sie sie nicht, setzen Sie sich so lange in die Küche. Ich sende Ihnen einen bucharischen Teppich und zwei chinesische Vasen, die ich Ihnen schon lange schenken wollte, und außerdem meinen Teniers (diesen aber nur für einige Zeit). Die Vasen könnte man aufs Fensterbrett stellen und den Teniers hängen Sie rechts unter Goethes Porträt, dort ist er sichtbarer. Wenn er endlich erscheint, so empfangen Sie ihn mit vollendeter Höflichkeit, aber reden Sie nur von Belangloſem, z. B. von irgend etwas Gelehrtem, und mit einem Gleichmut, als hätten Sie sich erst gestern getrennt. Über mich kein Wort. Vielleicht komme ich am Abend zu Ihnen, um zu sehen, wie es aussieht. W. S.

P. S. Wenn er heute nicht kommt, so wird er überhaupt nicht kommen.«

Ich las und wunderte mich im stillen, daß solche Kleinigkeiten ihn so erregen konnten. Als ich aufsah, bemerkte ich, daß er inzwischen seine weiße Halsbinde mit einer roten vertauscht hatte. Hut und Stock lagen auf dem Tisch. Er war blaß und seine Hände zitterten.

»Ich will von ihren Besorgnissen nichts wissen!« schrie er empört als Antwort auf meinen fragenden Blick. »Je m'en fiche! Ihr fällt es ein, sich wegen Karmasinoff aufzuregen, aber auf meine Briefe antwortet sie mir nicht!

Digitized by Google

Dort, sehen Sie, dort auf dem Schreibtisch liegt mein Brief, den sie mir gestern uneröffnet zurückgeschickt hat! Was geht es mich an, daß sie sich um Ni-ko-lenka Sorgen macht! Je m'en fiche et je proclame ma liberté! Au diable le Karmazinoff! Au diable la Lembke! Die chinesischen Vasen habe ich im Vorzimmer versteckt und den Teniers in der Kommode untergebracht, von ihr aber habe ich verlangt, mich sofort zu empfangen. Jawohl: verlangt, mich sofort zu empfangen, sofort! Ich habe ihr genau solch einen mit Bleistift geschriebenen Zettel unversiegelt durch Nastassja geschickt und warte jetzt. Ich will, daß Darja Pawlowna mir persönlich sagt, was gesagt werden muß, mit eigenem Munde und vor dem Angesicht des Himmels oder wenigstens vor Ihnen. Vous me seconderez, n'est-ce pas, comme ami et témoin. Ich will nicht erröten müssen, ich will nicht lügen müssen, ich will keine Geheimnisse, in dieser Sache werde ich Geheimnisse nicht dulden! Sie sollen mir alles gestehen, ehrlich, offen und anständig, und dann... dann werde ich vielleicht die ganze heutige Generation durch meine Großmut in Erstaunen setzen!... Bin ich denn ein Schuft, mein Herr?« schloß er plötzlich und sah mich so drohend an, als hätte gerade ich ihn für einen Schuft gehalten.

Ich bat ihn, zur Beruhigung ein wenig Wasser zu trinken. So erregt hatte ich ihn noch nie gesehen. Er lief die ganze Zeit hin und her. Plötzlich blieb er in einer ganz ungewöhnlichen Pose vor mir stehen.

»Glauben Sie wirklich,« begann er mit krankhaftem Hochmute, mich vom Kopfe bis zu den Füßen messend, »daß ich, Stepan Werchowenski, nicht so viel sittliche Kraft in mir fände, um meine Habe – mein armseliges Bündel! – auf meine schwachen Schultern zu laden, zum Tore hinaus-

Digitized by Google

zugehen und für immer von hier zu verschwinden, wenn das die Ehre und das hohe Prinzip der Unabhängigkeit fordern? Es wäre nicht das erste Mal, daß Stepan Werchowenski Despotismus durch Großmut zurückweist, selbst wenn es sich um den Despotismus eines wahnsinnigen Weibes handelt, also um den kränkendsten und grausamsten Despotismus, den es auf der Welt überhaupt geben kann, wiewohl Sie soeben beliebten, über meine Worte zu lächeln, mein Herr! Oh, Sie glauben natürlich nicht, daß ich soviel Großmut aufzubringen vermöchte, um mein Leben lieber bei einem Kaufmann als Hauslehrer zu beschließen oder hinter einem Zaune Hungers zu sterben! Antworten Sie mir, antworten Sie sofort: trauen Sie mir das zu oder trauen Sie's mir nicht zu?«

Ich schwieg aber absichtlich. Ich tat sogar, als brächte ich es nicht über mich, ihn durch eine verneinende Antwort zu kränken, und könnte doch auch nicht bejahend antworten. In diesem ganzen Benehmen lag etwas, was mich entschieden verletzte, nicht mich persönlich, o nein!... Ich werde das später erklären. Er wurde blaß.

»Vielleicht langweilt Sie überhaupt der Umgang mit mir, G—ff« (dies ist mein Familienname), »und Sie würden lieber... den Verkehr mit mir ganz aufgeben?« fragte er in jenem Tone bleicher Ruhe, die gewöhnlich einem außergewöhnlichen Ausbruch vorhergeht. Ich sprang erschrocken auf; in dem Augenblick kam Nastassja herein und übergab ihm schweigend einen Zettel. Er warf einen Blick darauf und reichte ihn mir. Auf dem Papier standen nur vier Worte von Warwara Petrowna: »Bleiben Sie zu Hause.«

Stepan Trofimowitsch nahm schweigend Hut und Stock und ging zur Tür; ich wollte ihm unwillkürlich folgen. Da

Digitized by Google

hörten wir plötzlich Stimmen und Schritte im Korridor. Er blieb wie vom Donner gerührt stehen.

»Liputin! Ich bin verloren!« flüsterte er und packte mich am Arm. – Da trat Liputin schon ins Zimmer.

IV

Warum er durch Liputins Besuch verloren sei, wußte mir zwar nicht zu erklären, aber sein Schreck war doch so auffallend, daß ich beschloß, hier acht zu geben. Schon die Art, wie Liputin auftrat, sagte einem sofort, daß er heute trotz aller Verbote ein besonderes Recht zum Eintritt zu haben glaubte. Er brachte einen uns unbekannten Herrn mit, offenbar einen Zugereisten. Als Antwort auf den leeren Blick des starr dastehenden Stepan Trofimowitsch rief er sogleich laut:

»Ich bringe einen Gast mit, einen besonderen! Ich wage es, Ihre Einsamkeit zu stören. Herr Kirilloff, ein hervorragender Ingenieur der Wegebaukunst. Doch das Wichtigste ist: er kennt Ihren Sohn, sogar sehr gut, und hat einen Auftrag von ihm.«

»Den Auftrag haben Sie hinzugefügt,« sagte der Gast schroff, »davon habe ich nichts. Aber Werchowenski kenne ich. Das ist so. Ich habe ihn im Gouvernement Ch. verlassen. Zehn Tage zurück.«*

Stepan Trofimowitsch reichte ihm mechanisch die Hand und forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Dann sah er mich an, dann Liputin und plötzlich, wie sich besinnend, setzte er

* Zu Kirilloffs eigenartig falscher Ausdrucksweise Näheres in der »Vorbemerkung«. E. K. R.

Digitized by Google

ſich ſelbſt ſchnell hin, behielt aber Hut und Stock, offenbar unbewußt, in der Hand.

»Aber was ſehe ich, Sie wollen ſelbſt ausgehen!« rief Liputin. »Und mir hat man doch geſagt, Sie ſeien vor lauter Arbeit ganz krank!«

»Ja, ich fühle mich nicht wohl und wollte deshalb ſpazieren gehen. Ich...« Stepan Trofimowitſch ſtockte plötzlich, warf ſchnell Hut und Stock auf den Diwan und – errötete.

Ich ſah mir inzwiſchen ſchnell den Gaſt näher an. Er war ein junger Mann von ungefähr ſiebenundzwanzig Jahren, anſtändig gekleidet, gut gewachſen und mager, brünett, mit blaſſem Geſicht von gleichſam ein wenig erdig-brauner Hautfarbe und mit ſchwarzen glanzloſen Augen. Er ſchien nachdenklich und zerſtreut zu ſein, ſprach ſeltſam abgebrochen und grammatiſch geradezu falſch, wenigſtens ſtellte er die Worte ſehr ſonderbar zuſammen und bei jedem längeren Satz gerieten ſie ihm anſcheinend durcheinander. Liputin, dem Stepan Trofimowitſchs Schreck natürlich nicht entgangen war, hatte für ſich einen Rohrſtuhl faſt bis in die Mitte des Zimmers gezogen, um in gleicher Entfernung vom Gaſt und vom Hausherrn ſitzen zu können, die einander gegenüber jeder auf einem Diwan Platz genommen hatten. Seine ſcharfen Augen fuhren neugierig im Zimmer umher.

»Ich... ich habe Petruſcha ſo lange nicht mehr geſehen... Haben Sie ihn im Auslande getroffen?« brachte Stepan Trofimowitſch, zum Gaſt gewandt, unſicher hervor.

»Auch hier und auch im Auslande.«

»Herr Kirilloff iſt ſoeben nach vierjähriger Abweſenheit zurückgekehrt,« bemerkte Liputin, »aus dem Auslande, wo er ſich in ſeinem Fach vervollkommnet hat, und jetzt iſt er zu

Digitized by Google

uns gekommen, da er Aussicht hat, eine Anstellung beim Bau unserer Eisenbahnbrücke zu erhalten. Ihr Sohn hat ihn in der Schweiz auch mit Drosdoffs bekannt gemacht, und er kennt auch Nikolai Stawrogin!«

»Ja?!... Ich... ich habe Petruscha so lange nicht mehr gesehen... und habe eigentlich so wenig das Recht, mich Vater zu nennen... oui, c'est le mot. Ich... wie haben Sie ihn denn dort verlassen?«

»Ja, so... Er wird selbst kommen.« Herr Kirilloff beeilte sich sichtlich, die Antwort los zu werden. Er war entschieden geärgert, saß finster da und hörte ungeduldig zu.

»Er wird herkommen! Endlich werde ich... Ja, sehen Sie, ich habe Petruscha so lange nicht mehr gesehen!« Stepan Trofimowitsch kam von diesem Satz nicht los. »Ich erwarte jetzt meinen armen Jungen, vor dem... oh, vor dem ich so schuldig dastehe! Das heißt, ich wollte sagen, daß ich ihn in Petersburg damals für nichts Besonderes hielt... ou quelque chose dans ce genre. Der Junge war, wissen Sie, nervös, sehr empfindsam, und... ängstlich. Bevor er zu Bett ging, verneigte er sich vor dem Heiligenbilde und bekreuzte sein Kopfkissen, um in der Nacht nicht zu sterben, je m'en souviens. Enfin, kein bißchen Gefühl für das Schöne, das heißt für etwas Höheres, oder Tieferes, kein einziger Keim einer zukünftigen Idee... c'était comme un petit idiot. Übrigens, ich... entschuldigen Sie, ich... bin momentan...«

»Das Kissen bekreuzte, sagten Sie das im Ernst?« erkundigte sich Herr Kirilloff plötzlich mit besonderem Interesse.

»Ja, er bekreuzte es...«

»Nein, ich fragte nur so; fahren Sie fort.«

Stepan Trofimowitsch sah Liputin fragend an.

Digitized by Google

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihren Besuch, aber ich muß gestehen, ich bin jetzt nicht imstande... Doch gestatten Sie die Frage, wo wohnen Sie?«

»In der Bogojawlenskstraße, im Filippoffschen Hause.«

»Ach, das ist ja dasselbe Haus, in dem auch Schatoff wohnt,« bemerkte ich unwillkürlich.

»Ja, eben, genau in demselben Hause,« rief Liputin schnell, »nur wohnt Schatoff oben und er unten bei Lebädkin. Und er ist auch mit Schatoff und Schatoffs Frau bekannt, mit dieser sogar besonders nah und gut.«

»Comment! So wissen Sie etwas von dieser unglücklichen Ehe de notre pauvre ami mit dieser Frau?« fragte Stepan Trofimowitsch plötzlich lebhaft, mit aufrichtigem Mitgefühl. »Sie sind der erste, der diese Frau persönlich kennt; und wenn nur...«

»Welch ein Blödsinn!« Kirilloff sah dabei, ganz rot vor Zorn, Liputin ungehalten an. »Was Sie immer zu allem hinzufügen, Liputin! Ich kenne Schatoffs Frau gar nicht... habe sie nur einmal gesehen, von weitem... Was fügen Sie immer hinzu!« Und er machte eine schroffe Wendung auf dem Diwan, griff schon nach seiner Mütze, legte sie aber wieder hin, und als er wieder wie früher dasaß, richtete er plötzlich seine schwarzen aufflammenden Augen mit einer gewissen Herausforderung auf Stepan Trofimowitsch. Ich vermochte mir diese sonderbare Reizbarkeit überhaupt nicht zu erklären.

»Verzeihen Sie,« versetzte Stepan Trofimowitsch fein, »ich verstehe, daß das eine sehr zarte Angelegenheit...«

»Gar keine zarte Angelegenheit, und das ist einfach schamlos; ich habe aber nicht zu Ihnen ‚Blödsinn' gesagt, sondern zu Liputin, weil er immer hinzufügt. Entschuldigen Sie,

Digitized by Google

wenn Sie es auf ſich dachten. Ich kenne Schatoff, aber ſeine Frau, nein, die gar nicht!«

»Ich verſtehe, oh, ich verſtehe. Ich habe ja nur gefragt, weil ich unſeren armen Freund ſehr liebe und mich immer für ihn intereſſiert habe ... Der junge Mann hat, meiner Meinung nach, etwas zu plötzlich, zu ſchroff ſeine früheren, vielleicht noch unreifen, aber immerhin richtigen Anſichten geändert. Er ſagt jetzt dermaßen ſonderbare Dinge über notre sainte Russie, daß ich dieſen Umſchwung in ſeinem Inneren – anders möchte ich's nicht nennen – einer ſtarken Erſchütterung ſeines Privatlebens zuſchreibe, in erſter Linie ſeiner unglücklichen Ehe. Ich, der ich mein armes Rußland ſtudiert habe und wie meine fünf Finger kenne, und meinem Volke mein ganzes Leben geweiht habe, ich verſichere Ihnen, daß er das ruſſiſche Volk nicht kennt, und zudem...«

»Ich kenne das ruſſiſche Volk auch gar nicht und... um es zu ſtudieren iſt auch gar keine Zeit da!« fiel ihm der Ingenieur wieder ins Wort, und wieder machte er eine ſchroffe Wendung auf ſeinem Platz.

»Aber er ſtudiert es, ſtudiert es,« hakte Liputin flink ein, »er hat ſchon damit begonnen und jetzt arbeitet er an einer ungemein intereſſanten Abhandlung über die Urſachen der Zunahme der Selbſtmorde in Rußland und überhaupt über die Urſachen, die die Verbreitung des Selbſtmordes in der menſchlichen Geſellſchaft fördern oder hemmen. Er iſt auch ſchon zu ganz erſtaunlichen Folgerungen gelangt!«

Der Ingenieur geriet in ſchreckliche Erregung.

»Dazu haben Sie gar kein Recht!« ſagte er zornig. »Ich ſchreibe gar keine Abhandlung. Ich will keine ſolchen Dummheiten. Ich habe Sie unter uns gefragt, nur verſehentlich.

Digitized by Google

Und nichts von einer Abhandlung; ich veröffentliche nicht, Sie aber haben kein Recht...«

Liputin ergötzte sich augenscheinlich an diesem Zorn.

»Ja dann verzeihen Sie schon, vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt, wenn ich Ihre literarische Arbeit eine Abhandlung nannte. Er sammelt nämlich nur Beobachtungen, aber an den Kern der Frage oder sozusagen an ihre sittliche Seite rührt er überhaupt nicht, ja er lehnt sogar die Sittlichkeit selbst ganz ab und hält sich dafür an den neuesten Grundsatz der allgemeinen Zerstörung zum Zwecke der Erreichung guter Endziele. Er verlangt über hundert Millionen Köpfe, um die gesunde Vernunft in Europa zur Herrschaft zu bringen, also noch viel mehr, als auf dem letzten Weltkongreß verlangt wurden. In der Beziehung geht er viel weiter als alle anderen!«

Der Ingenieur hörte mit einem geringschätzigen und blassen Lächeln zu. Eine halbe Minute schwiegen wir alle.

»Das ist so dumm, Liputin,« sagte Kirilloff schließlich, nicht ohne eine gewisse Würde. »Ich habe Ihnen nur einige Punkte gesagt, und Sie haben sie so aufgefaßt, das ist Ihre Sache. Aber Sie haben gar kein Recht dazu, und ich spreche davon zu niemandem. Ich verachte das Sprechen. Wenn ich Überzeugungen habe, so sind sie für mich klar. Ich philosophiere nicht mehr über das, was schon ganz klar ist. Ich kann es nicht ausstehen, zu philosophieren. Ich will niemals philosophieren.«

»Und vielleicht tun Sie ganz recht daran,« konnte Stepan Trofimowitsch sich nicht enthalten, zu bemerken.

»Ich habe mich bei Ihnen entschuldigt, aber ich ärgere mich hier über niemanden,« fuhr der fremde Gast schnell und erregt fort. »Ich habe vier Jahre lang wenig Menschen ge-

Digitized by Google

ſehen. Vier Jahre habe ich wenig geſprochen und mich bemüht, mit keinem Menſchen zuſammenzukommen, wegen meiner Ziele, die weiter niemanden angehen. Liputin fand das zum Lachen. Ich ſehe das, aber ich beachte es nicht. Man kann mich nicht beleidigen, aber ich ärgere mich nur über ſeine Ungeniertheit. Doch wenn ich Ihnen nicht meine Gedanken erkläre,« ſchloß er unerwartet und ſah uns alle der Reihe nach mit feſtem Blick an, »ſo unterlaſſe ich das nicht deshalb, weil ich eine Anzeige bei der Regierung fürchte, nein, bitte, denken Sie nicht Dummheiten von der Art...«

Dazu ſagte ſchon niemand mehr etwas. Wir ſahen uns nur an. Sogar Liputin vergaß zu ſpottlächeln.

»Meine Herren, ich bedaure unendlich,« ſagte Stepan Trofimowitſch plötzlich entſchloſſen und erhob ſich, »aber ich fühle mich nicht wohl. Entſchuldigen Sie mich.«

»Ach, das iſt, damit wir fortgehen!« rief Herr Kirilloff und ſprang ſofort auf. »Gut, daß Sie es ſagten, ich bin ſonſt vergeßlich.«

Er trat mit gutmütigem Ausdruck und ausgeſtreckter Hand auf Stepan Trofimowitſch zu. »Schade, daß Sie krank ſind und ich gekommen bin.«

»Ich wünſche Ihnen allen Erfolg bei uns,« ſagte Stepan Trofimowitſch wohlwollend und gab ihm langſam die Hand. »Ich verſtehe ſchon, daß Sie, der Sie ſo lange im Auslande ohne Verkehr gelebt haben, auf uns Urruſſen mit Erſtaunen blicken müſſen – und wir natürlich desgleichen auf Sie. Mais cela passera. Nur eines macht mir Sorge: Sie wollen hier unſere Brücke bauen, und erklären ſich zu gleicher Zeit für das Prinzip der allgemeinen Zerſtörung? Dann wird man Sie unſere Brücke nicht bauen laſſen!«

»Was?! Wie, was haben Sie geſagt?« rief Kirilloff be-

Digitized by Google

stürzt; bis er plötzlich begriff: »Ach so!« und er brach in das heiterste und harmloseste Lachen aus; dabei nahm sein Gesicht auf einen Augenblick einen ganz kindlichen Ausdruck an, der ihm, wie mir schien, ungemein gut stand.

Liputin rieb sich die Hände vor Vergnügen über Stepan Trofimowitschs gelungene Bemerkung.

Ich aber fragte mich noch immer, warum Stepan Trofimowitsch ausgerufen hatte, »ich bin verloren,« als er Liputin kommen hörte.

V

Wir waren alle aufgestanden. Es war jener Augenblick, in dem die Gäste und der Hausherr noch die letzten liebenswürdigen Worte zu wechseln pflegen, um dann zufrieden auseinander zu gehen.

Da bemerkte plötzlich Liputin, der bereits an der Türe stand, wie beiläufig: »Er ist ja nur deshalb so mürrisch, weil er mit dem Hauptmann Lebädkin den Streit gehabt hat. Der schlägt seine schöne Schwester, die Irrsinnige, jeden Morgen und jeden Abend mit der Nagaika, mit einer echten Kosakenpeitsche, sage ich Ihnen! Herr Kirilloff aber ist deswegen schon auf die andere Seite, in den Flügel des Hauses gezogen, um das nicht täglich anhören zu müssen. Na ja, – also auf Wiedersehen!«

»Die kranke Schwester? Die Irrsinnige? Mit der Nagaika?« rief Stepan Trofimowitsch, als sei er selbst von einem Peitschenschlage getroffen worden. »Welch eine Schwester? Was für ein Lebädkin?«

»Lebädkin – na, dieser verabschiedete Hauptmann doch! Früher nannte er sich ‚Stabskapitän'!« antwortete Liputin, indem er noch einmal ins Zimmer zurücktrat.

Digitized by Google

»Ach, was geht mich sein Rang an! Welche Schwester? Mein Gott... Sie sagen Lebádkin, aber – bei uns war doch auch ein Lebádkin!«

»Eben, eben, derselbe Lebádkin ist's ja auch! Erinnern Sie sich noch, der damals bei Wirginski...«

»Aber der fiel doch mit seinen falschen Papieren herein?!«

»Nun ja, damals, jetzt aber ist er zurückgekehrt, schon vor drei Wochen, und zwar unter den allersonderbarsten Umständen.«

»Aber das ist doch ein ganz nichtswürdiger Mensch!«

»Mein Gott, als ob es solche bei uns nicht geben könnte!« gab Liputin plötzlich spottlächelnd zur Antwort, und dabei sahen seine listigen Äuglein Stepan Trofimowitsch an, ihn gleichsam betastend, befühlend.

»Ach Gott, darum handelt es sich doch nicht... Übrigens, Nichtswürdige – darin stimme ich mit Ihnen vollkommen überein, besonders mit Ihnen! Aber was weiter? Was wollten Sie damit sagen? Sie wollten doch unbedingt etwas damit sagen!!« Stepan Trofimowitsch bestand auf einer Antwort.

»Ach, das sind ja lauter Dummheiten und sonst nichts!... Dieser ‚Hauptmann' hat uns damals allem Anscheine nach nicht wegen falscher Papiere verlassen, sondern einzig und allein, um sein verrücktes Schwesterlein aufzusuchen, das sich an einem unbekannten Orte versteckt hielt. Na, und jetzt hat er sie eben hergebracht. Und das ist alles. Was ist denn dabei? Warum regen Sie sich denn so darüber auf, Stepan Trofimowitsch? Ich erzähle doch nur, was ich von ihm selber in seiner Betrunkenheit erfahren habe. Wenn er nüchtern ist, schweigt er darüber. Ein reizbarer Mensch übrigens, na, und so... na, so ein dichtender Mars mitunter, wenn der

Digitized by Google

Geist über ihn kommt, doch meist von üblem Geschmack. Und das verrückte Schwesterlein, das dabei noch hinkt, scheint mir von irgend jemand entehrt worden zu sein. Der Herr Bruder aber bezieht einen jährlichen Tribut, als Belohnung für die Ehrenbeleidigung, wie er sagt. Meiner Meinung nach ist das freilich nur Geschwätz. Er prahlt einfach. Aber das ließe sich mit weniger Geld auch machen! Doch Tatsache ist, daß er Geld hat, und zwar in großen Summen! Vor anderthalb Wochen ging er fast barfuß, und jetzt hat er — ich habe es selbst gesehen! — Hunderte in den Händen. Die Schwester hat täglich irgendwelche Anfälle, und schreit dann, worauf er sie mit der Peitsche ‚in Ordnung bringt', wie er zu sagen pflegt, — denn man müsse in das Weib ‚Achtung pflanzen'. Ich begreife nicht, wie Schatoff es aushält, über ihnen zu wohnen. Herr Kiriloff hat es nur drei Tage aushalten können. Nun ist er umgezogen, wie gesagt. Er kannte sie noch von Petersburg her!«

»Ist das wirklich alles wahr?« wandte sich Stepan Trofimowitsch an den Ingenieur.

»Sie schwatzen furchtbar viel, Liputin,« brummte dieser wütend.

»Geheimnisse und wieder Geheimnisse! Woher kommt das doch, daß es bei uns plötzlich so viele Geheimnisse gibt?« Stepan Trofimowitsch konnte nicht mehr an sich halten. Der Ingenieur ärgerte sich, errötete, zuckte ungeduldig mit den Schultern und ging schon aus dem Zimmer.

»Herr Kirilloff hat ihm sogar die Peitsche aus der Hand gerissen, sie zerbrochen und dann aus dem Fenster geworfen,« fügte da Liputin schnell mit schlauem Lächeln hinzu.

Kirilloff kehrte sofort um: »Was soll das alles, Liputin? Das ist doch dumm. Und weshalb?«

Digitized by Google

»Aber wozu denn aus Beſcheidenheit gerade die edelſten Regungen der Seele verheimlichen?! – das heißt, Ihrer Seele, ſelbſtredend Ihrer Seele, ich ſpreche nicht von der meinen!« antwortete Liputin.

»Wie das dumm iſt... und gar nicht nötig. Lebádkin iſt ein ganz leerer Menſch und kommt für die Sache gar nicht in Betracht und ſchadet ihr nur. Warum ſchwatzen Sie ſo viel Überflüſſiges? Ich gehe!«

»Ach, wie ſchade!« rief da Liputin mit hellem Lächeln aus. »Sie gehen ſchon – ſonſt hätte ich Stepan Trofimowitſch noch mit einer kleinen Anekdote erfreut!« Und zu dieſem gewandt: »Bin ſogar mit der Abſicht hergekommen, ſie Ihnen unbedingt zu erzählen. Doch Sie werden ſie ja beſtimmt ſchon gehört haben. Na, dann eben ein anderes Mal! Herr Kirilloff hat es ja ſo eilig... Auf Wiederſehen alſo! Nein, hat aber Warwara Petrowna mich vorgeſtern beluſtigt! Sie ſchickte extra nach mir. Einfach zum Kranklachen war's. Na, auf Wiederſehen, Wiederſehen!«

Aber ſchon hatte Stepan Trofimowitſch ihn plötzlich an den Schultern gepackt, zu ſich herumgedreht und feſt auf einen Stuhl geſetzt.

Liputin erſchrak ordentlich.

»Ja, wie denn?« fragte er und ſah von ſeinem Stuhl aus ängſtlich und verwundert zu Stepan Trofimowitſch empor. Doch faßte er ſich ſchnell. »Ja, denken Sie ſich, plötzlich ruft man mich und fragt mich im geheimen – was ich eigentlich von Nikolai Stawrogin denke: ob ich ihn für wahnſinnig halte oder nicht? Wie ſoll man da nicht ſtaunen?«

»Sie ſind verrückt geworden, Liputin!« ſagte Stepan Trofimowitſch. »Sie wiſſen nur zu gut, daß Sie gekommen ſind, um mir irgendeine Gemeinheit zu ſagen.«

Digitized by Google

Mir fiel ſofort die Bemerkung Stepan Trofimowitſchs ein, Liputin wiſſe nicht nur von unſerer Sache, ſondern wiſſe noch viel mehr, als wir je erfahren würden.

»Erlauben Sie, Stepan Trofimowitſch!« ſtotterte Liputin, als ob jener ihn furchtbar erſchreckt hätte. »Erlauben Sie...«

»Schweigen Sie jetzt! Ich bitte Sie, Herr Kirilloff, kommen Sie zurück und ſetzen Sie ſich. Bitte, hier! Und Sie, Liputin, Sie werden jetzt erzählen, aber einfach und ohne Ausreden!«

»Hätte ich gewußt, daß es Sie ſo aufregt, ſo würde ich gar nicht davon angefangen haben... und ich dachte doch, Sie wüßten das alles ſelbſt... ſchon längſt... von Warwara Petrowna!«

»Das haben Sie durchaus nicht gedacht! Aber fangen Sie endlich an, ſage ich Ihnen!«

»Na, dann haben Sie doch wenigſtens die Güte, ſich auch zu ſetzen! Denn wenn Sie ſo vor mir herumlaufen, da würde ja alles ganz kunterbunt herauskommen!«

Stepan Trofimowitſch überwand ſich und ließ ſich ſehr formell auf einen Seſſel nieder. Der Ingenieur blickte finſter zu Boden. Liputin aber ſah mit unglaublichem Hochgenuß von einem zum andern.

»Ja, womit nun anfangen... Sie haben mich ganz konfus gemacht...«

VI

Vor drei Tagen alſo, da ſchickt ſie plötzlich ihren Diener zu mir: ſie ließe bitten, ſozuſagen, morgen um zwölf zu ihr zu kommen. Können Sie ſich das denken? Nu, ich ließ natürlich meine Arbeit Arbeit ſein und um Punkt zwölf klingelte ich an ihrer Tür. Man führte mich gleich in das

Digitized by Google

Empfangszimmer. Ich wartete kaum eine Minute, als Warwara Petrowna auch schon eintrat. Sie bot mir einen Stuhl an und setzte sich selbst mir gegenüber. Ich saß nun also, brachte es aber zunächst nicht über mich, meinen Ohren wie sonst zu trauen. Sie wissen doch, wie sie mich immer behandelt hat. Sie begann also, wie es so ihre Art ist, gerade heraus und ohne alle Umschweife: ‚Sie erinnern sich wohl noch,' sagte sie, ‚der drei sonderbaren Handlungen meines Sohnes vor vier Jahren. Die ganze Stadt konnte sie nicht begreifen, bis sich dann alles durch seine Erkrankung aufklärte. Eine dieser Handlungen ging Sie sogar persönlich an. Auf meine Bitte hin machte mein Sohn Ihnen später, als er wieder hergestellt war, seinen Besuch. Ich weiß, daß er Ihnen schon früher mehrfach begegnet war und sich mit Ihnen unterhalten hatte. Ich möchte Sie nun bitten, mir doch mit voller Offenheit zu sagen, wie Sie' – hier stockte sie ein wenig – ‚wie Sie damals meinen Sohn fanden... wie Sie ihn beurteilten... welcher Meinung Sie über ihn waren ... und... was Sie jetzt von ihm denken.'

»Hier stockte sie aber schon wirklich, wartete sogar ein Weilchen, und plötzlich wurde sie rot. Ich war nicht wenig erschrocken. Aber schon gleich darauf fuhr sie wieder fort, nicht gerade mit rührender Stimme, nein, das gerade nicht, denn das würde auch nicht zu ihr passen, aber so sonderbar eindringlich: ‚Ich will,' sagte sie, ‚daß Sie mich gut und ohne ein Mißverständnis verstehen,' sagte sie. ‚Ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich Sie für einen Menschen halte, der fähig ist, richtig zu beobachten.' (Wie finden Sie das Kompliment?) ‚Sie verstehen gewiß auch, daß es eine Mutter ist, die mit Ihnen spricht,' sagte sie... ‚Mein Sohn hat in seinem Leben manches Unglück gehabt und manche Wider-

Digitized by Google

wärtigkeit über ſich ergehen laſſen müſſen. Alles das,' ſagte ſie, ‚hätte nun auf ſeinen Verſtand, ich meine, auf ſeine Gemütsſtimmung einwirken können. Selbſtverſtändlich ſpreche ich nicht etwa von Wahnſinn... das iſt ganz und gar ausgeſchloſſen!' Das ſagte ſie ſo, wiſſen Sie, in einem feſten und ſtolzen Ton! ‚Aber es könnte da etwas Beſonderes ſein, etwas Wunderliches, eine gewiſſe Gedankenrichtung, die Neigung zu gewiſſen eigentümlichen Anſchauungen'... Das ſind alles ihre eigenen Worte, und glauben Sie mir, Stepan Trofimowitſch, ich ſtaunte nur ſo, mit welcher Genauigkeit Warwara Petrowna eine Sache zu erklären verſteht. Wirklich, eine kluge Dame! ‚Jedenfalls,' ſagte ſie, ‚iſt mir ſelbſt an ihm eine fortwährende Unruhe aufgefallen. Aber ich bin ja ſeine Mutter und Sie ſind ein fremder Menſch, folglich müſſen Sie, bei Ihrem Verſtande, weit fähiger ſein, ſich ein unbefangenes Urteil über ihn zu bilden. Ich beſchwöre Sie' – jawohl, ſo ſagte ſie wortwörtlich – ‚ich beſchwöre Sie, mir die ganze Wahrheit zu ſagen, ohne jegliche Beſchönigung. Und wenn Sie mir verſprechen wollen, nie zu vergeſſen, daß ich im Vertrauen zu Ihnen geſprochen habe, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich ſtets bereit ſein werde, Ihnen künftig und bei jeder Gelegenheit meine Dankbarkeit zu beweiſen.' Nun, wie finden Sie das?«

»Sie... Sie haben mich ſo überraſcht...« ſtotterte Stepan Trofimowitſch, »daß ich Ihnen... einfach nicht glaube...«

»Nein, bedenken Sie doch nur,« fiel ihm Liputin lebhaft ins Wort und tat, als hätte er Stepan Trofimowitſchs letzte Bemerkung überhaupt nicht gehört, »wie groß muß ihre Unruhe und Aufregung um ihn ſein, wenn ſie ſich mit ſolch einer Frage, von ihrer Höhe herab, an einen Menſchen wendet, wie ich es bin, und ſich gar ſo weit erniedrigt, auch

Digitized by Google

noch um Verſchwiegenheit zu bitten! Wie iſt das nur möglich? Sollte ſie da nicht ganz unerwartete Nachrichten über ihren Sohn erhalten haben?«

»Ich weiß von nichts... Ich glaube, ſie hat keine Nachrichten erhalten... ich habe ſie allerdings... ein paar Tage lang nicht geſehen ... aber ich möchte Sie nur daran erinnern,« ſtotterte Stepan Trofimowitſch wieder, da er ſichtlich ſeine Gedanken nicht mehr ſammeln konnte – »ich möchte Sie nur daran erinnern, Liputin, daß Sie im Vertrauen gefragt worden ſind, und daß Sie jetzt in Gegenwart...«

»Ganz und gar im Vertrauen! Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich... Aber hier... nun... ſind wir denn hier nicht unter Freunden? Selbſt Herr Kirilloff...«

»Ich bin nicht Ihrer Meinung. Zweifellos werden wir drei das Geheimnis bewahren. Aber Sie ſelbſt, den vierten, fürchte ich, und Ihnen traue ich in keiner einzigen Beziehung.«

»Ja, wie denn das? Ich bin doch hier der eigentlich Intereſſierte! Mir iſt doch ewige Dankbarkeit verſprochen worden!« Und haſtig ging Liputin darüber hinweg: »Übrigens, gerade bei der Gelegenheit, möchte ich noch auf einen ſonderbaren, ſozuſagen pſychologiſchen Fall hinweiſen. Geſtern abend, noch unter dem Eindruck des Geſpräches mit Warwara Petrowna – Sie können ſich doch denken, welch einen Eindruck das auf mich gemacht hatte! – wandte ich mich an Herrn Kirilloff mit der harmloſen Frage: Sie haben, ſagte ich, Nikolai Stawrogin doch im Auslande und auch früher ſchon in Petersburg gekannt, was halten Sie, frage ich, von ſeinem Verſtande und überhaupt von ſeinen geiſtigen Fähigkeiten? Und darauf antwortet er mir lakoniſch, wie das

Digitized by Google

ſo ſeine Art iſt: ‚Ja,‘ ſagt er, ‚das iſt ein Menſch mit feinem Verſtande und geſundem Urteil.‘ Aber haben Sie nicht vielleicht, fragte ich weiter, im Laufe der Jahre gewiſſe Ideenveränderungen an ihm bemerkt oder eine beſondere Geiſteswandlung oder einen gewiſſen, wie ſoll ich ſagen, nun – ſozuſagen doch einen gewiſſen Irrſinn? Kurz, ich wiederholte Warwara Petrownas Frage. Nun, und was denken Sie: Herr Kirilloff wird plötzlich nachdenklich und runzelt die Stirn... Sehen Sie, genau ſo wie jetzt. ‚Ja,‘ ſagte er dann, ‚ich bemerkte allerdings zuweilen etwas Sonderbares an ihm.‘ Denken Sie ſich, wenn ſchon Herr Kirilloff etwas Sonderbares bemerkt hat – was kann dann nicht alles in Wirklichkeit ſein?!«

»Iſt das wahr?« wandte ſich Stepan Trofimowitſch an Kirilloff.

»Ich möchte nicht davon ſprechen...« ſagte Kirilloff, hob aber plötzlich den Kopf und ſeine Augen blitzten. »Ich möchte Ihr Recht beſtreiten, Liputin. Sie haben für den Fall gar kein Recht auf mich. Ich habe gar nicht meine ganze Meinung geſagt. Ich kannte Stawrogin in Petersburg. Aber das war lange her. Und jetzt, wenn ich ihn auch wiedergeſehen habe, ſo kenne ich ihn doch nur eben ſo. Ich bitte Sie, mich hier ganz beiſeite zu laſſen, und... alles das ſieht aus wie Klatſch.«

Liputin ſpielte die beleidigte Unſchuld und führte die Hände auseinander.

»Wie Klatſch! Bin ich nicht gar noch ein Spion? Sie haben gut kritiſieren, Herr Kirilloff, wenn Sie ſich dabei ſelber beiſeite laſſen. Sogar dieſer Hauptmann, Stepan Trofimowitſch, ſogar dieſer Lebädkin, der doch ſo dumm iſt, wie – man ſchämt ſich ja förmlich zu ſagen, wie dumm er iſt;

Digitized by Google

es gibt aber ſo einen ruſſiſchen Vergleich – ſogar der denkt offenbar ganz ſonderbar von Nikolai Stawrogin, obwohl er ſeinen Scharfſinn bewundert. ‚Bin ganz erſtaunt über dieſen Menſchen: eine allwiſſende Schlange!‘ – waren ſeine eigenen Worte. Ich fragte alſo auch ihn, immer noch unter dem geſtrigen Eindruck und ſchon nach dem Geſpräch mit Herrn Kirilloff. ‚Nun,‘ fragte ich, ‚Hauptmann, was glauben Sie eigentlich, iſt Ihre allwiſſende Schlange, Nikolai Stawrogin nicht einfach wahnſinnig?‘ Na, und nun glauben Sie mir oder glauben Sie mir auch nicht: es war für ihn, als hätte ich ihm hinterrücks einen Peitſchenſchlag verſetzt – ohne ſeine Erlaubnis natürlich. Er ſprang geradezu auf: ‚Ja,‘ ſagte er, ‚ja, aber das kann doch keinen Einfluß haben auf…‘ Aber auf was das keinen Einfluß haben könnte, das ſagte er nicht, ſondern verſank nur in traurige Gedanken, und zwar in ſo traurige Gedanken, ſage ich Ihnen, daß er davon ganz nüchtern wurde. Wir ſaßen gerade in der Filippoffſchen Trinkſtube. Erſt nach einer halben Stunde ungefähr ſchlug er plötzlich mit der Fauſt auf den Tiſch: ‚Ja,‘ ſchreit er, ‚meinetwegen auch wahnſinnig, nur kann das keinen Einfluß haben…‘ und wieder brach er ab. Ich gebe Ihnen natürlich das Geſpräch nur im Auszug wieder, aber der Sinn iſt doch wohl klar? Na, und ſo, wen man auch fragt in der Stadt, allen kommt der Gedanke in den Kopf: ‚Ja,‘ ſagt ein jeder, ‚er iſt wahnſinnig; gewiß, er iſt ſehr klug; aber vielleicht auch wahnſinnig.‘«

Stepan Trofimowitſch ſaß ganz in Gedanken verſunken da und ſchien angeſtrengt zu überlegen. »Wie kann Lebädkin das wiſſen?« fragte er.

»Eh, wollen Sie ſich nicht lieber bei Herrn Kirilloff, der mich ſoeben einen Spion nannte, danach erkundigen? Ich

Digitized by Google

weiß nichts und rede nur so zum Zeitvertreib, das nennt man dann Spion, er aber weiß die letzten Geheimnisse und schweigt!«

»Ich weiß gar nichts. Oder wenig«, versetzte der Ingenieur mit derselben Gereiztheit. »Sie machen Lebädkin betrunken, um aus ihm was zu erfahren. Sie haben auch mich hierher gebracht, um aus mir zu erfahren, damit ich... hier sage. Folglich sind Sie ein Spion!«

»Ich habe ihn noch nie betrunken gemacht, das würde mir zu viel Geld kosten, und das ist er auch gar nicht wert mitsamt seinen Geheimnissen. Sehen Sie, das ist sein Wert für mich. Wieviel er für Sie bedeutet, weiß ich freilich nicht. Sonst ist er es, im Gegenteil, der jetzt mit dem Gelde nur so um sich wirft, während er vor vierzehn Tagen mich noch um fünfzehn Kopeken anpumpte. Er ist es, der mir Champagner vorsetzt, nicht ich ihm. Aber Sie haben mir einen guten Gedanken gegeben, und wenn es nötig sein wird, werde ich ihn schon betrunken machen, um von ihm etwas zu erfahren... und dann vielleicht alle eure Geheimnisse auf einmal... so viel ihrer da sind!« setzte er böse hinzu.

Stepan Trofimowitsch sah die beiden verständnislos an. Sie hatten sich beide Blößen gegeben, und zwar ohne Scheu vor uns anderen Anwesenden. Mir schien es, als habe Liputin diesen Kirilloff einzig deshalb zu uns gebracht, um ihn durch eine dritte Person ins Gespräch zu ziehen – sein übliches Manöver.

»Herr Kirilloff kennt den Nikolai Stawrogin sogar sehr gut,« fuhr Liputin in gereiztem Tone fort, »bloß will er das nicht eingestehen. Und was den Hauptmann Lebädkin betrifft, so hat der ihn noch viel früher gekannt, als er uns hier mit seinem Besuch beglückte. Sogar schon vor fünf, sechs Jahren

Digitized by Google

in Petersburg, zur Zeit der ſogenannten ‚unbekannten‘ Lebensepoche Nikolai Stawrogins. Man könnte daraus ſchließen, daß unſer Prinz damals ſehr ſonderbare Bekanntſchaften gehabt haben muß. Auch mit Herrn Kirilloff iſt er in eben dieſer Zeit bekannt geworden.«

»Hüten Sie ſich, Liputin, ich warne Sie. Nikolai Stawrogin wird bald herkommen, und das iſt einer, der ſeinen Mann zu ſtehen weiß!«

»Ja, aber was hat denn das mit mir zu tun? Ich bin der erſte, der behauptet, daß er den feinſten, den erleſenſten Verſtand hat, und in dieſem Sinne habe ich auch Warwara Petrowna geſtern vollkommen beruhigt. ‚Nur für ſeinen Charakter,‘ ſagte ich, ‚kann ich nicht einſtehen.‘ Auch Lebädkin ſagt ganz dasſelbe. ‚Unter ſeinem Charakter‘, ſagt er, ‚habe auch ich gelitten.‘ Ach, Stepan Trofimowitſch, Sie haben gut ſagen: ‚Klatſch‘ und ‚Spionage‘, aber bitte nicht zu vergeſſen: erſt, nachdem Sie ſehr ſchön alles aus mir herausgezogen haben, und mit was für einer Neugier noch dazu! Sehen Sie, Warwara Petrowna, die traf geſtern gleich den Nagel auf den Kopf. ‚Sie haben,‘ ſagte ſie, ‚perſönlich durch ihn zu leiden gehabt, darum wende ich mich auch an Sie!‘ Ja, und war es denn nicht ſo? Mußte ich denn nicht vor der ganzen Geſellſchaft eine perſönliche Beleidigung von Seiner Hochwohlgeboren hinunterſchlucken? Ich glaube, ich habe Grund genug, mich für dieſe Klatſchgeſchichten zu intereſſieren! Heute drückt er einem die Hand, morgen aber ſchlägt er ſie einem, dir nichts, mir nichts, ins Geſicht, und das noch in ehrenwerter Geſellſchaft, grad ſo, wie's ihm gefällt. Nein aus Übermut, wie's ſcheint. Und was die Hauptſache iſt! Dieſe Herren haben die Frauen natürlich immer auf ihrer Seite! Schmetterlinge ſind ſie und mutige Hähn-

Digitized by Google

chen! Gutsbesitzersöhne mit Flügelchen hinten dran, wie einstmals Amor... diese Herzfresser à la Petschorin!* Sie, Stepan Trofimowitsch, als fanatischer Junggeselle, haben gut reden und mich wegen Seiner Hochwohlgeboren einen Geschichtenmacher zu nennen. Aber heiraten Sie mal erst — Sie sind ja doch noch ein ganzer Mann! — so eine nette kleine junge Frau, und Sie werden selber vor unserem Prinzen alle Türen verrammeln und gar Barrikaden im eigenen Hause bauen! Hier lohnt es sich ja gar nicht mehr zu reden! Selbst von solch einer Mademoiselle Lebädkin, die gepeitscht wird, würde ich glauben — bei Gott! —, wenn sie nicht verrückt und lahm wäre, daß sie ein Opfer unseres Prinzen ist, und daß Lebädkin sich deshalb in seiner ‚Familienehre' gekränkt fühlt, wie er sich immer ausdrückt. Sie glauben, die wäre mit seinem feinen Geschmack nicht in Einklang zu bringen? Mein Gott, auch der stört diese Herren nicht immer. Jede kleine Beere wird gegessen, sie muß nur die richtige Stimmung treffen. Sie sprechen von Klatsch? Aber — sage ich es denn allein, wenn schon die ganze Stadt es ausschreit? Ich nicke nur und höre zu. ‚Ja'-sagen ist bekanntlich nicht verboten!«

»Die ganze Stadt schreit... das heißt, was schreit denn die ganze Stadt?«

»Na, ich meine, Hauptmann Lebädkin schreit's in betrunkenem Zustande, so daß die ganze Stadt es hören kann. Ist das nicht dasselbe, wie wenn die ganze Stadt es schreit? Bin ich etwa schuld daran? Ich rede nur mit Freunden darüber. Ich hoffe doch, hier unter Freunden zu sein?« und mit unschuldigem Lächeln sah er uns alle an. »Und dabei ist noch etwas geschehen! Denken Sie mal: es stellt sich heraus,

* Der Held in Lermontoffs Roman »Der Held unserer Zeit«: Eroberer von Frauenherzen. E. K. R.

Digitized by Google

daß unſer Prinz ihm, dem Lebâdkin, aus der Schweiz durch ein junges Mädchen dreihundert Rubel geſchickt hat. Ich habe die Ehre, die junge Dame perſönlich zu kennen, ſie iſt ohne Tadel und ſozuſagen eine ſittſame Waiſe. Nach einiger Zeit aber erfährt Lebâdkin aus der ſicherſten Quelle von einem edlen Menſchen, daß ihm nicht dreihundert Rubel, ſondern tauſend zur Übergabe geſandt worden ſind! ‚Folglich,‘ ſchreit er, ‚hat das Mädchen mich um ſiebenhundert Rubel beſtohlen!‘ Und er will das Geld durch die Polizei herausfordern, wenigſtens droht er ſo und ſchreit dabei, daß die ganze Stadt es hören kann...«

»Das iſt gemein, gemein von Ihnen!« rief plötzlich der Ingenieur und ſprang vom Stuhl auf.

»Ja aber — Sie ſelbſt ſind doch dieſer edle Menſch, der Lebâdkin verſichert hat, daß nicht dreihundert, ſondern tauſend geſchickt worden ſind! Der Hauptmann hat es mir in der Filippoffſchen Kneipe, betrunken wie immer, ſelbſt mitgeteilt.«

»Das ... das iſt ein unglückliches Mißverſtändnis. Jemand hat ſich geirrt und es iſt... ein Blödſinn — und Sie ſind gemein!«

»Ja, ich will gewiß gerne glauben, daß es reiner Blödſinn iſt. Ich bin ſogar tief betrübt, daß man das ehrenwerte Mädchen in die Geſchichte hineingezogen hat. Erſtens mit den ſiebenhundert Rubeln, und zweitens weiß jetzt alle Welt, daß ſie mit Nikolai Stawrogin intim befreundet geweſen iſt. Was koſtet es denn Seine Hochwohlgeboren, den jungen Stawrogin, ein ehrenwertes Mädchen zu ſchänden, oder auch eine fremde Frau zu beſchimpfen, wie es mein ‚Fall‘ war? Kommt ihnen dann noch ein großmütiger Menſch unter die Finger, ſo zwingen ſie ihn, mit ſeinem ehrlichen Namen

Digitized by Google

fremde Sünden zu decken. Genau so hab ich's doch erleben müssen! Ich rede ja nur von mir...«

»Hüten Sie sich, Liputin!« Stepan Trofimowitsch erhob sich drohend. Er war totenblaß.

»Glauben Sie ihm nicht, glauben Sie nicht! Jemand hat sich geirrt, und Lebädkin ist immer betrunken!« rief der Ingenieur in unbeschreiblicher Aufregung aus. »Alles wird sich aufklären, aber ich kann nicht mehr... ich halte es für eine Gemeinheit... und genug... genug!«

Er stürzte aus dem Zimmer.

»Aber wohin denn, was haben Sie? Ich gehe doch mit Ihnen!« rief Liputin erschrocken, sprang auf und lief ihm nach.

VII

Stepan Trofimowitsch stand einen Augenblick wie in Gedanken versunken da, er sah auch mich an, doch ohne mich zu sehen, und schließlich ergriff er Hut und Stock und verließ langsam das Zimmer. Ich ging ihm nach. Erst als er aus der Tür trat, bemerkte er mich.

»Ach ja, Sie können mein Zeuge sein ... de l'accident. Vous m'accompagnerez, n'est-ce pas?«

»Stepan Trofimowitsch, gehen Sie trotzdem zu ihr? Bedenken Sie doch, was daraus entstehen kann!«

Er blieb stehen und flüsterte mit einem armseligen und geistesabwesenden Lächeln, in dem Scham und vollkommene Verzweiflung, doch zugleich eine seltsame Ekstase lag:

»Ich kann doch nicht ‚fremde Sünden' heiraten...«

Endlich war das verhängnisvolle Wort ausgesprochen, das er eine ganze Woche mit Kniffen und Winkelzügen vor mir zu verstecken gesucht hatte!

Digitized by Google

Ich war einfach empört.

»Und ein so schmutziger, ein so... niedriger, gemeiner Gedanke konnte in Ihrem Kopf entstehen, in Ihnen, in Stepan Werchowenski! Sie mit Ihrem guten, reinen Herzen, und das noch – vor Liputin und seinem Klatsch!«

Er sah mich an, antwortete nichts und ging weiter. Ich wollte ihn nicht verlassen, sondern bei Warwara Petrowna sein Zeuge sein. Ich hätte ihm verziehen, wenn er, mit seinem weibischen Kleinmut, auf Liputins Verleumdung hin alles geglaubt hätte: nun aber war es doch klar, daß er schon früher von selbst auf diesen Verdacht gekommen, daß er ihn die ganze Zeit mit sich herumgetragen und daß Liputin ihn jetzt nur bestätigt hatte. Er hatte sich nicht gescheut, gleich vom ersten Tage an das junge Mädchen zu verdächtigen, ohne den geringsten Grund dazu zu haben. Die herrische Handlungsweise Warwara Petrownas hatte er sich eben nur mit dem verzweifelten Wunsch erklären können, die galanten Sünden ihres teuren Nikolas so schnell wie möglich mit einer Hochzeit zu decken.

Und dafür sollte er bestraft werden, das wünschte ich ihm von ganzem Herzen.

»O, Dieu qui est si grand et si bon! Oh, wer wird mich jetzt trösten!« rief er aus, als er ungefähr hundert Schritte gegangen war und plötzlich stehen blieb.

»Gehen wir nach Hause, und ich werde Ihnen sofort alles erklären!« rief ich und wollte ihn mit Gewalt zurückbringen.

»Da ist er ja! Stepan Trofimowitsch, das sind doch Sie? Sie?« ertönte plötzlich eine frische und mutwillige junge Stimme, die mir wie Musik klang.

Noch sahen wir niemanden, als plötzlich eine Reiterin

Digitized by Google

neben uns hielt. Es war Liſaweta Nikolajewna, gefolgt von ihrem tagtäglichen Begleiter. Sie zügelte das Pferd.

»Kommen Sie, kommen Sie doch ſchneller!« rief ſie laut und luſtig. »Ich habe ihn zwölf Jahre lang nicht geſehen und gleich erkannt. Er aber ... Erkennen Sie mich wirklich nicht?«

Stepan Trofimowitſch ergriff ihre Hand. Er ſah ſie an, als hätte er ein Gebet zu ihr auf den Lippen, und konnte doch kein Wort hervorbringen.

»Er hat mich erkannt und freut ſich! Mawrikij Nikolajewitſch, er ſcheint entzückt zu ſein, daß er mich wiederſieht! Warum ſind Sie denn in dieſen ganzen zwei Wochen nicht zu uns gekommen? Tante beteuerte, Sie ſeien krank und man dürfe ſie nicht aufregen, aber ich weiß doch, das hat ſie nur gelogen. Ich habe mit den Füßen geſtampft und auf Sie geſcholten, aber ich wollte unbedingt, unbedingt, daß Sie, von ſelbſt, als Erſter zu uns kämen, und darum habe ich nicht nach Ihnen geſchickt. Gott, er hat ſich ja nicht ein bißchen verändert!« und ſie beugte ſich im Sattel nach vorn, um ihn genauer betrachten zu können. – »Es iſt ja ganz lächerlich, wie wenig er ſich verändert hat! Ach, doch, es ſind doch kleine Fältchen an den Augen, viele Fältchen, und auf den Wangen... und graue Haare – aber die Augen ſind noch ganz dieſelben! Ganz! Und ich? Habe ich mich verändert? Ja? Aber warum ſchweigen Sie noch immer?«

Ich erinnerte mich in dem Augenblick, daß man mir erzählt hatte, ſie ſei faſt erkrankt, als man ſie, elfjährig, nach Petersburg brachte, und daß ſie während der Krankheit geweint und immer nach Stepan Trofimowitſch verlangt habe.

»Sie ... ich ...« ſtotterte er mit vor Freude unſicherer Stimme. »Soeben rief ich noch aus: wer wird mich tröſten?

Digitized by Google

und da erklang Ihre Stimme... Ich halte das für ein Zeichen et je commence à croire.«

»En Dieu? En Dieu, qui est là haut et qui est si grand et si bon? Sehen Sie mal, ich kenne Ihre Lektionen noch auswendig. Mawrikij Nikolajewitsch, welch einen Glauben er mir damals beibrachte en Dieu, qui est si grand et si bon! Und erinnern Sie sich noch Ihrer Erzählungen von Kolumbus, und wie er Amerika entdeckte, und wie sie da alle ‚Land, Land!' geschrien haben!? Meine Kinderfrau Aljona Frolowna sagte nur, daß ich noch nachher im Traume ‚Land! Land!' gerufen habe. Und wissen Sie noch, wie Sie mir die Geschichte des Prinzen Hamlet erzählt haben? Und wie Sie mir den Transport der armen Auswanderer von Europa nach Amerika beschrieben haben? Das war ja alles gar nicht wahr, später habe ich erfahren, wie man sie hinübertransportiert hat. Aber wie er mir damals alles so viel schöner vorgelogen hat! Mawrikij Nikolajewitsch, viel schöner und besser, als es in Wirklichkeit ist! Warum sehen Sie Mawrikij Nikolajewitsch so an? Das ist der allerbeste und der allertreueste Mensch auf dem Erdball, und Sie müssen ihn unbedingt ebenso lieben wie ich! Il fait tout ce que je veux. Aber, Liebling, Stepan Trofimowitsch, Sie müssen wohl wieder unglücklich sein, wenn Sie mitten auf der Straße ausrufen: wer wird mich trösten? Also wieder einmal unglücklich, ja?«

»Jetzt bin ich glücklich — —«

»Tante kränkt Sie?« fuhr sie fort, ohne seine Worte zu beachten. »Immer diese böse, ungerechte, unsere unschätzbare, teure, böse Tante! Ach, wissen Sie noch, wie Sie im Garten in meine Arme flogen und ich Sie tröstete und dann selber mit Ihnen weinte? Aber so fürchten Sie sich doch nicht

Digitized by Google

vor Mawrikij Nikolajewitſch, er weiß alles, alles von Ihnen. Sie können an ſeiner Schulter weinen, ſo lange Sie wollen, und er wird ſtehen, ſo lange wie Sie wollen. Schieben Sie Ihren Hut zurück, nein, nehmen Sie ihn ganz ab, auf einen Augenblick nur, heben Sie ſich auf die Fußſpitzen, ich werde Sie gleich auf die Stirn küſſen, ſo wie ich Sie das letzte Mal zum Abſchied geküßt habe. Sehen Sie, dieſe Dame dort am Fenſter freut ſich über uns... Näher, näher! Gott, wie er grau geworden iſt!«

Und ſie beugte ſich im Sattel und küßte ihn auf die Stirn.

»Nun, und jetzt zu Ihnen nach Haus! Ich weiß, wo Sie wohnen. Ich werde gleich, in einer Minute, bei Ihnen ſein. Sie Eigenſinn, alſo werde ich Sie doch zuerſt beſuchen. Dann aber ſchleppe ich Sie auf den ganzen Tag zu mir. Gehen Sie jetzt und bereiten Sie ſich vor, mich zu empfangen!«

Und ſie ritt mit ihrem Kavalier davon. Wir aber kehrten nach Hauſe zurück. Stepan Trofimowitſch ſetzte ſich auf den Diwan und weinte.

»Dieu, Dieu!« rief er. »Enfin une minute de bonheur!«

Nach zehn Minuten erſchien ſie in Begleitung des jungen Mannes. Stepan Trofimowitſch ging ihr entgegen.

»Vous et le bonheur, vous arrivez en même temps!«

»Hier haben Sie Blumen. Ich war bei der Blumenfrau. Wie Sie wiſſen, hat ſie den ganzen Winter Bukette für Geburtstagkinder zum Verkauf. Hier ſtelle ich Ihnen alſo nochmals Mawrikij Nikolajewitſch vor, bitte ſich mit ihm zu befreunden. Eigentlich wollte ich Ihnen eine Paſtete ſtatt der Blumen bringen, aber Mawrikij Nikolajewitſch behauptete, das ſei nicht im ruſſiſchen Stil.«

Dieſer Mawrikij Nikolajewitſch war Hauptmann der Artillerie, etwa dreiunddreißig Jahre alt, hoch und ſchlank, von

Digitized by Google

tadelloſem Äußeren, mit Achtung gebietenden, auf den erſten Blick ſtreng erſcheinenden Zügen – trotz einer erſtaunlichen und überaus taktvollen Güte, die man ihm ſofort anmerkte, auch wenn man ihn gar nicht oder kaum kannte. Im übrigen war er ſchweigſam, ſchien kaltblütig zu ſein und ſehr zurückhaltend. Später ſagten einige bei uns, er ſei im Grunde beſchränkt geweſen, aber das war entſchieden ein falſches Urteil.

Die Schönheit Liſaweta Nikolajewnas zu beſchreiben, will ich lieber nicht verſuchen. Die ganze Stadt ſprach ja ſchon von ihr, obwohl einige Damen faſt vom Gegenteil überzeugt waren und ſie beinahe häßlich fanden. Es gab aber auch ſolche, die Liſaweta Nikolajewna nicht nur um ihrer Schönheit willen haßten, ſondern, oder vor allen Dingen, wegen ihres Stolzes. Drosdoffs hatten es noch unterlaſſen, die üblichen Viſiten zu machen – und das beleidigte natürlich jeden und alle, obgleich man in der Stadt wohl wußte, daß der Grund dazu in Praskowja Iwanowas Unwohlſein lag. Sodann haßte man Liſa auch noch wegen ihrer Verwandtſchaft mit der »Gouverneurin«, und drittens, weil ſie täglich ſpazieren ritt, denn bis jetzt hatte es bei uns noch keine Amazonen gegeben. Zwar wußten alle ſehr gut, daß die Ärzte ihr das Reiten verordnet hatten, aber das änderte nicht im geringſten das Urteil der Damen, ſondern gab nur noch einen Anlaß, auch über ihre Kränklichkeit zu witzeln und zu ſpötteln. Liſa war in der Tat krank: ſchon auf den erſten Blick fiel einem ihre nervöſe Unruhe auf. Wie ſehr ſie damals litt, das ſollte ſich freilich erſt ſpäter aufklären. Wenn ich heute an ſie zurückdenke und ſie mir dabei vorſtelle, kann ich ſie übrigens nicht mehr ſo wunderſchön finden, wie ich ſie damals fand. Vielleicht war ſie ſogar ausgeſprochen häßlich. Sie war hoch von Wuchs, ſchlank, biegſam und kräftig.

Digitized by Google

Doch frappierte das Geſicht beinahe durch die Unregelmäßigkeit der Züge. Es war dabei bleich, mit ziemlich ſtarken Backenknochen hager, und die Augen waren ein wenig ſchräg geſtellt, waren geſchlitzt wie bei den Kalmücken. Aber es lag etwas in dieſem Geſicht, das einen unwiderſtehlich anzog. Irgendeine Macht ruhte in dem brennenden Blick ihrer dunklen Augen. Stolz und zuweilen ſogar vermeſſen: ſo wirkte ſie und erſchien wie eine Siegerin, die nicht anders konnte, als beſiegen. Ihr war es nicht gegeben, gut zu ſein, aber ſie kämpfte darum, es dennoch zu ſein. Es waren viele edle Triebe in dieſer Natur und eine Menge großer Anſätze, aber alles das ſuchte in ihr nach einem Ausgleich und konnte ihn nicht finden: alles in ihr war Chaos, Unruhe und Aufregung. Vielleicht ſtellte ſie auch gar zu große Anforderungen an ſich ſelbſt und fand dabei niemals die Kraft in ſich, dieſe Anforderungen zu befriedigen.

Sie ſetzte ſich auf den Diwan und betrachtete das Zimmer.

»Warum werde ich in ſolchen Minuten immer traurig? Können Sie mir das nicht erklären, Sie gelehrter Menſch? Ich habe immer gedacht, daß ich weiß Gott wie froh ſein würde, wenn ich Sie wiederſähe und mit Ihnen über all das Geweſene ſprechen könnte... und nun bin ich faſt – gar nicht froh, obgleich ich Sie doch lieb habe... Ach Gott, mein Bild hängt hier bei Ihnen! Geben Sie es her, ſchnell, ich weiß, ich erinnere mich...«

Vor neun Jahren hatten Drosdoffs Stepan Trofimowitſch aus Petersburg ein Aquarellbildchen der kleinen zwölfjährigen Liſa zugeſchickt, und ſeit der Zeit hing es bei ihm an der Wand.

»War ich wirklich ein ſo nettes Kind? Iſt das wirklich mein Geſicht?«

Digitized by Google

Sie ſtand auf und trat mit dem Bildchen in der Hand vor den Spiegel.

»Nehmen Sie es ſchnell, ſchnell!« rief ſie aus und gab das Bildchen zurück. »Hängen Sie es jetzt nicht auf, ſpäter, ſpäter, ich will es nicht ſehen.« Sie ließ ſich wieder auf den Diwan nieder. »Das eine Leben verging und es begann ein anderes, und das andere verging und es begann ein drittes, und ſo geht es fort. Die Enden aber ſind immer wie mit der Schere abgeſchnitten. Sehen Sie mal, von was für alten Sachen ich rede, und doch iſt ſo viel Wahrheit darin!«

Sie ſah mich lachend an. Schon einigemal hatte ſie mich betrachtet, aber Stepan Trofimowitſch kam in ſeiner Aufregung gar nicht darauf, mich ihr vorzuſtellen.

»Aber warum hängt mein Bild unter Säbeln? Und warum haben Sie hier überhaupt ſo viele Säbel und Dolche?«

Ich weiß nicht, warum bei Stepan Trofimowitſch an der Wand zwei Yatagane hingen und über ihnen ein echter Tſcherkeſſendolch.

Als ſie die Frage ſtellte, ſah ſie mich wieder an, ſo daß ich ſchon antworten wollte. Da kam Stepan Trofimowitſch endlich darauf, mich vorzuſtellen.

»Ich weiß, ich weiß,« ſagte ſie – »es freut mich ſehr. Mama hat auch ſchon von Ihnen gehört. Und bitte, hier ſtelle ich Ihnen Mawrikij Nikolajewitſch vor, ein prachtvoller Menſch. Ich hatte mir von Ihnen eigentlich einen komiſchen Begriff gemacht. – Sie ſind doch Stepan Trofimowitſchs ‚Vertrauter'?«

Ich errötete.

»Ach, bitte verzeihen Sie, ich wollte durchaus nicht dieſes Wort ſagen, es iſt nichts Komiſches dabei, ſondern nur

Digitized by Google

so...« Und auch sie errötete verwirrt. »Übrigens, ich sehe nicht ein, warum sich da jemand dessen schämen soll, daß er ein wertvoller Mensch ist, nicht wahr? – Aber jetzt müssen wir gehen, Mawrikij Nikolajewitsch. Stepan Trofimowitsch, daß Sie in einer halben Stunde bei uns sind! O Gott, wie viel wir uns zu erzählen haben! Jetzt bin ich Ihre Vertraute, in allen Dingen, hören Sie, in allen Dingen!«

Stepan Trofimowitsch erschrak sofort.

»O, Mawrikij Nikolajewitsch weiß alles, vor ihm brauchen Sie sich nicht zu genieren.«

»Mais, was weiß er denn?«

»Aber warum tun Sie denn so?« rief sie erstaunt. »Ah, so ist es also wahr, daß man es uns verheimlichen will? Ich wollte es nicht glauben! Dascha wird gleichfalls versteckt. Tante ließ mich vorhin auch nicht zu Dascha gehen, sie sagte, sie habe Kopfschmerzen.«

»Aber... aber wie haben Sie es denn erfahren können?«

»Mein Gott, so wie alle! Als ob dazu viel gehört!«

»Ja, wissen es denn wirklich schon alle? ...«

»Wie denn nicht? Mama, das ist wahr, die hat es zuerst durch Aljona Frolowna, meine Kinderfrau, erfahren, und der hat es Ihre Nastassja schleunigst erzählt. Sie haben es doch Nastassja gesagt? Sie sagt wenigstens, Sie hätten es ihr selbst mitgeteilt.«

»Ich ... ich habe einmal davon gesprochen ...« stotterte Stepan Trofimowitsch, über und über rot, »aber ich habe bloß angedeutet ... j'étais si nerveux et malade et puis ...«

Sie lachte.

»Und da kein anderer Freund zur Hand war und Nastassja Ihnen gerade in den Weg lief – nun, ich weiß schon! Die

Digitized by Google

aber hat ja überall Freundinnen. Doch laſſen wir das, das iſt ja alles ganz gleichgültig. Mögen es die Leute doch wiſſen, um ſo beſſer! Und kommen Sie bald, wir ſpeiſen früh. Ach, da habe ich etwas vergeſſen!« ſie ſetzte ſich wieder. »Hören Sie mal, wer iſt Schatoff?«

»Schatoff? Das iſt Darja Pawlownas Bruder...«

»Ach, das weiß ich doch, daß er ihr Bruder iſt, – wie Sie wirklich ſind!« unterbrach ſie ihn ungeduldig. »Ich will wiſſen, was er eigentlich iſt, was für ein Menſch?«

»C'est un pense-creux d'ici. C'est le meilleur et le plus irascible homme du monde.«

»Das habe ich auch ſchon gehört, daß er ein Sonderling iſt. Aber das gehört nicht zur Sache. Man ſagte mir, daß er drei Sprachen ſpricht, auch engliſch, und ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. In dieſem Fall könnte ich ihm viel Arbeit verſchaffen. Ich habe jemanden nötig, der mir helfen kann, und je ſchneller ich einen finde, deſto beſſer. Aber wird er die Arbeit annehmen, was meinen Sie? Man hat ihn mir dazu empfohlen.«

»O natürlich, et vous ferez un bienfait.«

»Ich tue es gar nicht wegen des bienfait, ſondern weil ich einen Gehilfen brauche.«

»Ich bin mit Schatoff befreundet,« ſagte ich, »und wenn Sie mich beauftragen wollten, ſo würde ich ſofort zu ihm gehen.«

»Das iſt ja herrlich! Sagen Sie ihm bitte, daß er morgen um zwölf Uhr zu mir kommen ſoll. Ich danke Ihnen! Mawrikij Nikolajewitſch, ſind Sie bereit?«

Sie ritten davon. Ich begab mich natürlich gleich zu Schatoff.

»Mon ami!« rief mir Stepan Trofimowitſch nach, »kom-

Digitized by Google

men Sie unbedingt um zehn oder elf Uhr zu mir, wenn ich zurückgekommen bin. Oh, ich bin ſchuldig, verzeihen Sie mir, ich bin vor allen, vor allen ſchuldig!«

VIII.

Schatoff war ausgegangen. Nach zwei Stunden ging ich wieder zu ihm – und wieder war er nicht zu Hauſe. Um acht Uhr abends ging ich zum dritten Male hin, um ihm, wenn ich ihn wieder nicht antreffen ſollte, einen Zettel zu hinterlaſſen. Und richtig, er war wieder nicht zu Haus, ſein Zimmer war verſchloſſen: er lebte ganz allein und ohne einen Dienſtboten. Einen Augenblick fragte ich mich, ob ich nicht zu Lebädkins gehen und dort nach ihm fragen ſollte: aber auch dort war die Tür verſchloſſen, es war weder ein Licht zu ſehen, noch ein Laut zu hören – die Wohnung ſchien vollſtändig leer zu ſein. Ich entſchloß mich alſo, morgen früh wiederzukommen, denn auf das Zettelchen konnte ich mich nicht verlaſſen. Schatoff war mitunter ſo eigenſinnig und dazu ſchüchtern, da war es leicht möglich, daß er einfach nicht hinging. Gerade als ich aus der Tür trat, ſtieß ich auf Herrn Kirilloff. Er erkannte mich ſofort, und da er mich anſprach und fragte, wen ich ſuchte, erzählte ich ihm die ganze Geſchichte und erwähnte auch meinen Zettel.

»Kommen Sie,« ſagte er, »ich werde es machen.«

Kirilloff wohnte ſeit dieſem Morgen, wie uns ſchon Liputin erzählt hatte, im Flügel auf dem Hof. In dieſer Hälfte des Hauſes, die für ihn allein zu groß geweſen wäre, wohnte außer ihm noch ein altes, taubes Weib, das ihn auch bediente. Der Hausbeſitzer ſelbſt, Herr Filippoff, war nebenan in ſein neues Heim gezogen, wo er eine Trinkſtube

Digitized by Google

hielt, und die Alte, die mit ihm verwandt war, beaufsichtigte nun das alte Haus. Die Zimmer in diesem Flügel waren sauber, aber die Tapeten schmutzig. Im ersten Zimmer, in das wir eintraten, standen die verschiedensten alten Möbel: zwei l'Hombretische, eine Kommode aus Ellernholz, ein großer Tisch aus rohen Brettern, wohl aus einer Bauernstube oder Küche; ferner ein paar Stühle und ein Diwan mit geflochtenen Lehnen und harten Lederkissen. In einer Ecke hing ein altes Heiligenbild, vor dem die Alte das Lämpchen schon angezündet hatte, und an den Wänden hingen zwei alte Öldruckbilder, von denen das eine den Kaiser Nikolai I. und das andere irgendeinen Bischof darstellte.

Kirilloff zündete ein Licht an und holte aus seinem Koffer, der in einer Ecke noch unausgepackt stand, ein Kuvert, Siegellack und ein Kristallpetschaft.

»Versiegeln Sie Ihren Brief und schreiben Sie die Adresse darauf.«

Ich sagte, daß das unnötig sei, aber er bestand auf seinem Wunsch. Nachdem ich die Adresse geschrieben hatte, nahm ich meinen Hut und wollte gehen.

»Ich dachte, Sie würden Tee trinken«, sagte er. »Ich habe Tee gekauft. Wollen Sie nicht?«

Ich lehnte nicht ab. Die Alte brachte bald darauf eine riesige Teekanne mit heißem Wasser und eine kleinere mit gezogenem Tee, zwei große einfache Tassen, Weißbrot und einen ganzen Teller mit Stückzucker.

»Ich liebe Tee,« sagte Kirilloff, »besonders in der Nacht. Ich gehe auf und ab und trinke, bis zum Morgen. Im Auslande ist Teetrinken nachts unbequem.«

»Sie legen sich erst gegen Morgen schlafen?«

»Immer, schon lange. Ich esse wenig. Trinke immer

Digitized by Google

Tee...« Und ganz unvermittelt ſagte er plötzlich: »Liputin iſt ſchlau, aber ungeduldig.«

Es wunderte mich, daß er heute offenbar zu ſprechen wünſchte, und ich entſchloß mich, die Gelegenheit zu benutzen.

»Das war ein unangenehmes Mißverſtändnis, heute vormittag, bei Stepan Trofimowitſch«, bemerkte ich.

Er machte ein geärgertes Geſicht.

»Das war Dummheit; das ſind furchtbare Nichtigkeiten; alles, was da war, denn Lebädkin ſpricht betrunken. Ich habe Liputin nichts geſagt, nur die Nichtigkeit erklärt; denn jener hatte gefaſelt. Liputin hat viel Phantaſie; ſtatt die Nichtigkeit einzuſehen, hat er gleich Berge daraus gebaut. Geſtern vertraute ich ihm.«

»Und heute mir?« fragte ich lachend.

»Aber Sie wußten doch vorher ſchon von allem. Liputin iſt ſchwach, oder ungeduldig, oder ſchädlich, oder... neidiſch.«

Das letzte Wort überraſchte mich.

»Hm. Übrigens haben Sie ſo viele Kategorien aufgeſtellt, daß es ſchließlich kein Wunder iſt, wenn er in eine von ihnen hineinpaßt.«

»Oder in alle zuſammen.«

»Ja, auch das iſt richtig. Liputin iſt ein Chaos! Er log zwar vorhin, aber ſagen Sie, iſt es nicht trotzdem wahr, daß Sie ein Buch ſchreiben wollen?«

»Warum ſoll das gelogen ſein?« entgegnete er finſter und ſah zu Boden.

Ich entſchuldigte mich und verſicherte, daß ich ihn nicht ausfragen wolle. Er errötete.

»Liputin hat da die Wahrheit geſagt. Ich ſchreibe. Nur iſt das ganz gleich.«

Digitized by Google

Wir ſchwiegen wohl eine Minute lang; plötzlich lächelte er wieder ſein Kinderlächeln.

»Das von den Köpfen hat er ſich ſelbſt ausgedacht, nach einem Buch, und er ſelbſt erzählte es mir zuerſt, nur verſteht er es ſchlecht; ich aber ſuche nur den Grund, warum die Menſchen ſich nicht ſelbſt zu töten wagen; das iſt alles. Aber auch das iſt ganz gleich.«

»Wieſo, nicht wagen? Als ob es wenig Selbſtmorde gäbe?«

»Sehr wenig.«

»Finden Sie wirklich?«

Er antwortete nicht, ſtand auf und ging, in Gedanken verſunken, auf und ab.

»Was hält denn, Ihrer Meinung nach, die Leute davon ab, ſich ſelbſt zu töten?« fragte ich.

Er ſah mich zerſtreut an, als müßte er ſich erſt erinnern, wovon wir ſprachen.

»Ich... ich weiß noch wenig... Zwei Vorurteile halten davon ab, zwei Gründe. Nur zwei: der eine iſt ſehr klein und der andere iſt ſehr groß. Aber auch der kleine iſt ſehr groß.«

»Welches iſt denn der kleine?«

»Der Schmerz.«

»Der Schmerz? Ja, glauben Sie denn, daß das ſo wichtig iſt... in ſolchem Fall?«

»Das Allererſte. Es gibt zwei Arten: die, welche ſich aus großem Leid umbringen, oder aus Haß, oder aus Wahnſinn, oder ſonſt da irgendwie... die tun es plötzlich. Die denken wenig an den Schmerz, und tun's plötzlich... Aber die, die ſich aus Überlegung töten – die denken viel.«

Digitized by Google

»Ja, gibt es denn überhaupt solche, die sich aus Überlegung töten?«

»Sehr viele. Wenn es kein Vorurteil gäbe, würden es noch mehr sein; sehr viele; alle!«

»Was, sogar schon alle?«

Er schwieg.

»Aber gibt es denn keine Möglichkeit, schmerzlos zu sterben?«

Er blieb vor mir stehen: »Denken Sie sich einen Stein von der Größe eines großen Hauses; er hängt über Ihnen und Sie sind unter ihm; wenn er auf Sie fällt, auf den Kopf — wird es schmerzen?«

»Ein Stein von der Größe eines Hauses? Natürlich, furchtbar!«

»Ich spreche nicht von der Angst; wird es schmerzen?«

»Ach so! Ein Stein, so groß wie ein Berg, eine Million Pud schwer? — Selbstverständlich nicht ein bißchen!«

»Aber wenn Sie so liegen, während er hängt, werden Sie furchtbare Angst davor haben, daß es schmerzen wird. Jeder große Gelehrte, jeder Arzt, alle, alle werden Angst haben. Jeder wird wissen, daß es nicht schmerzt, doch jeder wird sehr fürchten, daß es schmerzen wird.«

»Nun, und der große, der zweite Grund?«

»Das Jenseits.«

»Sie meinen die Strafe?«

»Einerlei. Das Jenseits, nichts als das Jenseits.«

»Gibt es denn nicht auch solche Atheisten, die an ein Jenseits gar nicht glauben und es vollständig leugnen?«

Er schwieg wieder.

»Sie urteilen vielleicht nur nach sich selbst?«

»Niemand kann anders urteilen, als nach sich selbst«,

Digitized by Google

ſagte er und errötete wieder. »Die vollſtändige Freiheit wird erſt dann ſein, wenn es ganz einerlei ſein wird, ob man lebt oder nicht. Das iſt das ganze Ziel.«

»Das Ziel? Ja, aber dann wird vielleicht niemand mehr leben wollen?«

»Niemand«, ſagte er beſtimmt.

»Der Menſch fürchtet den Tod, weil er das Leben lieb hat, ſo verſtehe ich es wenigſtens,« bemerkte ich, »und ſo will es die Natur.«

»Das iſt die Gemeinheit und hier ſteckt der ganze Betrug!« Seine Augen blitzten auf. »Das Leben iſt Schmerz, das Leben iſt Angſt, und der Menſch iſt unglücklich. Jetzt liebt der Menſch das Leben, weil er Schmerz und Angſt liebt. Und ſo hat man's gemacht. Das Leben wird einem jetzt für Angſt und Schmerz gegeben. Hierin liegt der ganze Betrug. Jetzt iſt der Menſch noch nicht jener Menſch. Aber es wird einen neuen Menſchen geben, einen glücklichen und ſtolzen. Wem es ganz einerlei ſein wird, ob leben oder nicht leben, der wird der neue Menſch ſein. Wer Schmerz und Angſt beſiegen wird, der wird ſelbſt Gott ſein. Aber den Gott wird es dann nicht mehr geben.«

»Alſo gibt es Ihrer Meinung nach doch noch den Gott?«

»Es gibt ihn nicht, aber er iſt da. Im Stein iſt kein Schmerz, aber in der Angſt durch den Stein iſt Schmerz. Gott iſt der Schmerz der Angſt vor dem Tode. Wer Schmerz und Angſt beſiegt, der wird ſelbſt Gott werden. Dann wird ein neues Leben ſein, ein neuer Menſch, alles neu... Dann wird man die Weltgeſchichte in zwei Teile teilen: vom Gorilla bis zur Vernichtung Gottes, und von der Vernichtung Gottes bis...«

»Bis zum Gorilla —?«

Digitized by Google

»...bis zur physischen Veränderung der Erde und des Menschen. Der Mensch wird Gott sein und wird sich physisch verändern. Und das ganze Weltall wird sich verändern, und alle Dinge werden sich verändern, und alle Gedanken und alle Gefühle. Was glauben Sie, wird sich dann nicht auch der Mensch physisch verändern?«

»Wenn es uns ganz gleich sein wird, ob wir leben oder nicht leben, so werden sich alle selbst totschlagen, und darin wird dann vielleicht eine Veränderung bestehen.«

»Das ist einerlei. Den Betrug wird man totschlagen. Ein jeder, der die große Freiheit will, muß sich selbst zu töten wagen. Wer sich selbst zu töten wagt, der hat das Geheimnis des Betruges erkannt. Weiter gibt es keine Freiheit. Hier ist alles und weiter ist nichts. Wer sich selbst zu töten wagt, der ist Gott. Jetzt kann es jeder machen, daß Gott aufhört, zu sein, und daß nichts mehr ist. Aber noch hat es niemand einmal getan!«

»Selbstmörder hat es zu Millionen gegeben.«

»Aber alle nicht deswegen. Alle haben sie sich mit Angst und nicht deswegen getötet. Nur wer sich tötet, um die Angst totzuschlagen, der wird sofort Gott sein.«

»Dazu wird er vielleicht keine Zeit mehr haben«, bemerkte ich.

»Das ist einerlei«, sagte er leise, mit ruhigem Stolz und fast ein wenig mit Verachtung. »Es tut mir leid, daß Sie sich darüber wohl lustig machen«, fügte er nach einer halben Minute hinzu.

»Und mich wundert, wie Sie vorhin so gereizt sein konnten und jetzt so ruhig sind, obgleich Sie doch – glühend sprechen.«

»Vorhin? Vorhin war es komisch«, antwortete er mit

Digitized by Google

einem Lächeln. »Ich liebe nicht, zu ſchimpfen, und lache nie«, fügte er traurig hinzu.

»Ja, Ihre Nächte beim Tee verbringen Sie nicht gerade luſtig.«

Ich ſtand auf und nahm meine Mütze.

»Finden Sie?« Er lächelte mit einem gewiſſen Erſtaunen. »Warum? Nein, ich... ich weiß nicht,« verwirrte er ſich plötzlich – »ich weiß nicht, wie es bei den andern iſt. Ich fühle, daß ich nicht ſo wie jedermann kann. Jeder denkt, und dann denkt er gleich an was anderes. Ich kann nicht an anderes, ich denke mein ganzes Leben lang nur an eines. Mich hat Gott mein Leben lang gequält«, ſchloß er plötzlich mit erſtaunlicher Mitteilſamkeit.

»Aber ſagen Sie doch, warum ſprechen Sie manchmal ſo ſonderbar... ſo ſonderbar falſch? Sollten Sie wirklich in den fünf Jahren im Auslande das Sprechen verlernt haben?«

»Spreche ich denn falſch? Ich weiß nicht. Nein, nicht weil ich im Auslande war. Ich habe immer ſo geſprochen... mir iſt es einerlei.«

»Und eine noch indiskretere Frage: ich glaube Ihnen vollkommen, daß Sie nicht gern mit Menſchen zuſammen ſind und wenig mit ihnen ſprechen – warum haben Sie aber jetzt mit mir ſo aufrichtig geſprochen?«

»Mit Ihnen? Sie ſaßen vorhin ſo gut da... und Sie... aber, einerlei... Sie haben viel Ähnlichkeit mit meinem Bruder, viel, außerordentlich«, ſagte er errötend. »Er ſtarb, vor ſieben Jahren; der ältere; ſehr, ſehr viel Ähnlichkeit...«

»Er hatte wohl einen großen Einfluß auf Ihre Anſchauungen?«

Digitized by Google

»N–ein, er ſprach wenig. Er ſprach gar nicht. – Ich werde Ihren Zettel abgeben.«

Er begleitete mich mit der Laterne bis zur Pforte, um ſie hinter mir zuzuſchließen.

»Selbſtverſtändlich verrückt«, entſchied ich bei mir.

Doch da kam es zu einer neuen Begegnung.

IX.

Kaum hatte ich den Fuß auf die hohe Schwelle des Pförtchens geſetzt, als mich plötzlich eine ſtarke Hand an der Bruſt packte.

»Wer da?« brüllte eine Stimme. »Freund oder Feind? Bekenne!«

»Das iſt einer von den Unſrigen, den Unſrigen!« kreiſchte neben ihm Liputin aus der Fiſtel. »Das iſt Herr G–ff, ein junger Mann von klaſſiſcher Bildung, und mit Beziehungen zur allerhöchſten Geſellſchaft!«

»Gefällt mir, falls zur Geſellſchaft... kla–a–ſſiſcher... das bedeutet alſo ge–bild–det–ſter... Ich bin der Hauptmann a. D. Ignatius Lebädkin, zu Dienſten der Welt und der Freunde... wenn ſie treu ſind, wenn ſie nur treu ſind, die Schufte!«

Hauptmann Lebädkin, groß, dick, fleiſchig, krausköpfig, rot und wie gewöhnlich betrunken, hielt ſich vor mir kaum auf den Füßen und konnte nur mit großer Mühe die Worte hervorbringen. Ich hatte ihn ſchon früher von weitem geſehen.

»A–ah, der iſt auch da!« ſchrie er von neuem auf, als er Kirilloff bemerkte, der noch immer mit ſeiner Laterne an der Pforte ſtand. Er erhob ſchon ſeine Fauſt zum Schlage, ließ ſie aber wieder ſinken.

Digitized by Google

»Verzeihe dir, wegen der Gelehrtheit! Ignatius Lebádkin — der gebil–det–ſte...

Die Granate der flammenden Liebe
Platzte in Ignats Bruſt.
Da ſetzte ſich der Invalide
weil er — weil er ...
Um Sebaſtopol weinen mußt'.

Wenn ich auch nie in Sebaſtopol geweſen bin und... mich noch des Gebrauches aller meiner Glieder erfreue – aber... wie finden Sie den Reim?« Er kam wieder mit ſeinem betrunkenen Geſicht auf mich zu.

»Er hat keine Zeit, er muß nach Hauſe gehen«, beredete ihn Liputin. »Morgen wird er Liſaweta Nikolajewna erzählen – –«

»Liſaweta?« brüllte Lebádkin wieder. »Steh! bleib! Noch eine Variante:

Von Amazonen begleitet,
Sprengt ſie dahin wie der Wind.
O, welch eine Freud mir bereitet
Das a–riſ–to–kra–tiſche Kind!
Der Amazonenkönigin gewidmet.

Begreifſt du auch? Das iſt ein Hymnus! Das iſt ein Hymnus, wenn du kein Eſel biſt! Dieſe Trödler, die können es nicht verſtehen! Steh!« er packte mich am Mantel und hielt mich feſt, wie ich mich auch losreißen wollte. »Sage ihr, daß ich ein Ritter der Ehre bin, und Daſchka... Daſchka werde ich mit zwei Fingern... Leibeigene Skla–avin! – und darf ſich nicht unterſtehn –«

Mit dieſen Worten fiel er hin: ich hatte mich ihm mit Gewalt entwunden und ihm dabei einen ſtarken Stoß verſetzt. Dann lief ich auf die andere Seite der Straße. Liputin kam mir nach.

Digitized by Google

»Alexei Nilytsch wird ihn schon aufheben. Wissen Sie, was ich eben von ihm erfahren habe? – das Verschen haben Sie doch gehört? Nun, er hat dieselben Verse an die ‚Amazonenkönigin' aufgeschrieben und wird sie morgen Lisaweta Nikolajewna mit seiner vollen Unterschrift zusenden. Was sagen Sie dazu?«

»Ich könnte wetten, daß Sie ihn dazu beredet haben.«

»Dann würden Sie verlieren!« Liputin lachte. »Verliebt, verliebt, wie ein Kater. Aber wissen Sie auch, daß die Liebe mit Haß begonnen hat? Er haßte Lisaweta Nikolajewna, weil sie reitet, und zwar dermaßen, daß er sie laut auf der Straße zu beschimpfen anfing. Das hat er wahrhaftig getan! Noch vorgestern hat er auf sie geschimpft, als sie vorübertritt. Zum Glück hat sie nichts gehört. Und jetzt plötzlich Gedichte! Wissen Sie auch, daß er einen Antrag riskieren will? Im Ernst, im Ernst!«

»Wie kommt es, Liputin, daß überall, wo sich Schmutz ansammelt, Sie dabei sind und womöglich noch eine führende Rolle spielen?« fragte ich ruhig, aber innerlich rasend vor Wut.

»Nun, Herr G–ff, Sie gehen etwas weit. Das Herzchen hat wohl geschlagen, als es vom Nebenbuhler hörte, wie?«

»Wa–as?« schrie ich und blieb stehen.

»Ja, aber jetzt werde ich Ihnen zur Strafe nichts mehr sagen! Und wie gern würden Sie doch noch mehr wissen! Schon allein, daß dieser Narr jetzt nicht mehr ein gewöhnlicher Hauptmann ist, sondern Gutsbesitzer unseres Gouvernements und noch dazu ein Großgrundbesitzer, da ihm Nikolai Stawrogin sein ganzes Gut, früher zweihundert Seelen stark, vor ein paar Tagen verkauft hat. Bei Gott,

Digitized by Google

ich lüge nicht! Eben hab' ich's erfahren, aber dafür aus der sicherſten Quelle. So, und nun krabbeln Sie mal mit Ihrem Verſtande allein weiter, mehr ſage ich nicht. Auf Wiederſehen!«

X

Stepan Trofimowitſch erwartete mich mit hyſteriſcher Ungeduld. Er war vor einer Stunde zurückgekehrt und noch wie betrunken, als ich eintrat. Wenigſtens die erſten fünf Minuten hielt ich ihn nicht für ganz nüchtern, ſo ſehr hatte ihn der Beſuch bei Drosdoffs aus dem Gleichgewicht gebracht.

Mon ami, ich habe meinen Faden nun vollſtändig verloren. Lise... ich liebe und verehre dieſen Engel wie früher, namentlich wie früher; aber mir ſcheint, ſie haben mich nur erwartet, um etwas von mir zu erfahren, um etwas aus mir herauszuquetſchen und dann – geh mit Gott!... Das iſt ſo!«

»Schämen Sie ſich!« rief ich empört, ich hielt es wirklich nicht mehr aus.

»Mein Freund, ich bin jetzt ganz allein. Enfin c'est ridicule. Denken Sie nur, auch dort iſt alles mit Geheimniſſen vollgepfropft. Sie warfen ſich geradezu auf mich mit dieſen ‚Naſen' und ‚Ohren' – und wer weiß was noch für welchen Petersburger Geſchichten. Sie haben ja erſt jetzt erfahren, was vor vier Jahren mit Nikolai Wſſewolodowitſch hier paſſiert iſt: ‚Sie waren hier, Sie haben es geſehen, iſt es wahr, daß er wahnſinnig iſt?' Und woher dieſe Idee aufgetaucht iſt – ich weiß es nicht! Warum will dieſe Praskowja unbedingt, daß Nicolas verrückt ſei? Sie will es, ſie will es! Ce Maurice, oder wie er da heißt, dieſer Mawrikij

Digitized by Google

Nikolajewitsch, brave homme tout de même... Sollte sie wirklich in seinem Interesse, und nachdem, wie sie selbst aus Paris geschrieben hat, à cette pauvre amie... Enfin, ‚diese Praskowja', wie ma chère amie sie immer nennt, die ist ja eine Type! – ist des unsterblichen Gogols leibhaftige ‚Frau Kästchen'*, nur eine böse ‚Madame Kästchen', ein eingebildetes Kästchen, und in endlos vergrößertem Maßstabe!«

»Dann wird ja ein Kasten draus und noch dazu einer in endlos vergrößertem Maßstabe!«

»Ach, nun dann in verkleinertem, wie Sie wollen, das bleibt sich gleich, – nur unterbrechen Sie mich nicht, – mir dreht sich schon sowieso alles im Kopf. Dort fuhren sie auch schon aus der Haut; außer Lise natürlich, die sprach noch immer von ‚Tante, Tante!' Aber Lise ist schlau und es steckte noch etwas dahinter! Geheimnisse natürlich. Und mit der Mutter hat sie sich gezankt. Cette pauvre tante! Es ist ja wahr, despotisch ist sie. Aber da ist jetzt eine ‚Gouverneurin', die Nichtachtung der Gesellschaft, die Nichtachtung Karmasinoffs, plötzlich der Gedanke vom Wahnsinn – ce Lipoutine, ce que je ne comprends pas... u–und... Sie sagten dort, sie lege sich Essigkompressen um den Kopf, und da kommen wir ihr noch mit unseren Klagen und Briefen... O, wie ich sie in dieser Zeit gequält habe! Je suis un ingrat! Denken Sie sich, wie ich zurückkomme, finde ich von ihr einen Brief vor; lesen Sie! lesen Sie! O, wie unedel das alles von mir war!«

Er reichte mir den soeben erhaltenen Brief Warwara Pe-

* Die Gutsbesitzerin Frau Korobotschka in Gogols Roman »Die toten Seelen«: der Typ einer beschränkten, engherzigen, geizigen alten Frau. E. K. R.

Digitized by Google

trownas. Ich glaube, ihr hatte der letzte Brief mit dem »bleiben Sie zu Haus« leid getan, denn dieses Briefchen war höflich, wenn auch kurz und bestimmt. Sie bat ihn, übermorgen, also Sonntag, um zwölf Uhr zu ihr zu kommen, und riet ihm, einen seiner Freunde mitzubringen – in Klammern stand mein Name –, und ihrerseits verpflichtete sie sich, Schatoff, als Darja Pawlownas Bruder, einzuladen: »Dann können Sie von ihr die endgültige Antwort erhalten. Genügt das jetzt? Ist es diese Formalität, nach der Sie so trachteten?«

»Beachten Sie doch diese gereizte Frage zum Schluß über die Formalität. O, die Arme, der Freund meines Lebens! Aber ich muß gestehen, diese plötzliche Entscheidung des Schicksals hat mich fast erdrückt. Ich sage ganz aufrichtig, ich habe immer noch gehofft, aber jetzt – tout est dit, ich weiß schon, daß alles aus ist. C'est terrible! O, wenn's doch keinen Sonntag gäbe! Alles würde beim Alten bleiben. Sie würden mich hier wie immer besuchen, und ich würde hier . . .«

»Liputins Gemeinheiten und Klatschgeschichten haben Sie ja ganz aus der Fassung gebracht, wie es scheint.«

»Mein Freund, da haben Sie wieder eine andere schmerzhafte Stelle ‚freundschaftlich' mit Ihrem Finger berührt. Aber diese ‚freundschaftlichen' Finger pflegen im allgemeinen unbarmherzig und zuweilen einfältig zu sein. Pardon, aber glauben Sie oder glauben Sie mir nicht: ich hatte die Gemeinheiten schon beinahe vergessen, das heißt, ich hatte sie keineswegs vergessen, aber die ganze Zeit, die ich bei Lise war, habe ich mich bemüht, glücklich zu sein, meinetwegen aus Dummheit bemüht. Aber jetzt, jetzt muß ich an diese großmütige, humane Frau denken, die so duldsam mit

Digitized by Google

meinen niedrigen Fehlern... das heißt, wenn auch nicht gerade duldsam... aber wie bin ich denn selbst, ich mit meinem leeren, scheußlichen Charakter! Bin ich nicht ein törichtes Kind, mit dem ganzen Egoismus eines solchen, aber nur ohne seine Unschuld? Zwanzig Jahre hat sie mich gehütet, wie eine Kinderfrau, cette pauvre tante, wie Lise sie so graziös nennt... Und plötzlich, nach zwanzig Jahren, will das Kindchen heiraten, verheirate es und verheirate es!... ein Brief auf den anderen... sie aber macht sich Essigkompressen... u–und... nun hat das Kind auch glücklich erreicht, was es wollte... Sonntag ein verheirateter Mensch... Spaß! ... Warum habe ich denn selbst darauf bestanden, warum habe ich denn die Briefe geschrieben? Übrigens, hab's vergessen, zu sagen: Lise vergöttert Darja... wenigstens sagt sie: ‚C'est un ange, nur ein verschlossener.' Beide rieten sie mir zu – sogar Praskowja... nein, übrigens die Praskowja riet mir nicht zu. O, wieviel Gift in diesem ‚Kästchen' steckt! Ja, und auch Lise hat mir eigentlich nicht dazu geraten: ‚Wozu brauchen Sie zu heiraten, Sie haben doch genug an gelehrten Genüssen!' und dabei lachte sie. Ich verzieh ihr das Lachen, denn ihr blutet ja auch das Herz. Aber sie sagten mir doch, ich könne ohne Frau nicht mehr auskommen. Es kommen Ihre schwachen Jahre und sie wird Sie dann pflegen, zudecken, oder wie sie es da sagten... Ma foi, ich habe ja auch schon die ganze Zeit so bei mir gedacht, daß die Vorsehung selbst sie mir am Abend meiner wilden Tage schickt, und daß sie mich zudecken... enfin, im Haushalt nützlich sein wird. Sehen Sie, wieviel Staub hier ist, sehen Sie, all das liegt hier so herum. Ich sagte noch vor kurzem, man solle aufräumen und da... ein Buch auf der Diele... La pauvre amie ärgert sich immer, daß es bei mir so ver-

Digitized by Google

kramt aussieht ... Jetzt werde ich nicht mehr ihre Stimme vernehmen! Vingt ans! U–und da gibt es nun noch anonyme Briefe, und denken Sie nur, es heißt, Nicolas hätte an Lebädkin ein Gut verkauft! C'est un monstre. Enfin, was ist Lebädkin? Lise hört und hört, Gott, wie sie zuhört! Ich vergab ihr das Lachen, als ich sah, mit welchem Gesicht sie zuhörte, und ce Maurice... ich würde jetzt nicht gern in seiner Haut stecken, brave homme tout de même, aber ein wenig schüchtern... Übrigens, Gott hab' ihn selig! ...«

Er verstummte: er schien erschöpft zu sein und saß wie gebrochen da, mit müdem Blick auf den Boden starrend. Ich benutzte die Pause und erzählte von meinem Besuch im Filippoffschen Hause; auch unterließ ich es nicht, über diese Geschichten meine Meinung zu sagen, und erklärte ihm kurz und trocken, daß es meiner Meinung nach durchaus möglich wäre, daß Lebädkins Schwester – die ich nie gesehen – in der Tat einmal Nikolai Stawrogins Opfer gewesen, vielleicht in seiner ‚rätselhaften Petersburger Zeit', wie Liputin sich ausdrückte... und daß es wahrscheinlich ist, daß Lebädkin, aus irgendeinem Grunde, von Stawrogin Geld erhält. Was aber die Klatschgeschichten über Darja Pawlowna anbeträfe, so seien die einzig Liputins Erfindung. Das meine auch Kirilloff.

Stepan Trofimowitsch hörte zerstreut meinen Versicherungen zu, ganz, als gingen sie ihn nichts an. Ich erwähnte auch mein Gespräch mit Kirilloff und fügte hinzu, daß ich ihn im übrigen für wahnsinnig hielte.

»Er ist nicht wahnsinnig, aber er gehört zu den Menschen mit kurzen Gedanken«, murmelte Stepan Trofimowitsch seltsam gelangweilt. »Ces gens-là supposent la nature et la société humaine autres que Dieu ne les a faites et

Digitized by Google

qu'elles ne sont réellement. Man läßt ſich mit ihnen ein, aber Stepan Werchowenski wenigſtens hat das nicht getan. Ich habe ſie damals in Petersburg geſehen, avec cette chère amie (oh, wie ich cette chère amie damals beleidigt habe!), doch weder ihr Geſchimpfe noch ihre Lobſprüche haben mir Furcht einflößen können. Fürchte dieſe Leute auch jetzt nicht, mais parlons d'autre chose ... Ich glaube, ich habe Schreckliches angerichtet; ſtellen Sie ſich vor, ich habe Darja Pawlowna geſtern einen Brief geſchrieben und... wie verwünſche ich ihn nun... und mich dazu!«

»Was haben Sie ihr denn geſchrieben?«

»Oh, mein Freund, glauben Sie mir, das war alles ſo edel gedacht! Ich teilte ihr mit, daß ich vor etwa fünf Tagen an Nicolas geſchrieben habe, und gleichfalls großmütig.«

»Jetzt begreife ich!« rief ich aufgebracht. »Und welch ein Recht hatten Sie, die beiden ſo einander gegenüberzuſtellen?«

»Aber, mon cher, erdrücken Sie mich doch nicht ganz, ſchreien Sie nicht ſo, ich bin ja ſchon ſowieſo zerknirſcht... und zerdrückt wie eine Schabe,... und ſchließlich, ich glaube doch, es war alles edel. Nehmen Sie an, daß da wirklich etwas paſſiert iſt... en Suisse... oder angefangen hat. Ich muß doch ihre Herzen vorher fragen, um... enfin – um nicht die Herzen zu ſtören und wie ein Pfoſten auf ihrem Weg... Ich... i–ich habe es einzig und allein aus Edelmut getan.«

»O Gott, wie dumm Sie das gemacht haben!« ſagte ich unwillkürlich.

»Dumm, dumm«, griff er das Wort ſogleich und faſt gierig auf. »Noch nie haben Sie etwas Klügeres geſagt, c'était bête mais que faire? Tout est dit. Werde ja ſowie-

Digitized by Google

ſo heiraten, auch wenn's ‚fremde Sünden' ſind, alſo wozu brauchte ich da noch zu ſchreiben! Nicht wahr?«

»Ach, ſo meine ich es ja nicht!«

»Oh, jetzt erſchrecken Sie mich aber nicht mehr mit Ihrem Geſchrei; jetzt ſteht vor Ihnen nicht mehr jener Stepan Werchowenski, der iſt begraben, enfin – tout est dit. Ja und warum ſchreien Sie eigentlich? Einfach, weil nicht Sie heiraten und nicht Sie einen gewiſſen Kopfſchmuck zu tragen brauchen! Wieder ſchneiden Sie ein Geſicht! Aber, mein armer Freund, Sie kennen die Frau nicht, ich aber habe in meinem ganzen Leben nichts anderes getan als ſie ſtudiert. ‚Willſt du die Welt beſiegen, beſiege dich ſelbſt', das einzige, was einem anderen ſolchen Romantiker, wie Sie einer ſind, Schatoff, dem Bruder meiner zukünftigen Gattin, als Ausſpruch gelungen iſt. Ich eigne mir gern ſeinen Ausſpruch an. Nun, auch ich bin bereit, mich ſelbſt zu beſiegen, und heirate, aber was erobere ich anſtatt der ganzen Welt? Ach, mein Freund, die Ehe! Die iſt der moraliſche Tod jeder ſtolzen Seele, jeder Unabhängigkeit. Das Eheleben verdirbt mich, nimmt mir die Energie, nimmt mir den Mut, der nun einmal zum Dienſt an einer Sache nötig iſt. Dann kommen noch die Kinder, die am Ende gar nicht meine ſind – das heißt, ſelbſtverſtändlich nicht meine! –, der Weiſe fürchtet ſich nicht, der Wahrheit ins Geſicht zu blicken ... Liputin ſchlug mir heute vor, mich mit Barrikaden vor Nicolas zu ſchützen. Er iſt dumm, dieſer Liputin. Das Weib betrügt ſelbſt das allwiſſende Auge Gottes. Le bon Dieu wußte natürlich, als er das Weib ſchuf, was er unternahm. Aber ich bin überzeugt, daß ſie ihn ſelbſt – dabei geſtört und ihn verleitet hat, ſie gerade ſo und... mit ſolchen Attributen zu ſchaffen; denn wer würde ſich umſonſt ſolche Scherereien

Digitized by Google

auf den Hals laden? Ich weiß, Naſtaſſja würde ſich über dieſe Freidenkerei ärgern, aber... enfin tout est dit.«

Er wäre nicht er geweſen, wenn er ohne ein billiges Wortſpielchen ausgekommen wäre, wenigſtens tröſtete er ſich jetzt damit, – aber leider nicht auf lange.

»Oh, wenn es doch kein Übermorgen gäbe, wenn doch dieſer Sonntag nicht wäre!« rief er plötzlich in heller Verzweiflung aus. »Warum kann dieſe Woche nicht ohne Sonntag ſein – si le miracle existe? Was würde es denn die Vorſehung koſten, einen einzigen Sonntag aus dem Kalender zu ſtreichen, meinetwegen, um den Atheiſten ihre Macht zu zeigen et que tout soit dit! Oh, wie ich ſie geliebt habe! Vingt ans ... und all die zwanzig Jahre hat ſie mich nicht verſtanden!«

»Von wem ſprechen Sie denn jetzt? Ich kann Sie wirklich nicht verſtehen«, fragte ich verwundert.

»Vingt ans! und nicht ein einziges Mal hat ſie mich verſtanden, oh, das iſt grauſam! Und ſollte ſie wirklich glauben, daß ich aus Angſt heirate? Oh, welche Schmach! Tante, tante, ich bin dein! Mag ſie es erfahren, dieſe tante, daß ſie das einzige Weib iſt, das ich zwanzig Jahre lang vergöttert habe! Sie muß es erfahren, anders geht das nicht, ſonſt muß man mich mit Gewalt ſchleppen zu dem da ... ce qu'on appelle le Altar!«.

Ich hörte zum erſtenmal dieſes Bekenntnis und ich will nicht verheimlichen, daß mich eine wahnſinnige Luſt zu lachen anwandelte. Oder tat ich ihm Unrecht?

»Er allein iſt mir jetzt geblieben, meine einzige Hoffnung!« rief er plötzlich, wie von einer neuen Idee erleuchtet. »Jetzt iſt nur er es allein, mein armer Junge, der mich retten kann und – warum kommt er denn noch nicht? Mein Sohn, mein

Digitized by Google

Petruſcha... und wenn ich's auch nicht verdient habe – Vater zu heißen, eher ein Tiger bin... ſo... laissez-moi mon ami... ich werde ein wenig ſchlafen, um meine Gedanken zu ſammeln. Ich bin ſo müde, ſo müde, ja, und auch Sie müſſen, glaube ich, zu Bett, voyez-vous... es iſt ſchon zwölf.«

Digitized by Google

Viertes Kapitel

Die Hinkende

I

Diesmal war Schatoff nicht starrköpfig, sondern erschien, auf meinen Brief, richtig um zwölf Uhr. Wir trafen fast zu gleicher Zeit ein, denn auch ich war gekommen, um meine erste Visite zu machen. Lisa, die »Mamá« und Mawrikij Nikolajewitsch saßen alle drei im großen Salon und stritten sich gerade. Die Mamá wünschte, daß Lisa ihr einen bestimmten Walzer vorspiele, und als Lisa das tat, behauptete sie, das sei ein anderer Walzer. Mawrikij Nikolajewitsch trat in seiner Einfalt für Lisa ein und beteuerte, daß es wirklich der gewünschte Walzer gewesen sei, doch da begann die alte Dame vor Ärger zu weinen. Sie war krank und konnte kaum gehen. Ihre Füße waren geschwollen, und nun tat sie schon seit ein paar Tagen nichts anderes, als daß sie launisch war und mit allen und jedem Streit anfing, obgleich sie Lisa immer ein wenig fürchtete. Über unseren Besuch war man sehr erfreut. Lisa errötete vor Freude, und nachdem sie mir merci gesagt hatte (natürlich wegen Schatoff), ging sie auf ihn zu. In ihren Augen lag Neugier.

Schatoff war linkisch an der Tür stehen geblieben. Sie dankte ihm dafür, daß er gekommen war, und führte ihn dann zur Mutter.

Digitized by Google

»Das iſt Herr Schatoff, Mama, von dem ich Ihnen ſchon erzählt habe, und hier iſt Herr G–ff, ein Freund von mir und Stepan Trofimowitſch.«

»Wer von Ihnen iſt nun der Profeſſor?«

»Keiner von ihnen iſt Profeſſor, Mama.«

»Wieſo, einer iſt doch Profeſſor. Du haſt mir ſelbſt geſagt, daß ein Profeſſor kommen wird – wahrſcheinlich iſt es der?« und ſie wies dabei auf Schatoff.

»Ich habe Ihnen nichts von einem Profeſſor geſagt. Herr G–ff iſt Beamter und Herr Schatoff iſt Student.«

»Student, Profeſſor – die ſind doch beide von der Univerſität. Du willſt immer nur ſtreiten. Der Schweizer ſah anders aus.«

»Mama nennt Pjotr Stepanowitſch immer ‚Profeſſor'«, ſagte Liſa und führte Schatoff in die andere Salonecke zu einem Sofa, auf dem ſie dann Platz nahm. »Wenn ihre Füße ſchmerzen, iſt ſie immer ſo, ſie iſt nämlich krank«, ſagte ſie dabei leiſe zu ihm, während ſie ihn wieder neugierig betrachtete und beſonders auf ſeinen abſtehenden Haarſchopf ſah.

»Sind Sie Militär?« fragte mich Madame Drosdoff, der mich Liſa unbarmherzig überlaſſen hatte.

»Nein, ich bin angeſtellt...«

»Herr G–ff iſt Stepan Trofimowitſchs beſter Freund«, rief Liſa ihr aus der anderen Ecke zu.

»Sind Sie bei Stepan Trofimowitſch angeſtellt? Aber der iſt doch auch Profeſſor!«

»Ach, Mama, Sie machen ja ſchon alle Menſchen zu Profeſſoren!« rief Liſa unwillig.

»Es gibt ihrer auch ſo ſchon zu viele! Du aber willſt nur immer deiner Mutter widerſprechen. – Waren Sie hier, als

Digitized by Google

Nikolai Wſſewolodowitſch das erſte Mal, vor vier Jahren, bei Warwara Petrowna war?«

Ich antwortete bejahend.

»War irgendein Engländer mit ihm hier?«

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

Liſa fing an zu lachen.

»Sehen Sie nun, Mama, daß überhaupt kein Engländer hier geweſen iſt – alſo, wieder Lügen! Warwara Petrowna und Stepan Trofimowitſch lügen alle beide. Ja, und überhaupt – alle lügen! Geſtern«, erklärte ſie darauf, zu uns gewandt, »fanden nämlich tante und Stepan Trofimowitſch eine Ähnlichkeit zwiſchen Nikolai Wſſewolodowitſch und dem Prinzen Heinz aus Shakeſpeares ‚Heinrich IV.‘, und daher glaubt Mama nun, daß ein Engländer mit ihm hier geweſen ſei.«

»Wenn kein Engländer da war, ſo war auch kein Heinz da, und euer Nikolai Wſſewolodowitſch machte nur ſeine eigenen Streiche.«

»Mama tut nur mit Abſicht ſo«, fand Liſa für nötig, Schatoff auseinanderzuſetzen. »Sie kennt Shakeſpeare ſehr gut; ich habe ihr ſelbſt den erſten Akt von ‚Othello‘ vorgeleſen. Sie iſt jetzt immer ſo gereizt, wiſſen Sie. – Mama, hören Sie, es ſchlägt zwölf, Sie müſſen Ihre Medizin einnehmen.«

»Der Doktor iſt gekommen«, meldete das Dienſtmädchen.

Die Alte erhob ſich und rief ihr Hündchen: »Semirka, Semirka, komm du doch wenigſtens mit mir.« Aber das widerliche alte Tierchen Semirka gehorchte ihr nicht, ſondern kroch zu Liſa unter das Sofa.

»Du willſt alſo nicht? Nun, dann will ich dich auch nicht

Digitized by Google

mehr. Leben Sie wohl, mein Lieber, Ihren Namen habe ich leider vergeſſen«, wandte ſie ſich an mich.

»Anton Lawrentjewitſch...«

»Schon gut, laſſen Sie nur, bei mir geht's doch bloß zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus. Begleiten Sie mich nicht, Mawrikij Nikolajewitſch, ich habe nur Semirka gerufen. Noch kann ich, Gott ſei Dank, allein gehen, und morgen werde ich ſpazieren fahren!«

Und ſichtlich geärgert verließ ſie langſam den Salon.

»Anton Lawrentjewitſch, Sie unterhalten ſich inzwiſchen mit Mawrikij Nikolajewitſch, – nicht wahr? Ich kann Sie verſichern, daß Sie beide nur gewinnen werden, wenn Sie nähere Bekanntſchaft machen«, ſagte Liſa und lächelte Mawrikij Nikolajewitſch freundſchaftlich zu. Er aber erſtrahlte förmlich unter ihrem Blick.

So mußte ich mich denn, wohl oder übel, mit Mawrikij Nikolajewitſch unterhalten.

II

Die Angelegenheit, die Liſaweta Nikolajewna mit Schatoff beſprechen wollte, erwies ſich zu meinem Erſtaunen als tatſächlich rein literariſch. Ich weiß nicht, warum ich überzeugt geweſen war, daß ſie ihn aus einem anderen Grunde zu ſich gerufen hätte. Als wir nun ſahen, daß ſie aus ihrem Anliegen kein Geheimnis vor uns machte und auch nicht leiſe ſprach, hörten wir unwillkürlich zu; und bald zog ſie uns ſogar mit ins Geſpräch und bat auch uns um Rat. Sie hatte, wie ſie uns auseinanderſetzte, ſchon lange die Herausgabe eines ihrer Meinung nach ſehr nützlichen Buches geplant. Da ſie aber in ſolchen literariſchen Sachen

Digitized by Google

keine Erfahrung beſaß, ſo brauchte ſie einen Mitarbeiter. Der Ernſt, mit dem ſie Schatoff ihren Plan zu erklären verſuchte, ſetzte mich wirklich in Erſtaunen.

»Alſo auch eine von den Modernen«, dachte ich. »Sie ſcheint nicht umſonſt in der Schweiz geweſen zu ſein.«

Schatoff hörte ihr aufmerkſam zu, den Blick eigenſinnig an den Boden geheftet, und ohne jegliche Verwunderung darüber, daß ein junges Mädchen der Geſellſchaft ſich mit ſolchen Sachen abgab.

Es handelte ſich um Folgendes. In einem Lande wie Rußland erſcheint jährlich eine große Anzahl von Zeitungen und Zeitſchriften aller Art, und in ihnen wird tagaus tagein von allen möglichen Ereigniſſen berichtet. Aber wenn dann das Jahr vergangen iſt, werden die alten Zeitungen überall weggeräumt, in Schränke geſteckt, oder ſie liegen herum, werden zerriſſen, werden zum Einſchlagen verwandt uſw. Manch eines von den mitgeteilten Ereigniſſen bleibt wohl im Gedächtnis des Leſers haften, wenn es auf ihn einen Eindruck gemacht hat, und gerät erſt nach Jahren in Vergeſſenheit. Nun würden aber viele ſpäter gern nachſchlagen und das einmal Geleſene wieder leſen wollen, aber was gäbe das für eine Arbeit, in dieſem Meer von Blättern die Stelle zu finden, zumal man ſich oft nicht einmal erinnert, in welchem Jahre oder Monat und in welcher Zeitung man die betreffende Sache geleſen hat. Indeſſen könnte, wenn man alle derartigen Geſchehniſſe eines ganzen Jahres ſammelte und in einem einzigen Bande herausgäbe – ſelbſtverſtändlich nach einem beſtimmten Plan und nach einem beſtimmten leitenden Gedanken geordnet, mit einteilenden Überſchriften, mit einem Index und mit überſichtlicher Angabe der Zeit (Monate und Tage) – ſo könnte eine ſolche Zuſammenfaſ-

Digitized by Google

sung des Stoffes in einem übersichtlichen Werke die ganze Charakteristik des russischen Lebens im Laufe dieses Jahres veranschaulichen, obwohl von den Ereignissen selbst, im Vergleich zu all den unzähligen Geschehnissen, von denen die Zeitungen berichten, natürlich nur ein kleiner Bruchteil gebracht werden soll.

»Wir würden also statt einer Menge Blätter mehrere dicke Bücher haben, und das wäre alles«, bemerkte Schatoff.

Doch Lisaweta Nikolajewna verteidigte ihren Gedanken mit großem Eifer, obgleich es schwer war, ihn einleuchtend zu erklären, ganz abgesehen davon, daß sie sich auch nicht recht auszudrücken verstand. Es müsse nur ein einziger Band werden, und nicht einmal ein sehr dicker, beteuerte sie. Oder wenn es auch ein dickes Buch werden sollte, so müsse es doch übersichtlich sein, und deshalb sei die Hauptsache der Plan und die Art der Einteilung des Stoffes. Selbstredend dürfe nicht alles genommen und abgedruckt werden. Erlasse, Regierungsmaßnahmen, örtliche Verordnungen, Gesetze — so wichtig das alles auch sei — in das Buch brauchte man davon doch nichts aufzunehmen. Überhaupt könnte man vieles weglassen und sich auf eine Auswahl von Geschehnissen beschränken, die mehr oder weniger das ethische und persönliche Leben des Volkes, sozusagen die Persönlichkeit des russischen Volkes im gegebenen Augenblicke ausdrückten. Freilich käme alles in Betracht: Kuriositäten, Brände, Spenden, Stiftungen, die verschiedensten guten oder schlechten Handlungen, verschiedene Aussprüche und Reden, ja, schließlich auch Nachrichten von Überschwemmungen, ja meinethalben auch einzelne Regierungserlasse, aber aus allem müsse nur das herausgesucht werden, was die Epoche kennzeichnet. Alles müsse eben unter einem bestimmten Gesichtswinkel

Digitized by Google

erfaßt und hingestellt werden, und hinter allem müsse ein Gedanke stehen, der den Zusammenhang des Ganzen sichtbar werden lasse. Und schließlich müsse das Buch sogar als Lektüre interessant und fesselnd sein, ganz zu schweigen von seinem Wert als notwendiges Nachschlagebuch! Es wäre also gewissermaßen ein Bild des geistigen, sittlichen, inneren russischen Lebens im Laufe eines Jahres. »Es muß so sein, daß alle es kaufen, es muß zu einem richtigen Handbuch werden«, behauptete Lisa. »Ich weiß wohl, daß hierbei der Plan die Hauptsache ist, und deshalb wende ich mich an Sie«, schloß Lisa. Sie war recht in Eifer geraten, und obgleich sie sich unklar und unvollständig ausgedrückt hatte, begann Schatoff zu begreifen.

»Es würde also doch so etwas mit einer Tendenz werden, eine Zusammenstellung von Fakten unter einem bestimmten Gesichtswinkel,« brummte er, immer noch ohne den Kopf zu erheben.

»Keineswegs mit einer Tendenz, das ist gar nicht nötig! Nichts als Objektivität – das soll die ganze Richtschnur sein.«

»Aber die Richtung wäre ja an sich nichts Schlimmes,« sagte Schatoff und bewegte sich endlich, »auch ließe sich das wohl nicht vermeiden, sobald man überhaupt eine Auswahl trifft. In der Art der Auswahl und Zusammenstellung wird eben schon der Hinweis enthalten sein, wie man das Ganze verstehen soll. Ihre Idee ist nicht schlecht.«

»So glauben Sie, daß man ein solches Buch zustande bringen kann?« fragte Lisa erfreut.

»Man muß sich das noch überlegen. Es würde ein großes Unternehmen werden. So plötzlich läßt sich nichts ausdenken. Da muß man Erfahrungen sammeln. Selbst während der Arbeit dürften wir noch nicht recht wissen, wie es am

Digitized by Google

beſten zu machen wäre. Vielleicht finden wir das erſt nach vielen Verſuchen. Aber der Gedanke fängt an, einem klar zu werden. Es iſt ein nützlicher Gedanke.«

Endlich ſah er auf und ſeine Augen leuchteten ſogar vor Vergnügen, ſo ſehr war er jetzt intereſſiert.

»Haben Sie ſich das ſelbſt ausgedacht?« fragte er Liſa freundlich und, wie das ſo ſeine Art war, faſt verſchämt.

»Ach, das Ausdenken war kein Kunſtſtück, dafür aber iſt das der Plan um ſo mehr,« erwiderte Liſa lächelnd. »Ich verſtehe wenig davon und bin nicht ſehr klug, ich verfolge nur das, was mir ſelbſt klar iſt...«

»Sie verfolgen?«

»Das iſt wohl nicht das richtige Wort?« forſchte Liſa ſchnell und wißbegierig.

»Nein, doch... man kann es ſagen. Ich fragte nicht deswegen.«

»Ich habe mir ſchon im Auslande geſagt, daß auch ich der allgemeinen Sache irgendwie nützlich ſein könnte. Ich beſitze mein eigenes Geld, und es liegt tot da. Warum ſoll ich nicht gleichfalls arbeiten? Und zudem kam mir jene Idee ganz von ſelbſt, ich habe mich gar nicht angeſtrengt oder ſie mir ausgedacht —, der Gedanke war auf einmal da, und da freute ich mich ſehr. Ich ſah nur gleich ein, daß es ohne einen Mitarbeiter nicht gehen würde, da ich allein doch nichts verſtehe. Der Mitarbeiter ſoll natürlich auch gleich der Mitherausgeber ſein. Wir machen es dann zur Hälfte: von Ihnen kommt der Plan und die Arbeit, von mir die Idee und die Mittel zur Herausgabe. Das Buch wird ſich doch bezahlt machen!«

»Wenn wir den richtigen Plan finden, wird das Buch ſchon gehen.«

Digitized by Google

»Ich muß nur vorausschicken, daß ich es nicht wegen des möglichen Überschusses tue, aber ich möchte doch sehr, daß es viel gekauft wird, und auf einen Überschuß wäre ich natürlich furchtbar stolz.

»Aber was soll ich denn dabei?«

»Aber ich bitte doch gerade Sie, dieser Mitarbeiter zu sein ... Wir teilen dann. Sie werden doch den Plan ausdenken.«

»Woher wissen Sie, ob ich das kann?«

»Man hat mir schon von Ihnen erzählt... ich weiß, daß Sie sehr klug sind und... zu arbeiten verstehen und... viel denken. Mir hat Pjotr Stepanowitsch Werchowenski in der Schweiz von Ihnen erzählt,« fügte sie eilig hinzu. »Er ist ein sehr kluger Mensch, nicht wahr?«

Schatoff sah sie im Nu mit einem gleichsam huschenden Blick an, der kaum über sie hinglitt, senkte aber sofort wieder die Augen.

»Auch Nikolai Stawrogin hat mir viel von Ihnen erzählt.«

Schatoff wurde plötzlich rot.

»Übrigens, hier sind schon Zeitungen.« Sie nahm hastig ein zusammengebundenes Paket, das auf einem Stuhl bereit lag. »Ich habe schon versucht, eine Auswahl zu treffen und ein bißchen zusammenzustellen – ich habe die Stellen angestrichen und numeriert ... Sie werden schon selbst sehen...«

Schatoff nahm das Paket.

»Nehmen Sie es mit nach Haus, sehen Sie es dort durch – Sie wohnen doch irgendwo?«

»In der Bogojawlenskschen Straße, im Filippoffschen Hause.«

»Ich weiß, wo das ist. Dort soll, wie ich gehört habe,

Digitized by Google

neben Ihnen auch irgendein Hauptmann wohnen, ein Herr Lebädkin?« fuhr Lisa mit derselben hastenden Eile fort.

Schatoff saß, das Paket, wie er es genommen hatte, frei in der Hand haltend, wohl eine ganze Minute ohne zu antworten da und blickte zu Boden.

»Zu diesen Sachen werden Sie sich doch wohl einen anderen aussuchen müssen, denn ich – tauge nicht dazu,« sagte er schließlich mit ganz eigentümlich gesenkter Stimme, ja, fast flüsternd.

Lisa flammte auf.

»Von was für Sachen reden Sie? Mawrikij Nikolajewitsch!« rief sie diesen, »bitte geben Sie mir jenen Brief.«

Auch ich trat nach Mawrikij Nikolajewitsch an den Tisch.

»Sehen Sie dies hier,« wandte sie sich plötzlich an mich, während sie in sichtlich großer Erregung den Brief entfaltete. »Haben Sie schon je etwas Ähnliches gesehen? Bitte, lesen Sie es laut vor. Ich will, und es ist nötig, daß auch Herr Schatoff es hört,« wandte sie sich darauf an mich, »haben Sie schon je in Ihrem Leben so was gelesen? Bitte, lesen Sie laut vor. Auch Herr Schatoff soll's hören.«

Ich las nicht wenig erstaunt das Folgende:

»An die vollendete Schönheit, die Jungfrau Lisaweta Nikolajewna Tuschina.

Gnädiges Fräulein!

O, wie ist sie wunderbar,
Lisaweta Tuschina!
Wenn sie morgens ausreitet
Und durch ihre Locken der Wind gleitet!
Dann wünsch' ich mir von ihr alle Wonne
Und denk', sie sei meine Frau und meine Sonne.
(Gedichtet von einem Ungelehrten nach einem Streite.)

Digitized by Google

Gnädiges Fräulein!

Am meiſten bedauere ich, daß ich vor Sebaſtopol nicht einen Arm zum Ruhme der Tapferkeit verloren habe, ſintemal ich dort überhaupt nicht geweſen bin, ſondern man mich während des ganzen Feldzuges mit der Lieferung von ganz gemeinem Proviant beſchäftigt hat. Sie aber ſind eine Göttin im Altertum und ich bin vor Ihnen nichts, doch jetzt ahne ich, was Unermeßlichkeit iſt. Betrachten Sie alles, was ich Ihnen ſage, als Verſe, denn Verſe ſind Poeſie, und Poeſie iſt Unſinn, aber ſie entſchuldigt das, was man in der Proſa Unverſchämtheit nennt. Wie aber ſollte ſich eine Sonne über eine Infuſorie ärgern, wenn es doch, mit dem Mikroſkop betrachtet, unendlich viele Infuſorien ſchon in einem Waſſertropfen gibt! Sogar der große Klub der Nächſtenliebe zu großem Viehzeug in Petersburg, der mitleidig für die Rechte von Hunden und Pferden kämpft, nimmt ſich der kleinen Infuſorie nicht an, weil ſie nicht ausgewachſen iſt. Auch ich bin noch nicht ausgewachſen. Der Gedanke an eine Heirat würde komiſch ſein. Aber durch einen Menſchenhaſſer, den Sie verachten, werde ich bald zweihundert ehemalige Seelen beſitzen. Kann vieles mitteilen, und habe Dokumente in der Hand, wofür es ſogar nach Sibirien gehen kann. Verachten Sie alſo nicht meinen Antrag. Dieſer Brief iſt rein poetiſch zu verſtehen.

Hauptmann Lebädkin,
Ihr ergebenſter Freund, der immer Zeit hat.«

»Das hat ein Betrunkener geſchrieben,« rief ich aus, »ein erbärmlicher Menſch! – Ich kenne ihn!«

»Ich erhielt ihn geſtern,« begann Liſa hochrot im Geſicht,

Digitized by Google

uns haſtig zu erklären. »Ich begriff ſofort, daß irgend ein Narr ihn geſchrieben hat. Deshalb habe ich ihn Mama auch gar nicht gezeigt, um ſie nicht aufzuregen. Doch was ſoll ich tun, wenn er mir noch mehr ſolche Briefe ſchreibt? Mawrikij Nikolajewitſch wollte zu ihm gehen, um es ihm zu verbieten. Sie aber, Herr Schatoff, da Sie doch im ſelben Hauſe wohnen, Sie können mir vielleicht etwas Näheres über ihn mitteilen?«

»Ein verkommener Menſch,« murmelte Schatoff zur Antwort.

»Iſt er immer ſo dumm?«

»O nein, wenn er nicht betrunken iſt, iſt er durchaus nicht dumm.«

»Ich habe einen General gekannt, der in ſeinen Mußeſtunden genau ſolche Gedichte ſchrieb,« bemerkte ich amüſiert.

»Sogar aus dieſem Brief iſt zu erſehen, daß er nicht dumm ſein kann,« ſagte der ſonſt ſo ſchweigſame Mawrikij Nikolajewitſch überraſchenderweiſe.

»Man ſagt, er habe hier eine Schweſter bei ſich?« fragte Liſa.

»Ja, eine Schweſter.«

»Und er ſoll ſie tyranniſieren, iſt das wahr?«

Schatoff ſah Liſa wieder kurz an, runzelte die Stirn, brummte nur: »Was geht das mich an!« und wandte ſich zur Tür.

»Ach, aber ſo warten Sie doch,« rief Liſa erregt, »wohin wollen Sie denn ſchon? Wir müſſen doch noch ſo vieles beſprechen!...«

»Was denn beſprechen? Ich werde Ihnen morgen Beſcheid ſagen...«

»Aber die Hauptſache iſt doch, wie wir es drucken! Glau-

Digitized by Google

ben Sie doch endlich, daß es mir mit dem Buch wirklich ernst ist!« beteuerte Lisa in wachsender Unruhe. »Wenn wir es nun herauszugeben beschließen, wo soll das Buch dann gedruckt werden? Wir werden doch deshalb nicht nach Moskau reisen, und die hiesige Druckerei kommt für eine solche Ausgabe doch nicht in Frage. So habe ich denn beschlossen, eine eigene Druckerei zu gründen, sagen wir, auf Ihren Namen, und Mama würde bestimmt nichts dagegen haben, wenn es auf Ihren Namen geschieht...«

»Woher wissen Sie, daß ich zu drucken verstehe?« fragte Schatoff finster.

»Ja, das hat mir Pjotr Stepanowitsch Werchowenski schon in der Schweiz gesagt, daß Sie das alles verstehen, und er wollte mir sogar einen Brief an Sie mitgeben, aber dann habe ich's vergessen...«

Wie ich mich jetzt erinnere, ging hierauf eine Veränderung in Schatoffs Gesicht vor sich. Er stand noch ein paar Sekunden da und plötzlich verließ er das Zimmer.

Lisa ärgerte sich.

»Geht er immer so weg?« fragte sie mich.

Ich zuckte nur mit der Schulter – doch in diesem Augenblick kam Schatoff schon zurück und legte das Paket auf den Tisch.

»Ich kann nicht Ihr Mitarbeiter sein, habe keine Zeit...«

»Aber warum, warum denn nicht? Sie haben sich wohl über irgend etwas geärgert?« fragte Lisa ganz traurig und ihre Stimme klang bittend.

Und dieser Ton in ihrer Stimme schien ihn stutzig zu machen: ein paar Augenblicke lang sah er sie unverwandt an, als wolle er bis in ihre Seele hineinschauen.

»Einerlei,« murmelte er dann dumpf, »ich will nicht...«

Digitized by Google

Und er ging wirklich weg.

Lisa blieb ganz niedergeschlagen zurück – sogar weit niedergeschlagener, als man es nach dem Vorgefallenen hätte verstehen können; wenigstens schien es mir damals so.

»Ein äußerst sonderbarer Mensch,« bemerkte Mawrikij Nikolajewitsch.

III

Allerdings wirkte Schatoff »sonderbar«, aber schließlich war an diesem ganzen Vorfall doch gar zu vieles unklar. Es mußte da hinter manchem noch ein anderer Sinn stecken. Diese Buchgeschichte z. B. kam mir durchaus unglaubhaft vor und ich dachte bei mir, daß sie wohl nur ein Vorwand zu irgendwelchen anderen Zwecken sein könne. Und dann dieser verrückte Brief mit dem Versprechen von Mitteilungen und »Dokumenten«, und warum hatten sie es vermieden, davon zu sprechen, warum sprachen sie sogleich von ganz etwas anderem? Warum war Schatoff so plötzlich fortgegangen, und so auffallenderweise gerade dann, als man von der Druckereifrage zu sprechen begann? Alles das gab mir zu denken und ich kam zu der Überzeugung, daß hier etwas Geheimnisvolles vorliegen müsse. – – Doch es war Zeit, daß auch ich mich verabschiedete.

Lisa schien meine Anwesenheit im Zimmer ganz vergessen zu haben. Sie stand immer noch tief nachdenklich auf demselben Platz am Tisch und starrte vor sich hin.

»Ach, auch Sie wollen gehen? Nun, auf Wiedersehen,« sagte sie freundlich. »Grüßen Sie Stepan Trofimowitsch von mir und reden Sie ihm doch zu, daß er so bald wie möglich zu mir komme. Mama kann sich leider nicht von Ihnen verabschieden... Sie entschuldigen gewiß!«

Digitized by Google

Ich verabſchiedete mich noch von Mawrikij Nikolajewitſch und ging hinaus. Als ich ſchon die Treppe hinabgegangen war, kam mir der Diener nachgelaufen.

»Das gnädige Fräulein laſſen Sie ſehr bitten, zurückzukommen.«

Als ich daraufhin wieder zurückging und eintrat, war Mawrikij Nikolajewitſch ganz allein im großen Salon. Liſa dagegen erwartete mich im anſtoßenden kleineren Empfangszimmer, deſſen Tür nur angelehnt war.

Bleich und augenſcheinlich noch unentſchloſſen ſtand ſie mitten im Zimmer und lächelte mir zu, als ich eintrat. Plötzlich ergriff ſie meine Hand und zog mich ſchnell zum Fenſter.

»Ich will ſie ſehen,« flüſterte ſie und ſah mich mit heißem, ſtarkem, ungeduldigem Blick an, der jeden Widerſpruch unmöglich machte. »Ich muß ſie mit meinen eigenen Augen ſehen, und dazu brauche ich Ihre Hilfe.«

Sie ſchien wirklich außer ſich und ganz verzweifelt zu ſein.

»Wen wollen Sie ſehen, Liſaweta Nikolajewna?« fragte ich erſchrocken.

»Dieſe Lebädkina, dieſe Lahme... Es iſt doch wahr, daß ſie lahm iſt?«

»Ich habe ſie nie geſehen, aber ich hörte noch geſtern, daß ſie allerdings lahm ſein ſoll,« antwortete ich raſch und ſprach gleichfalls ſo leiſe wie möglich.

»Ich... muß ſie unbedingt ſehen! Können Sie das nicht heute noch einrichten?«

Liſa tat mir furchtbar leid.

»Das... das ſcheint mir ganz unmöglich. Wie... ſollte man —?« Ich wollte ihr den Gedanken ausreden. Doch als ich ſah, daß ſie ganz verzweifelt war, ſagte ich: »Ich könnte ja zu Schatoff gehen...«

Digitized by Google

»Wenn Sie mir nicht helfen, dann werde ich morgen selbst zu ihr gehen. Allein. Denn Mawrikij Nikolajewitsch weigert sich, mich dorthin zu begleiten. Ich hoffe jetzt nur noch auf Sie, denn sonst habe ich ja niemanden. Mit Schatoff habe ich töricht gesprochen. Aber ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann, und vielleicht mir ein wenig zugetan. Tun Sie es! Bitte, bitte!«

Da erfaßte mich der leidenschaftliche Wunsch, ihr in allem behilflich zu sein.

»Gut,« sagte ich entschlossen, nachdem ich eine Weile überlegt hatte. »Ich werde noch heute selbst hingehen und den Versuch machen, sie zu sehen und zu sprechen. Unter allen Umständen. Ich werde Ihren Wunsch erfüllen. Ich gebe Ihnen mein Wort. Nur müssen Sie mir gestatten, vorher mit Schatoff darüber zu sprechen.«

»Ja, sagen Sie ihm, daß ich sie sehen muß! Daß ich nicht länger warten kann! Und sagen Sie ihm, daß ich ihn vorhin wirklich nicht zum besten gehabt habe. So etwas hat er wohl geglaubt. Deshalb scheint er ja fortgegangen zu sein. Seine Ehrlichkeit, sein Ehrgefühl war gekränkt. Ich habe ihm aber ganz gewiß nichts vorgespiegelt. Ich will wirklich das Buch herausgeben und eine Druckerei gründen...«

»Ja, Schatoff ist der ehrlichste Mensch,« beteuerte ich eifrig.

»Und wenn es Ihnen nicht gelingt, dann – dann gehe ich morgen selbst zu ihr. Einerlei, was daraus entsteht. Und wenn auch alle es erfahren!«

»Aber vor drei Uhr kann ich unmöglich bei Ihnen sein!«

»Gut, also dann morgen um drei. Und nicht wahr, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht, bei Stepan Trofimowitsch, als ich Sie für ein wenig – mir zugetan hielt?«

Digitized by Google

lächelte sie mir zu, drückte mir zum Abschied die Hand und ging schnell in den großen Salon, in dem Mawrikij Nikolajewitsch offenbar auf sie wartete.

Ich verließ das Haus, bedrückt von meinem Versprechen und unfähig, fassen zu können, was geschehen war. Ich hatte einen Menschen in wirklicher Verzweiflung gesehen, ein junges Mädchen, das sich nicht scheute, sich bloßzustellen und einem ihr fremden Menschen ihr ganzes Vertrauen zu schenken. Ihr Lächeln, das Lächeln einer Frau, die Anspielung, daß sie wisse, wie ich ihr zugetan sei, das alles regte mich nicht wenig auf. Doch sie tat mir leid, so, so leid! Ihre Geheimnisse wurden für mich plötzlich zu etwas Heiligem. Wenn man mir diese Geheimnisse hätte mitteilen wollen, – ich würde nicht zugehört haben. Ich ahnte ja mancherlei... Aber wie sollte ich nun dieses seltsame, dieses unheimliche Zusammentreffen zustandebringen? Meine ganze Hoffnung setzte ich auf Schatoff. Ich sagte mir zwar gleich, daß er dabei wenig werde helfen können. Aber immerhin, ich ging sofort zu ihm.

IV

Erst am Abend, um acht Uhr, traf ich ihn zu Haus. Zu meiner Verwunderung hatte er Besuch: Alexei Nilytsch Kirilloff und ein Herr Schigaleff – der Bruder der Frau Wirginski – waren bei ihm.

Dieser Schigaleff war erst seit ungefähr zwei Monaten in unserer Stadt; ich weiß nicht, woher er kam. Wirginski hatte ihn mir gelegentlich auf der Straße vorgestellt und ich wußte von ihm wenig mehr, als daß in einem fortschrittlichen Petersburger Blatt einmal ein Artikel von ihm erschienen war. Wir hatten uns damals nur flüchtig begrüßt

Digitized by Google

und kaum ein Wort miteinander gewechselt. Das einzige, was ich von ihm behalten hatte, war der Eindruck, in meinem Leben noch nie ein so finsteres, griesgrämiges, mürrisches Gesicht gesehen zu haben. Er schaute drein, als erwarte er den Untergang der ganzen Welt, und zwar nicht nach irgendwelchen Voraussagungen, die schließlich auch nicht in Erfüllung zu gehen brauchten, sondern genau so, als wisse er sogar schon die Stunde des Untergangs mit tödlicher Sicherheit: etwa übermorgen früh, punkt fünf Minuten vor halb elf. Und dann waren mir noch ganz besonders seine Ohren aufgefallen, Ohren von einer geradezu übernatürlichen Größe, lang, breit und dick, die noch obendrein fast im rechten Winkel nach links und rechts vom Kopf wegstrebten. Seine Bewegungen waren plump und langsam. Wenn Liputin vielleicht hin und wieder davon geträumt hatte, daß die Phalansterien sich auch in unserem Gouvernement verwirklichen könnten, so wußte dieser Schigaleff sicher Tag und Stunde voraus, wann das geschehen werde. Jedenfalls hatte er geradezu den Eindruck eines Unheilverkünders auf mich gemacht; und daß ich gerade ihn jetzt bei Schatoff antraf, wunderte mich sehr, – um so mehr, als Schatoff Besuch schon an und für sich nicht ausstehen konnte.

Bereits auf der Treppe hörte ich, daß sie alle drei ungewöhnlich laut miteinander sprachen und, wie mir schien, sich heftig stritten. In dem Augenblick aber, als ich eintrat, verstummten sie sofort. Und plötzlich setzten sie sich, während sie bis dahin gestanden hatten. So mußte auch ich mich setzen. Wir schwiegen alle. Schigaleff tat so, als kenne er mich überhaupt nicht. Mit Kirilloff tauschte ich einen Gruß, und ich weiß nicht, weshalb wir uns nicht die Hand reichten. Schigaleff sah mich streng und finster an, mit einem Aus-

Digitized by Google

druck, der völlig naiv die feste Überzeugung zeigte, daß ich sofort aufstehen und wieder weggehen würde. Da erhob sich endlich Schatoff, und die anderen folgten seinem Beispiel. Sie gingen fort, ohne ein Wort zu sagen, noch sich zu verabschieden. Erst an der Tür wandte sich Schigaleff noch einmal zu Schatoff und sagte in drohendem Tone:

»Vergessen Sie aber nicht, daß Sie Rechenschaft schuldig sind!«

»Zum Teufel mit eurer Rechenschaft, ich bin keinem von euch etwas schuldig!« rief Schatoff ihnen wütend nach, schlug die Tür zu und drehte den Schlüssel um.

»Narren!« sagte er, nachdem sein Blick mich gestreift hatte, mit kurzem, eigentümlich gehässigem Auflachen.

Sein Gesicht sah böse aus, und ich wunderte mich, daß er diesmal als erster zu sprechen begann. Früher war es gewöhnlich so gewesen, wenn ich ihn besuchte, was freilich sehr selten geschah, daß er sich mißmutig in einen Winkel setzte und auf meine Fragen mürrisch antwortete. Erst nach längerer Zeit begann er aufzutauen und dann erst sprach er mit Vergnügen. Beim Abschied aber wurde er jedesmal wieder unwirsch, und wenn er einen zur Tür geleitete, tat er es mit einer Miene, als dränge er seinen persönlichen Feind aus dem Hause.

»Ich habe gestern bei diesem Herrn Kirilloff Tee getrunken,« sagte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen. »Bei ihm scheint der Atheismus ein bißchen zur fixen Idee geworden zu sein.«

»Der russische Atheismus ist noch nie über ein schlechtes Wortspiel hinausgekommen,« brummte Schatoff, während er den alten Lichtstumpf aus dem Leuchter nahm und ein neues Licht einsetzte.

Digitized by Google

»Ich glaube nicht, daß es dieſem Kirilloff um Wortſpiele zu tun iſt. Er verſteht ja, wie's ſcheint, überhaupt kaum zu ſprechen – wie ſollte er da noch an Wortſpiele denken!«

»Papierene Menſchen; aus Lakaientum kommen ihnen alle dieſe Gedanken,« bemerkte Schatoff ruhig, nachdem er ſich in der Zimmerecke auf einen Stuhl geſetzt und die Handflächen auf die Knie geſtützt hatte.

»Haß iſt auch dabei,« ſagte er nach einer Weile des Schweigens. »Dieſe Leute würden ſelbſt als erſte ſterbensunglücklich ſein, wenn Rußland ſich auf irgendeine Weiſe veränderte, und wäre es auch genau nach ihrem Wunſch, und plötzlich unermeßlich reich und glücklich werden würde. Dann hätten ſie ja niemanden mehr, den ſie haſſen, auf den ſie ſpucken, über den ſie ſpotten könnten! Hier iſt's nichts als ein einziger tieriſcher, grenzenloſer Haß auf Rußland, der ſich in ihren Organismus hineingefreſſen hat... Und von irgendwelchen heimlichen Tränen, die ſich angeblich hinter dem ſichtbaren Lachen verbergen ſollen*, iſt hier überhaupt keine Spur vorhanden! Noch nie iſt in Rußland etwas Dümmeres geſagt worden, als dieſes falſche Wort von den ‚heimlichen Tränen'!« ſagte er faſt jähzornig.

»Weiß Gott, Sie ſind aber wütend!« ſagte ich lachend.

»Und Sie ſind ‚gemäßigt liberal'.« Schatoff lächelte flüchtig. »Wiſſen Sie,« ſagte er nach einer Weile ganz plötzlich, »ich habe das vorhin vielleicht falſch geſagt, das vom ‚La-

* Antwort Gogols auf den Vorwurf, ſeine Menſchen ſeien nur mit Spott und Verachtung geſchaut, weshalb er auch nicht einen guten Zug an ihnen wahrgenommen habe. Doſtojewski hat dagegen in ſeinem erſten Werk denſelben unſcheinbaren ruſſiſchen Menſchen als einen Träger größter Menſchenliebe und ſeeliſcher Zartheit geſchildert – als Proteſt gegen Gogols Darſtellung. E. K. R.

Digitized by Google

kaientum der Gedanken'. Sie werden gewiß bei sich gedacht haben: ‚Das sagt er nur, weil er von einem Lakaien geboren ist, ich aber bin's nicht.'«

»Aber das habe ich durchaus nicht gedacht... wie kommen Sie darauf!...«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich fürchte Sie nicht. Früher stammte ich nur von einem Lakaien ab, jetzt bin ich selber zu einem geworden, zu genau so einem, wie auch Sie einer sind. Unser russischer Liberaler ist vor allen Dingen Lakai und wartet nur darauf, wie und wo er jemandem die Stiefel putzen kann.«

»Was für Stiefel? Was meinen Sie mit dieser Allegorie?«

»Was Allegorie! Sie lachen, wie ich sehe... Stepan Trofimowitsch hat ganz recht, wenn er sagt, daß ich unter einem Stein liege, schon halb erdrückt, aber noch nicht zerdrückt bin und mich nur noch in den letzten Krämpfen winde. Das hat er gut gesagt.«

»Stepan Trofimowitsch behauptet, daß die Deutschen Ihnen zur fixen Idee geworden sind,« entgegnete ich leichthin. »Und es ist ja auch etwas Wahres dabei: wir haben uns doch vieles Deutsche eingesackt.«

»Ja, zwanzig Kopeken haben wir von ihnen genommen und für hundert Rubel vom eigenen Kapital gegeben.« — Wir schwiegen... »Diese Ideen hat er sich in Amerika an den Hals gelegen.«

»Wer das? Was an den Hals gelegen?«

»Ich meine Kirilloff. Wir haben dort beide vier Monate lang in einer Hütte auf dem Fußboden gelegen.«

»Ja, sind Sie denn je in Amerika gewesen?« fragte ich verwundert. »Sie haben nie davon gesprochen.«

Digitized by Google

»Wozu davon sprechen. Vor drei Jahren zogen wir mit einem Emigrantentransport für unser letztes Geld nach den Vereinigten Staaten von Amerika, um das Leben eines amerikanischen Arbeiters, oder vielmehr: ‚um den Zustand eines Menschen in der allerschwersten sozialen Lage praktisch, d. h. durch persönliche Erfahrung kennenzulernen.‘ Das war unser Ziel, war der Grund, warum wir auswanderten.«

»Herrgott!« rief ich aus. »Das hätten Sie doch ebensogut zur Erntezeit in unserem Gouvernement durch ‚persönliche Erfahrung‘ kennenlernen können, ohne deshalb nach Amerika dampfen zu müssen!«

Doch Schatoff fuhr fort: »Wir verdingten uns als Arbeiter bei einem Exploiteur. Im ganzen waren wir sechs Russen: Studenten, sogar Gutsbesitzer und Offiziere waren unter uns, und alle hatten dasselbe großartige Ziel. Und so arbeiteten wir denn, quälten uns und rackerten uns ab – bis Kirilloff und ich fortgingen: wir wurden krank, hielten es nicht aus. Bei der Abrechnung zog uns dann der Exploiteur noch das Fell gehörig über die Ohren, zahlte anstatt der dreißig Dollar, die er uns laut der Abmachung schuldig war, mir nur acht und Kirilloff fünfzehn aus. Übrigens hat man uns obendrein noch geprügelt, und nicht nur einmal... Ja, und damals war es denn, daß wir beide in einem elenden Städtchen vier Monate lang zusammen in einer Hütte auf dem Fußboden lagen. Kirilloff dachte seine Gedanken und ich dachte meine Gedanken.«

»Und der Exploiteur hat Sie wirklich geprügelt? Da werden Sie ihm wohl auch nicht schlecht mitgespielt haben?«

»Keineswegs. Im Gegenteil, wir sahen beide sofort ein, daß ‚wir Russen im Vergleich zu den Amerikanern kleine

Digitized by Google

Kinder sind und daß man entweder in Amerika geboren oder lange Jahre mit ihnen zusammen gearbeitet haben muß, um die Höhe ihrer Leistung zu erreichen'. Wir waren natürlich entzückt von Amerika und lobten dort alles: den Spiritismus, das Lynchgesetz, die Revolver und die Vagabunden. Und wenn man für eine Dreikopekensache von uns einen Dollar verlangte, so zahlten wir ihn nicht nur mit Vergnügen, sondern mit Begeisterung. Einmal, in der Eisenbahn, zog mein Nachbar aus meiner Rocktasche meine Haarbürste heraus und begann sich damit sein Haar zu striegeln. Kirilloff und ich tauschten nur einen Blick aus und stimmten sofort darin überein, daß mein Nachbar vollkommen im Recht war und seine Handlungsweise uns sehr gefiel...«

»Sonderbar, daß solche Ideen uns Russen nicht nur in den Kopf kommen, sondern von uns auch vollführt werden,« bemerkte ich.

»Papierne Menschen,« wiederholte Schatoff.

»Aber immerhin, über einen ganzen Ozean schwimmen, in ein unbekanntes Land, und wenn auch ‚um durch persönliche Erfahrung' usw. etwas kennen zu lernen – darin liegt, weiß Gott, eine gewisse Großzügigkeit... Wie sind Sie denn wieder zurückgekommen?«

»Ich schrieb an einen Menschen nach Europa und der schickte mir hundert Rubel.«

Die ganze Zeit, während der Schatoff sprach, hatte er, wie immer, zu Boden gesehen, selbst dann, wenn er erregt sprach. Jetzt aber erhob er plötzlich den Kopf.

»Wollen Sie wissen, wer dieser Mensch war?«

»Nun, wer war es denn?«

»Nikolai Stawrogin.«

Er stand plötzlich auf, trat an seinen Schreibtisch – es war

Digitized by Google

ein einfacher Tiſch aus Lindenholz – und tat, als ſuche er etwas auf ihm.

Es ging bei uns damals das dunkle, aber glaubwürdige Gerücht, Schatoffs Frau hätte mit Nikolai Stawrogin in Paris eine Zeitlang gelebt, und zwar gerade vor etwa zwei Jahren, alſo in eben der Zeit, als Schatoff in Amerika war – freilich ſchon lange nachdem ſie ihn in Genf verlaſſen hatte. »Wenn es ſich ſo verhält, was plagte ihn dann, mir jetzt dieſen Namen zu nennen und das... noch breitzutreten?« fragte ich mich.

»Ich habe ſie ihm bis heute noch nicht zurückgegeben,« ſagte er, ſich wieder zu mir wendend, und nachdem er mich kurz, aber prüfend angeſehen hatte. Dann ſetzte er ſich wieder. Und plötzlich fragte er mich ſchroff und ſchon in ganz anderem Tone:

»Sie ſind natürlich mit einer beſtimmten Abſicht zu mir gekommen; was wünſchen Sie?«

Ich erzählte ihm ſofort alles und betonte beſonders, daß ich Liſa unter allen Umſtänden helfen und das ihr gegebene Wort halten möchte. Auch beteuerte ich ihm, daß ſie ihn mit der Buchangelegenheit keineswegs habe beleidigen wollen, daß er ſie völlig mißverſtanden haben müſſe. Sein plötzlicher Aufbruch habe ſie denn auch aufrichtig betrübt.

Er hörte mich ſehr aufmerkſam an.

»Vielleicht habe ich in der Tat wieder einmal eine Dummheit gemacht... Aber wenn ſie nicht verſtanden hat, warum ich fortging – um ſo beſſer für ſie!«

Er ſtand auf, ging zur Tür, öffnete ſie und horchte hinaus.

»Sie wollen ſie ſelbſt ſehen?«

»Ja, das iſt es ja eben! Wie ließe ſich das machen?« Ich erhob mich ſchon erfreut.

Digitized by Google

»Gehen wir ganz einfach hin, solange sie noch allein ist. Lebädkin darf natürlich nicht erfahren, daß wir bei ihr gewesen sind, sonst peitscht er sie wieder. Heimlich gehe ich oft zu ihr. Gestern habe ich ihn gründlich geprügelt, als er sie wieder zu schlagen anfing.«

»Ist das wirklich wahr, daß er sie schlägt?«

»Gewiß; an den Haaren hab ich ihn von ihr fortgerissen. Er wollte sich schon mit den Fäusten auf mich stürzen, aber ich konnte ihm doch noch einen Schrecken einjagen. Dabei blieb es. Nun fürchte ich, ihm könnte das wieder einfallen, wenn er heute betrunken zurückkehrt, und dann wird er sie erst recht hauen.«

Wir gingen sogleich nach unten.

V

Die Tür zu Lebädkins war nicht verschlossen, und so traten wir ungehindert ein. Ihre ganze Wohnung bestand aus nur zwei erbärmlichen kleinen Zimmern mit verräucherten Wänden, an denen die schmutzigen Tapeten buchstäblich in Fetzen herabhingen.

Früher hatte sich in diesen Räumen Filippoffs Schenke befunden, die jetzt in das neue Haus übergeführt worden war. Die übrigen Zimmer, die früher auch noch zur Schenke gehört hatten, waren jetzt verschlossen, nur diese beiden hatte man an Lebädkin vermietet. An Möbel standen in der Wohnung ein paar einfache Holzbänke, Tische aus rohen Brettern und nur ein einziger alter Sessel mit einer abgebrochenen Armlehne. Im Hinterzimmer stand in einer Ecke ein Bett mit einer Kattundecke. Das war das Bett von Lebädkins Schwester. Der Hauptmann aber schlief einfach auf dem

Digitized by Google

Fußboden, und da er faſt immer betrunken nach Hauſe kam, nicht ſelten ſo, wie er war, in den Kleidern. Überall war Schmutz, lagen Krümchen und Fetzchen auf dem Fußboden; in der Mitte des erſten Zimmers lag ein großer, dicker, ganz naſſer Lappen, um den ſich eine richtige Pfütze gebildet hatte, und in dieſer ſtand ein alter ſchiefgetretener Schuh. Man ſah an allem, daß hier niemand etwas tat; kein Ofen wurde geheizt, kein Eſſen gekocht; ja, ſie beſaßen nicht einmal einen Sſamowar, wie Schatoff mir ausführlicher berichtete. Der Hauptmann war mit ſeiner Schweſter ohne eine Kopeke hier eingetroffen und hatte in der erſten Zeit tatſächlich, wie Liputin erzählte, ſeine Bekannten um ein paar Kopeken angebettelt. Dann aber, als er plötzlich in den Beſitz von großen Summen geriet, hatte er ſofort zu trinken angefangen und ſich ſeitdem natürlich noch weniger um den Haushalt gekümmert.

Marja Timofejewna Lebädkina, die ich ſo ſehr zu ſehen wünſchte, ſaß ruhig und lautlos im zweiten Zimmer, in einer Ecke, hinter einem einfachen Küchentiſch auf einer Bank. Auch als wir eingetreten waren, hatte ſie uns nicht angerufen, noch ſich überhaupt gerührt. Schatoff ſagte, daß ihre Flurtür nie verſchloſſen werde, und einmal ſei ſie ſogar die ganze Nacht ſperrangelweit offen geblieben. Beim ſchwachen Schein eines dünnen Lichtchens in einem eiſernen Leuchter erkannte ich ein krankhaft mageres weibliches Weſen von vielleicht dreißig Jahren, in einem dunklen alten Kattunkleide, mit langem, bloßem Halſe und dünnem, dunklem Haar, das im Nacken zu einem kleinen Knoten, von der Größe des Fäuſtchens eines zweijährigen Kindes, zuſammengedreht war. Sie ſah uns ziemlich heiter entgegen. Außer dem Licht ſtand vor ihr auf dem Tiſch ein kleiner billiger Spiegel, wie man ihn bei Bauern ſieht, lag ein altes Spiel

Digitized by Google

Karten, ein zerblättertes Liederbuch und ein kleines Weißbrot, von dem sie bereits ein- oder zweimal abgebissen hatte. Man merkte, daß sie sich gepudert und geschminkt und die Lippen mit irgend etwas rot gefärbt hatte; ja, selbst die Brauen, die ohnehin schon lang, fein gezeichnet und dunkel zu sein schienen, hatte sie noch gestrichen, — aber auf ihrer schmalen und hohen Stirn sah man trotz des Puders drei lange, tiefe Falten. Ich wußte schon, daß sie hinkte, doch diesmal stand sie während unserer Anwesenheit nicht auf, so sah ich sie auch nicht gehen. Irgend einmal, vielleicht in der ersten Jugend, konnte dieses abgezehrte Gesicht vielleicht nicht unschön gewesen sein; aber ihre stillen, freundlichen grauen Augen fielen auch jetzt noch auf. Etwas Träumerisches und Inniges lag in ihrem stillen, fast frohen Blick. Diese stille, ruhige Freude, die sich auch in ihrem Lächeln ausdrückte, wunderte mich nach allem, was ich von der Kosakenpeitsche und allen Niederträchtigkeiten ihres Bruders gehört hatte. Sonderbar, daß ich dieses Mal statt des drückenden und bangen Widerwillens, den man sonst stets in der Gegenwart solcher von Gott gezeichneten Geschöpfe empfindet, — daß es mir diesmal, und fast vom ersten Augenblick an, geradezu angenehm war, sie zu betrachten und zu beobachten, und höchstens Mitleid, doch keine Spur von Abscheu, bemächtigte sich meiner später.

»Sehen Sie, so sitzt sie hier ganze Tage mutterseelenallein und rührt sich nicht, legt Karten oder betrachtet sich im Spiegelchen,« sagte Schatoff noch an der Tür zu mir. »Er gibt ihr ja auch nichts zu essen. Die Alte aus dem Nebenhause, die Kirilloff bedient, bringt ihr zuweilen etwas aus bloßem Erbarmen. Wie man sie nur so mit dem Licht allein lassen kann!«

Digitized by Google

Schatoff ſagte das zu meiner Verwunderung ganz laut, als ob wir allein im Zimmer wären.

»Guten Tag, Schatuſchka!« begrüßte ihn plötzlich Marja Timofejewna.

»Ich habe dir, Marja Timofejewna, einen Gaſt gebracht,« erwiderte Schatoff.

»Gut, der Gaſt ſoll mir willkommen ſein. Ich weiß nicht, wen du da mitgebracht haſt, ich glaube aber, ſolch einen habe ich noch nie geſehen.« Dabei ſah ſie mich, über das Licht hinweg, aufmerkſam an. Gleich darauf wandte ſie ſich jedoch wieder zu Schatoff, und zu dieſem allein ſprach ſie dann auch die ganze Zeit (mich aber beachtete ſie weiter überhaupt nicht mehr, ganz als wäre ich gar nicht anweſend).

»Es wurde dir wohl langweilig, da oben im Dachkämmerlein einſam umherzugehen?« fragte ſie lachend. Da ſah ich, daß ſie ſehr ſchöne Zähne hatte.

»Auch das, aber vor allem wollte ich dich wieder einmal beſuchen.«

Schatoff zog eine Bank an den Tiſch, ſetzte ſich und wies auch mir einen Platz neben ſich an.

»Unterhaltung habe ich immer gern, nur biſt du ſo drollig, Schatuſchka, biſt ganz wie ein Mönch! Wann haſt du dich zum letztenmal gekämmt? Komm her, ich werde es wohl wieder tun müſſen« – und ſie zog aus ihrer Kleidertaſche einen Kamm. »Du haſt wohl ſeit dem letzten Mal, als ich dich kämmte, dein Haar überhaupt nicht mehr angerührt.«

»Ja, wie ſoll ich denn? Ich habe doch keinen Kamm,« ſagte auch Schatoff heiter.

»Wirklich nicht? Warte mal, dann werde ich dir meinen ſchenken, nicht dieſen, einen andern... nur mußt du mich daran erinnern.«

Digitized by Google

Und mit dem ernſthafteſten Geſicht machte ſie ſich daran, ihn zu kämmen, zog ihm ſogar auf der Seite einen Scheitel, bog ſich dann zurück, um zu ſehen, ob er gut geraten war – und ſteckte ſchließlich den Kamm wieder in die Taſche.

»Weißt du was, Schatuſchka?« ſagte ſie und ſchüttelte dabei den Kopf, »du biſt doch ein vernünftiger Menſch und trotzdem grämſt du dich. Es wird mir ganz ſonderbar, wenn ich euch alle ſo ſehe: ich verſtehe nicht, wie können Menſchen ſich grämen und immer traurig ſein? Sehnſucht iſt doch nicht Traurigkeit. Mir iſt immer froh zu Mut.«

»Auch mit dem Bruder?«

»Du meinſt Lebädkin? Ach, der iſt mein Knecht. Mir iſt es ganz gleich, ob er hier iſt oder nicht. Ich befehle nur: ‚Lebädkin, bring mir Waſſer, Lebädkin, gib mir die Stiefel,‘ und er läuft ſchon. Zuweilen ſündige ich wohl auch und lache über ihn.«

»Und genau ſo iſt es,« ſagte Schatoff zu mir gewandt, und zwar wieder mit lauter Stimme, ohne ſich zu genieren. »Sie behandelt ihn tatſächlich wie ihren Diener, ich habe es ſelbſt gehört, wie ſie ihm zuruft: ‚Lebädkin, bring mir Waſſer,‘ und dabei lacht ſie. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß er nicht nach dem Waſſer läuft, ſondern ſie dafür prügelt, – und trotzdem fürchtet ſie ihn tatſächlich nicht im geringſten. Sie hat immer ihre nervöſen Anfälle, faſt täglich, die wirken natürlich auf ihr Gedächtnis, ſo daß ſie alles vergißt und verwechſelt. Glauben Sie, daß ſie noch weiß, wann und wie wir hereingekommen ſind? Übrigens, vielleicht weiß ſie's doch noch, jedenfalls aber hat ſie es ſich auf ihre Art umgedichtet und hält uns wohl jetzt für Gott weiß was, nur nicht für das, was wir ſind – obſchon ſie dabei ganz genau weiß, daß ich ‚Schatuſchka‘ bin. Das

Digitized by Google

macht auch nichts, daß ich jetzt laut spreche, ja selbst wenn ich zu ihr spreche, stört das sie nicht mehr, sobald sie einmal mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt ist. Sie ist eine große Träumerin, acht Stunden, zuweilen den ganzen Tag sitzt sie auf demselben Fleck, ohne sich zu rühren. Sehen Sie das Weißbrot da: angebissen hat sie es vielleicht heute früh, aufessen wird sie es vielleicht erst morgen. Da legt sie auch schon wieder Karten aus...«

»Rate ich doch aus den Karten und rate, Schatuschka, aber immer kommt es so wie nicht richtig heraus,« sagte plötzlich Marja Timofejewna, die das letzte Wort Schatoffs wohl gehört hatte, und ohne aufzusehen streckte sie die linke Hand mechanisch nach dem Weißbrot aus (auch das vom Brot mochte sie gehört haben).

Die Hand fand auch schließlich das Brötchen, doch sie selbst ließ sich von neuen Gedanken wieder gefangennehmen, und nachdem sie das Brötchen eine Weile in der linken Hand gehalten hatte, legte sie es mechanisch wieder zurück, ohne es zum Munde geführt zu haben.

»Es ist immer dasselbe: ein Weg, ein böser Mann, ein Sterbebett, ein Brief irgendwoher, eine unvorhergesehene Nachricht, Trug und Hinterlist. Ach – alles Lügen, denke ich! – Was meinst du dazu, Schatuschka? Wenn Menschen lügen, warum sollen dann nicht auch Karten lügen?« und sie mischte plötzlich die Karten durcheinander. »Dasselbe habe ich auch einmal der Mutter Praskowja gesagt... das war eine ehrwürdige alte Frau. Immer kam sie zu mir in die Zelle, um sich von mir die Karten legen zu lassen, aber heimlich, daß die Mutter-Äbtissin es nicht sah. Und nicht sie allein kam zu mir. Sie seufzen und stöhnen dann immer, schütteln alle die Köpfe, raten hin und her und denken und bereiten

Digitized by Google

ſich auf etwas Großes vor – ich aber lache. ‚Woher wollen Sie denn plötzlich einen Brief bekommen, Mutter Praskowja,‘ ſage ich, ‚wenn zwölf Jahre keiner gekommen iſt?‘ Ihre Tochter aber hat der Mann irgendwohin nach der Türkei gebracht und zwölf Jahre hat ſie von ihr kein Lebenszeichen erhalten. Und wie ich gerade ſo am nächſten Abend beim Tee ſitze, bei der Äbtiſſin – aus fürſtlichem Hauſe war ſie bei uns – ſitzt da bei ihr noch eine angereiſte Dame und auch noch ein Mönchlein aus dem Kloſter vom Berge Athos, ſo ein drolliger, kleiner Menſch. Was glaubſt du wohl, Schatuſchka, dieſer ſelbe Mönch hat am ſelben Morgen der Mutter Praskowja von der Tochter aus der Türkei einen Brief gebracht – da haſt du den Karo-Buben, die unvorhergeſehene Nachricht! Wir trinken alſo Tee und der Mönch vom Berge Athos ſagt zu der Mutter-Äbtiſſin: ‚Und vor allem,‘ ſagt er, ‚ehrwürdige Mutter-Äbtiſſin, hat der Herr Euer Kloſter geſegnet, ſeitdem es einen ſo koſtbaren Schatz in ſeinem Schoße birgt,‘ ſagt er. ‚Was für einen Schatz?‘ fragt die Mutter-Äbtiſſin. ‚Nun, die heilige Liſaweta doch!‘ ſagt er. Dieſe Liſaweta war nämlich bei uns in einer Zelle in der Kloſtermauer eingemauert, wie in einem Käfig, und der war nur einen Faden lang und anderthalb Faden hoch, und da ſitzt ſie ſchon ſiebzehn Jahre lang hinter einem eiſernen Gitter, Winter und Sommer nur in einem hanfleinenen Hemde, und ſticht immer mit einem Strohhälmchen oder einem Reiſigſtückchen in die Leinwand und ſpricht kein Wort und kämmt ſich nicht und wäſcht ſich nicht all dieſe ſiebzehn Jahre. Im Winter, wenn es kalt wird, ſteckt man ihr ein Pelzchen zu und täglich ein Käſtchen mit Brot und einen Krug mit Waſſer. ‚Wahrlich, ein ſchöner Schatz,‘ ſagt die Mutter-Äbtiſſin (hat ſich geärgert – ſie konnte die Liſaweta nicht leiden). ‚Liſaweta,‘

Digitized by Google

ſagt ſie, ‚ſitzt nur aus Bosheit und Eigenſinn, und alles das iſt Verſtellung.‘ Mir gefiel das nicht, was ſie ſagte, denn ich wollte mich auch ſo einſchließen laſſen. ‚Ich glaube,‘ ſage ich, ‚Gott und die Natur iſt alles eins.‘ Alle rufen ſie da, wie aus einem Munde: ‚Hört doch, hört!‘ Die Äbtiſſin lachte und fing mit der Dame zu tuſcheln an, ich weiß nicht worüber, und rief mich nachher zu ſich, ſtreichelte mich, und die Dame ſchenkte mir ein roſa Bändchen – willſt du, ich zeige es dir? Und das Mönchlein fing gleich an, mich zu belehren und ſprach freundlich und demütig zu mir und wohl auch mit viel Verſtand. Ich ſitze und höre zu. ‚Haſt du verſtanden?‘ fragte er mich dann. ‚Nein,‘ ſage ich, ‚ich habe gar nichts verſtanden und laſſen Sie mich lieber in meiner Ruh‘, ſage ich – und ſeit der Zeit haben ſie mich auch ganz in meiner Ruh gelaſſen, Schatuſchka. Aber wenn ich dann aus der Kirche kam, flüſterte mir unſere Greiſin, eine alte, alte Nonne zu – die büßte bei uns für ihre Weisſagungen –: ‚Was iſt das, die Mutter Gottes, wie dünkt es dich?‘ – ‚Die große Mutter,‘ antwortete ich, ‚das iſt die große Hoffnung, die ewige Zuverſicht des Menſchengeſchlechts.‘ – ‚Ganz recht,‘ ſagt ſie, ‚die Mutter Gottes – das iſt die große Mutter, unſere fruchtbare Erde, und wahrlich ich ſage dir, eine große Freude liegt in ihr für den Menſchen. Und jedes Erdenleid und jede Erdenträne iſt uns eine Freude. Und wenn du mit deinen Tränen die dunkle Erde unter dir tränkſt, einen halben Meter tief, ſo wird dir wahrlich zur ſelbigen Stunde noch alles zur Freude gereichen. Und gar keinen, gar keinen Kummer wirſt du mehr haben,‘ ſagt ſie, ‚denn ſieh,‘ ſagt ſie, ‚eine ſolche Weisſagung gibt es.‘ Das konnte ich nie mehr vergeſſen. Seit der Zeit begann ich zu beten, ich beugte mich zur Erde und küßte die Erde und weinte. Und ſieh, ich

Digitized by Google

ſage dir, Schatuſchka, es iſt nichts Schlechtes in dieſen Tränen, und wenn du auch gar kein Leid haſt, du wirſt die Tränen vor lauter Freude weinen. Die Tränen weinen ſich ſelbſt. Zuweilen ging ich zum See, an das Ufer: auf der einen Seite vom See ſtand unſer Kloſter und auf der anderen unſer ſpitzer Berg, wir nannten ihn denn auch einfach den Spitzberg. Und ſo ſteige ich denn auf dieſen Berg und wende mich mit dem Geſicht nach Oſten und falle auf die Erde nieder und weine und weine, und weiß nicht, wie lange ich weine, und habe dann alles vergeſſen und ich weiß gar nichts mehr. Dann ſtehe ich auf und wende mich zurück, und die Sonne geht unter ſo groß, und es iſt eine Pracht und Herrlichkeit – liebſt du's auch, ſo die Sonne zu ſehen, Schatuſchka? Schön iſt es, aber traurig... Und ich wende mich wieder zurück nach Oſten, und der Schatten, der Schatten von unſerem Berge läuft ſchmal und lang wie ein Zeiger über den See, eine Werſt weit oder noch weiter – bis zur Inſel im See, und teilt dieſe ſteinige Inſel, wie ſie da iſt, gerade in zwei Hälften. Und wie er ſie ſo teilt, da geht auch die Sonne ganz unter und alles erliſcht plötzlich. Und dann kommt wieder die Sehnſucht ſo über mich, und plötzlich kommt auch die Erinnerung wieder, und ich fürchte die Dunkelheit, Schatuſchka. Und immer mehr weine ich dann um mein kleines Kind...«

»Haſt du denn eines gehabt?« fragte Schatoff, der ihr die ganze Zeit aufmerkſam zugehört hatte, und ſtieß mich leicht mit dem Ellenbogen an.

»Wie denn nicht! Ein kleines, roſiges, mit ſo winzigen Fingerchen, und all mein Leid iſt nur, daß ich nicht mehr weiß, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war. Zuweilen erinnere ich mich deſſen, daß es ein Knabe war, und zuweilen

Digitized by Google

ſcheint es mir wieder, daß es ein Mädchen war. Als ich es damals gebar, da wickelte ich es gleich in Batiſt und Spitzen und band es mit roſa Bändchen zu und bettete es auf Blumen und ſprach ein Gebet über ihm und trug das Ungetaufte und trage es durch den Wald und fürchte mich im Walde, denn ich habe Angſt und weine, und am meiſten weine ich darüber, daß ich geboren habe und doch den Mann nicht kenne.«

»Vielleicht kannteſt du ihn doch?« fragte Schatoff vorſichtig.

»Drollig biſt du doch, Schatuſchka, mit deiner Vernunft. Vielleicht, vielleicht hatte ich ihn auch ... aber was liegt daran, wenn es doch ebenſo iſt, als wenn ich ihn nicht gehabt hätte? Da haſt du nun ein unſchweres Rätſel, nun rat einmal!« ſagte ſie lächelnd.

»Wohin haſt du denn das Kind getragen?«

»In den Teich hab ich's getragen,« ſeufzte ſie.

Schatoff berührte mich wieder mit dem Ellenbogen.

»Aber was dann, wenn du das Kind überhaupt nicht gehabt haſt und alles bei dir nur Phantaſie iſt?«

»Eine ſchwere Frage gibſt du mir auf, Schatuſchka,« ſagte ſie grübelnd und ohne jegliche Verwunderung über die Frage. »Ich kann dir aber hierauf gar nichts ſagen, vielleicht habe ich auch keines gehabt. Mir ſcheint, daß du nur aus Neugier ſo fragſt; aber ich werde deshalb nicht aufhören, um mein Kind zu weinen, ich habe es doch nicht im Traum geſehen?« Große Tränen erglänzten in ihren Augen. »Schatuſchka, Schatuſchka, iſt es wahr, daß deine Frau von dir fortgelaufen iſt?« fragte ſie plötzlich, legte ihm beide Hände auf die Schultern und blickte ihn mitleidig an. »Aber du ärgere dich nicht, mir iſt ja dabei auch weh. Weißt du, Schatuſchka, was

Digitized by Google

für einen Traum ich gehabt habe – er kommt wieder zu mir und lockt mich: ‚Kätzchen,‘ sagte er, ‚mein Kätzchen, komm her zu mir!‘ Sieh, über das ‚Kätzchen‘ freute ich mich am meisten: er liebt mich, dachte ich.«

»Vielleicht kommt er auch bald in Wirklichkeit,« murmelte Schatoff halblaut.

»Nein, Schatuschka, das ist schon ein Traum... er kann nicht in Wirklichkeit kommen. Kennst du das Lied:

Ich brauche nicht dein neues, hohes Schloß!
Hier in dieser Zelle will ich bleiben,
Leben und beten,
Beten zu Gott — für dich ...

»Ach, Schatuschka, mein Liebling, warum fragst du mich denn nie etwas?«

»Du wirst ja doch nichts sagen, darum frage ich auch lieber gar nicht.«

»Nein, nein, ich sage nichts und wenn du mich auch totschlügest!« beteuerte sie schnell. »Verbrenne mich lebendig, ich sage nichts! Und wie es auch schmerzte, nichts werde ich sagen, nichts werden die Menschen erfahren!«

»Nun, siehst du, jeder hat das Seine,« sagte Schatoff noch leiser, und senkte noch tiefer den Kopf.

»Aber wenn du mich bätest, vielleicht würde ich es dir dann doch sagen... vielleicht würde ich es dir dann doch sagen!« flüsterte sie wie verzückt. »Warum bittest du mich nicht? Bitt' mich, bitt' mich ordentlich, Schatuschka, vielleicht werde ich's dir dann sagen. Flehe mich an, Schatuschka, bitte und beschwöre mich, damit ich dann selbst einwillige... Schatuschka, Schatuschka!«

Aber Schatuschka schwieg. Eine Minute lang schwiegen wir alle. Langsam flossen die Tränen über ihre gepuderten

Digitized by Google

Wangen. Die Hände hielt ſie immer noch auf ſeinen Schultern, ſie hatte ſie vergeſſen, aber ſie ſah ihn nicht mehr an.

»Eh, was geht das mich an, wäre auch Sünde,« ſagte Schatoff plötzlich und erhob ſich von der Bank. »Stehen Sie auf!« Er zog ärgerlich die Bank fort und ſchob ſie auf ihren Platz zurück:

»Damit er nichts merkt, wenn er kommt. Wir müſſen jetzt gehn.«

»Ach, du ſprichſt wieder von meinem Diener!« lachte Marja Timofejewna auf. »Haſt Angſt! Nun, dann lebt wohl, meine lieben Gäſte, aber hör, nur noch einen Augenblick, was ich dir ſagen will! Neulich kam dieſer Nilytſch her, mit Filippoff, dem Hauswirt, dem Rotkopf, weißt du, gerade als meiner auf mich losſchlug. Wie ihn der Hauswirt da packt und durchs Zimmer ſchleift, ſchreit er: ‚Bin nicht ſchuld, bin nicht ſchuld, muß für fremde Schulden dulden!‘ Glaubſt du wohl, wir haben alle ſo darüber gelacht...«

»Aber das war doch ich,« ſagte Schatoff, »ich zog ihn doch geſtern an den Haaren von dir fort. Der Hauswirt dagegen war vor drei Tagen nur hergekommen, um ſich mit euch zu ſchimpfen,... haſt wohl wieder alles verwechſelt?«

»Wart einmal, ja, ich habe es wirklich verwechſelt, vielleicht warſt du es. Aber wozu über ſolche Nebenſachen ſtreiten, iſt es nicht einerlei, wer ihn fortriß?« lachte ſie.

»Gehen wir, ſchnell!« Schatoff zog mich am Ärmel, »die Pforte knarrt: trifft er uns bei ihr, ſo wird er ſie wieder ſchlagen.«

Kaum waren wir die Treppe hinaufgelaufen, als wir auch ſchon betrunkenes Geſchimpfe hörten. Schatoff zog mich in ſein Zimmer und verſchloß die Tür.

»Sie werden einen Augenblick hier ſitzen müſſen, wenn

Digitized by Google

Sie keine Geſchichten mit ihm haben wollen. Hören Sie? Er quiekt wie ein Ferkel, iſt wohl wieder über die Schwelle geſtolpert – faſt jedesmal fällt er lang hin.«

Aber ohne »Geſchichten« ging es einſtweilen doch nicht ab.

VI

Schatoff ſtand an der Tür und horchte hinaus. Plötzlich ſprang er zurück.

»Er kommt herauf, das wußte ich ja!« rief er wütend mir leiſe zu. »Jetzt haben wir ihn bis Mitternacht auf dem Halſe!«

Ein paar ſtarke Fauſtſchläge an die Tür kündeten Lebädkin an.

»Schatoff!... Schaa–toff, mach auf!« brüllte der Betrunkene. »Schatoff, Freund...« Und plötzlich ſang er los – die bekannte Romanze –:

»‚Kam zu dir mit einem Gruß,
Um zu künden, daß der Mo—o—orgenſtrahl
Glühend ... be—ebend ... ſeinen erſten Kuß
Von den Wipfeln dieſer Wä—e—elder ſtahl!
Laß dir künden vom Erwachen ...‘

Kchá – hm! zum Teufel!« räuſperte er ſich –

»‚Vom Erwachen unter Zwei—e—eigen ...

Haha! klingt ja faſt wie unter Ruten! Nein, lieber von was anderem!...

‚Jeder Vogel — hat mal Durſt!
Weißt du auch, was ich trinke?
Trinke, ja, trinke?
Weiß ich doch ... ſelber es nicht ...
Was ich ... was ich ...‘

Digitized by Google

Hm!... Hol' sie der Teufel, diese dumme Neugier! Schatoff, begreifst du auch, wie schön es auf Erden zu leben ist!«

»Antworten Sie nicht!« flüsterte mir Schatoff zu.

»Hör', mach doch auf!... Begreifst du auch, daß es etwas Höheres gibt, als Raufereien unter... der Menschheit?... Es gibt, weißt du, es gibt Augenblicke im Leben eines edlen Menschen... Schatoff, ich bin gut, ich verzeihe dir alles... Nur, weißt du, mach doch auf!... Schatoff, höre – zum Teufel mit den Proklamationen! – Wie?«

Schweigen.

»Begreifst du auch, Esel, daß ich verliebt bin! Ich habe mir einen Frack gekauft, sieh, einen Frack der Liebe für die Liebe, – fünfzehn Silberrubel! Eines Hauptmannes Liebe verlangt eben gesellschaftlichen Anstand ... Mach auf!« brüllte er plötzlich wie ein wildes Tier und begann von neuem, in toller Wut mit den Fäusten an die Tür zu donnern.

»Scher' dich zum Teufel!« schrie nun auch Schatoff.

»S–s–s–kla–a–ve! Leibeigener Skla–ve, und deine Schwester ist auch eine Skla–a–vin... eine Die–bin!«

»Und du hast deine Schwester verkauft!«

»Du lügst! Ich dulde aus Edelmut, während ich... Mit einer einzigen Erklärung könnte ich... Begreifst du auch, wer sie eigentlich ist?«

»Nun, wer denn?« Schatoff trat neugierig an die Tür.

»Wirst du es aber auch begreifen?«

»Werd schon begreifen, wenn du es nur sagst – nun, wer ist sie denn?«

»Ich habe den Mut, es zu sagen! Ich habe immer den Mut, dem Publikum alles zu sagen!«

»Scheint doch nicht,« neckte ihn Schatoff geflissentlich und nickte mir zu, jetzt nur gut aufzumerken.

Digitized by Google

»Was, du meinſt, ich wa–age es nicht?«

»Natürlich wagſt du es nicht.«

»Wie, ich wa–a–ge es nicht?«

»So ſag's doch, wenn du die herrſchaftlichen Ruten nicht fürchteſt... Biſt doch ein Feigling – und willſt ein Hauptmann ſein!«

»Ich... ich... ſie... ſie iſt...« ſtotterte Lebädkin.

»Nun?« Schatoff legte das Ohr ans Schlüſſelloch.

Ein Schweigen entſtand und dauerte mindeſtens eine halbe Minute an.

»Du Sch–ſch–u–uft!« ertönte es endlich hinter der Tür, und der Hauptmann ſtolperte ſo ſchnell wie er nur konnte und keuchend wie ein Samowar die Treppe hinunter, wobei jede Stufe unter ſeinem Gewicht knarrte.

»Nein, er iſt ſchlau, ſelbſt in der Betrunkenheit wird er ſich nicht verraten.« Schatoff kam langſam von der Tür zurück.

»Aber was ſoll denn das alles bedeuten?« fragte ich.

Schatoff winkte nur mit der Hand, ging wieder zur Tür, öffnete ſie und begann nach unten zu lauſchen. Lange horchte er, ging ſogar ein paar Stufen hinab... endlich kam er wieder zurück.

»Es iſt nichts zu hören, hat ſie alſo nicht geprügelt, wird wohl gleich eingeſchlafen ſein. Es iſt Zeit, Sie müſſen nach Hauſe gehen.«

»Hören Sie, Schatoff, was ſoll ich aus all dem ſchließen?«

»Eh, ſchließen Sie daraus, was Sie wollen!« antwortete er mit müder und ſchlecht gelaunter Stimme und ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch.

Ich ging. Ein unerhörter Gedanke bemächtigte ſich meiner mehr und mehr. Mit Sorge dachte ich an den nächſten Tag.

Digitized by Google

VII

Dieser nächste Tag – der Sonntag, an dem Stepan Trofimowitschs Schicksal sich unwiderruflich entscheiden sollte – war einer der denkwürdigsten Tage meiner Geschichte, war ein Tag der Überraschungen, an dem Altes seine Lösung fand und Neues sich knüpfte, ein Tag greller Erklärungen und – noch schlimmerer Verwirrung.

Wie ich schon erzählt habe, mußte ich meinen Freund am Morgen zu Warwara Petrowna begleiten, und um drei Uhr sollte ich dann bei Lisaweta Nikolajewna sein, um ihr zu erzählen... ja, ich wußte selbst nicht, was! und ihr zu verhelfen – wozu? das wußte ich ebensowenig. Und nun fand plötzlich alles eine Lösung, die weder ich noch sonst jemand erwartet hatte... Kurz, es war ein Tag seltsam zusammentreffender Zufälle.

Er begann damit, daß wir, Stepan Trofimowitsch und ich, als wir um elf bei Warwara Petrowna erschienen, sie nicht zu Hause antrafen: sie war noch nicht aus der Kirche zurückgekehrt. Mein armer Freund war aber dermaßen nervös oder innerlich erregt, daß schon dieser eine Umstand ihn sofort gleichsam vernichtete, und völlig erschöpft sank er im Empfangssalon auf einen Sessel. Ich bot ihm ein Glas Wasser an, doch trotz seines bleichen Gesichts und seiner zitternden Hände lehnte er es mit Würde ab. Übrigens möchte ich hier bemerken, daß er diesmal mit geradezu erlesener Eleganz gekleidet war: er trug die feinste Batistwäsche, die weiße Halsbinde war meisterhaft geschlungen, hielt in der einen Hand einen neuen Hut und strohfarbene Handschuhe, und zu all dem kam noch ein leiser, ganz leiser Parfümduft.

Kaum hatten wir uns gesetzt, als Schatoff, vom Diener

Digitized by Google

geführt, eintrat. Warwara Petrowna hatte offenbar auch ihn um diese Zeit zu sich gebeten. Stepan Trofimowitsch erhob sich schon, um ihm die Hand zu reichen, doch Schatoff, der zunächst aufmerksam zu uns herübersah, wandte sich plötzlich zur Seite und setzte sich auf einen Stuhl an der Wand, ohne uns auch nur mit dem Kopf zuzunicken. Mein armer Freund sah mich wieder ganz erschrocken an.

So saßen wir noch eine ganze Weile in tiefstem Schweigen. Stepan Trofimowitsch begann zwar einmal mir irgend etwas zuzuflüstern, doch da er wahrscheinlich selbst nicht recht wußte, was er sagen wollte, so verstummte er bald wieder. Nach einiger Zeit kam der Diener noch einmal herein, um irgend etwas auf dem Tisch zu ordnen; oder richtiger – um nach uns zu sehen. Da wandte sich plötzlich Schatoff an ihn und fragte laut:

»Alexei Jegorytsch, ist Darja Pawlowna gleichfalls zur Kirche gefahren?«

»Nein, Warwara Petrowna geruhten allein zum Gottesdienst zu fahren, Darja Pawlowna aber sind zu Hause geblieben, sie fühlten sich nicht ganz wohl,« meldete Alexei Jegorytsch mit Anstand.

Mein armer Freund warf mir hierauf wieder einen erregten Blick zu, so daß ich mich schon geärgert von ihm abwenden wollte. Da ertönte draußen das Rollen einer Equipage, die vorfuhr, und ein gewisses fernes Hinundher im Hause kündete uns an, daß die Herrin zurückgekehrt war. Wir standen auf. Schritte näherten sich. Aber was war das? Wir hörten Schritte von mehreren Personen. War denn Warwara Petrowna nicht allein zurückgekehrt? Das war doch etwas sonderbar, da sie selbst uns zu dieser Stunde und zu diesem besonderen Zweck zu sich gebeten hatte. Schließlich

Digitized by Google

vernahmen wir seltsam schnelle Schritte, fast ein Eilen, so aber pflegte Warwara Petrowna sonst doch nicht zu gehen. Und plötzlich flog die Türe auf und tatsächlich – Warwara Petrowna erschien, atemlos und in ungewöhnlicher Erregung. Hinter ihr aber kam, langsamer, leiser, Lisaweta Nikolajewna, und die führte an der Hand – Marja Timofejewna Lebädkina! Hätte ich das im Traum gesehen, so hätte ich selbst dann meinen Augen nicht getraut.

Was war geschehen?

Nun muß ich um etwa eine Stunde zurückgreifen und erzählen, was sich inzwischen in der Kirche zugetragen hatte.

An eben diesem Sonntage war der Adel und die ganze Gesellschaft der Stadt fast vollzählig zum Morgengottesdienst erschienen. Man wußte, daß die neue Gouverneurin zum erstenmal nach ihrer Ankunft bei uns in die Kirche gehen werde. Es hatte sich schon herumgesprochen, daß sie eine Freidenkerin sei und die »neuesten Anschauungen« teile. Und überdies wußten schon alle Damen, daß sie in einer prächtigen, sehr eleganten Toilette erscheinen werde, weshalb sich denn alle gleichfalls auf das sorgfältigste geputzt hatten. Nur Warwara Petrowna war wieder schlicht und ganz in Schwarz erschienen, genau so, wie sie sich in den letzten vier Jahren immer kleidete. Während des Gottesdienstes stand sie auf ihrem alten Platz, links, in der ersten Reihe, und vor ihr hatte ihr Diener in Livree ein Samtkissen hingelegt, kurz, alles war so, wie es immer gewesen war. Manche Leute wollten zwar bemerkt haben, daß Warwara Petrowna an diesem Morgen ganz besonders lange und inbrünstig gebetet habe; ja, später, als man sich alles wieder vergegenwärtigte, versicherte man sogar, sie habe Tränen in den Augen gehabt. Die Messe war schließlich zu Ende und

Digitized by Google

unser Oberpriester, der Vater Pawel, trat aus der Sakristei, um eine feierliche Predigt zu halten. Seine Predigten wurden bei uns sehr geschätzt und man hatte ihm schon oft zugeredet, sie doch drucken zu lassen, wozu er sich aber nie entschließen konnte. An diesem Sonntage nun fiel die Predigt jedoch besonders lang aus.

Da kam, nachdem die Predigt schon begonnen hatte, noch eine Dame in einer leichten Mietdroschke angefahren, in einem von jenen altmodischen Vehikeln, auf denen Herren rittlings, Damen nur seitlich sitzen konnten, weshalb sie sich an dem Gürtel des Kutschers festhalten mußten, da sie bei jedem Stoß des Wagens wie ein Wiesengräschen im Winde schaukelten. Diese Droschken gibt es auch heute noch in unserer Stadt. Der Kutscher hielt an der Kirchenecke, da er wegen der vielen Equipagen und sogar Gendarmen vor dem Portal nicht weiterzufahren wagte. Die Dame sprang ab und gab dem Kutscher vier Kopeken.

»Was, ist es zu wenig, Wanjá?«* fragte sie erschrocken, als sie sah, daß der Kutscher ein Gesicht schnitt. »Das ist aber alles, was ich habe,« fügte sie traurig hinzu.

»Nun, schon gut... hab nicht an Verdienst gedacht...« Der Wanjka winkte mit der Hand und sah sie an, als dächte er: »Wäre ja auch Sünde, dich zu kränken...«

Er steckte seinen Lederbeutel unter die Bluse und fuhr, begleitet vom Spott der anderen wartenden Kutscher, wieder davon. Spötteleien und Verwunderung begleiteten auch die Dame, so lange sie sich durch die Volksmenge und die wartenden Diener bis zur Kirchentür drängte. Aber es war auch wirklich etwas Ungewöhnliches und Überraschendes in dem

* Volkstümliche Anrede der Droschkenkutscher. E. K. R.

Digitized by Google

Erſcheinen einer ſolchen Perſon, ſo plötzlich irgendwoher und am Sonntagmorgen mitten unter dem Volk.

Sie war krankhaft mager und hinkte; ihr Geſicht war ſtark gepudert und geſchminkt und der lange Hals war unbedeckt. Sie hatte weder ein Tuch noch einen Überwurf, war nur in einem alten dunklen Kattunkleide, trotz des kühlen, windigen, wenn auch ſonnigen Septembertages. Ihr Kopf war gleichfalls unbedeckt und in den kleinen Haarknoten im Nacken hatte ſie an der rechten Seite eine Roſe aus Seidenpapier geſteckt, eine von ſolchen, mit denen die Oſtercherubim geſchmückt werden. So einen Oſtercherub in einem Kranz aus Papierroſen hatte ich gerade am Abend vorher unter den Heiligenbildern bemerkt, als ich bei Marja Timofejewna ſaß. Hinzu kam, daß die Dame, wenn auch mit niedergeſchlagenen Augen, doch mit einem beinahe mehr als heiteren, faſt verſchmitzten Lächeln durch das Volk ging. Vielleicht hätte man ſie, wenn ſie noch einen Augenblick länger in der Menge geblieben wäre, überhaupt nicht in die Kirche eintreten laſſen. So aber gelang es ihr noch, durch das Portal zu ſchlüpfen, und unauffällig ſchob ſie ſich dann weiter nach vorn.

Obgleich die Predigt noch nicht zu Ende war und die ganze Kirche andächtig zuhörte, wandten ſich manche Augen doch intereſſiert und verwundert heimlich der Neueingetretenen zu. Dieſe kniete zunächſt nieder, beugte ihr gepudertes Geſicht auf den Fußboden, und berührte ihn mit der Stirn; ſo kniete ſie lange, und wie es ſchien, weinte ſie; nachdem ſie ſich aber wieder aufgerichtet und von den Knien erhoben hatte, begann ſie alsbald faſt heiter und mit ſichtlichem Vergnügen die Menſchen und die Kirchenwände zu betrachten. Einzelne Damen ſchienen ſie beſonders zu intereſſieren, und ſie ſtellte ſich ſogar auf die Fußſpitzen, um beſſer ſehen zu können, und

Digitized by Google

zweimal kicherte sie dabei ganz eigentümlich. Doch schließlich erreichte auch die Predigt ihr Ende und man trug das Kreuz vor den Altar. Die Gouverneurin trat sofort vor, doch schon nach ein paar Schritten blieb sie stehen, um Warwara Petrowna den Vortritt zu geben, die gleichfalls gerade auf das Kreuz zuschritt und dabei tat, als sei ihr niemand im Wege. Die ungewöhnliche Bescheidenheit der Gouverneurin sollte natürlich ein feiner Stich für Warwara Petrowna sein – so faßten es wenigstens die Damen der Gesellschaft auf. Auch Warwara Petrowna hatte den Stich wohl verstanden, übersah ihn jedoch und küßte mit unerschütterlicher Vornehmheit das Kreuz, worauf sie dann sofort dem Ausgange der Kirche zuschritt. Ihr Diener in Livree bemühte sich ganz unnützerweise, einen Weg durch die Anwesenden zu bahnen, da alle schon von selbst höflich vor ihr zur Seite traten. Da geschah es aber, daß in der Vorhalle, wo das Volk dicht gedrängt stand, Warwara Petrowna dennoch einen Augenblick stehen bleiben und warten mußte. Und hier nun drängte sich plötzlich das sonderbare Geschöpf, mit der Papierrose im Haar, durch das Volk zu ihr hin – und fiel vor ihr auf die Knie. Warwara Petrowna, die man nicht leicht erschrecken konnte, besonders nicht in der Öffentlichkeit, sah ruhig, streng und erhaben auf die Kniende herab.

Ich muß hier bemerken, daß Warwara Petrowna, wenn sie auch sparsamer, ja, wie manche behaupteten, sogar ein bißchen geizig geworden war, zu wohltätigen Zwecken doch immer noch viel Geld ausgab. Noch vor einem Jahr, als in einzelnen Gegenden unseres Gouvernements Hungersnot herrschte, hatte sie an das Hilfskomitee fünfhundert Rubel gesandt. Und schließlich hatte sie noch in der letzten Zeit, kurz vor der Ernennung des neuen Gouverneurs, bereits *ein*

Digitized by Google

Damenkomitee zuſtandegebracht, das den ärmſten Wöchnerinnen in der Stadt und im Gouvernement Unterſtützungen zukommen laſſen ſollte. Man warf ihr bei uns Ehrgeiz vor, doch ihr feſter, ausdauernder Wille hatte die Hinderniſſe faſt ſchon beſeitigt, das Komitee war bereits ſo gut wie gegründet, und Warwara Petrowna dachte ſchon mit Begeiſterung daran, ein ähnliches Komitee auch in Moskau zu gründen, und wie dieſer Gedanke ſchließlich in jedem Gouvernement fruchtbar gemacht werden könnte. Da kam aber der Wechſel des Gouverneurs, und alles geriet ins Stocken; die neue Gouverneurin aber hatte, wie es hieß, ſchon Zeit gehabt, in der Geſellſchaft einige ſpitze und ſchließlich nicht ganz unſachliche Bemerkungen über die Unzweckmäßigkeit des Grundgedankens ſolcher Komitees zu äußern. Dieſe Bemerkungen aber waren – ſelbſtredend mit Ausſchmückungen – Warwara Petrowna ſofort hinterbracht worden. Zwar kann nur Gott allein wiſſen, was in der Tiefe eines Menſchenherzens vorgeht, aber in dieſem Fall glaube ich doch, annehmen zu dürfen, daß Warwara Petrowna in dieſem Augenblick nicht ungern vor der Knienden ſtehen blieb, zumal ſie ja wußte, daß ſogleich die Gouverneurin und dann die ganze höhere Geſellſchaft an ihr vorübergehen mußte – »So mag ſie jetzt doch ſehen, wie gleichgültig mir das iſt, was ſie da über meinen Ehrgeiz in meinen Wohltätigkeitsplänen ſpöttelt. Was geht ſie mich an!«

»Was haben Sie, meine Liebe, um was bitten Sie?« fragte Warwara Petrowna und muſterte aufmerkſam die vor ihr kniende Bittſtellerin.

Dieſe ſah mit entſetzlich zaghaftem, verſchämtem und faſt andächtigem Blick zu ihr auf, und plötzlich lachte ſie wieder mit jenem abſonderlichen Kichern.

Digitized by Google

»Was hat sie? Wer ist sie?« Warwara Petrowna sah mit befehlendem und fragendem Blick die Umstehenden an.

Alles schwieg.

»Sie sind wohl unglücklich? Sie brauchen eine Unterstützung?«

»Ich kam... ich wollte...« stammelte die Kniende mit einer Stimme, die vor Aufregung versagte. »Ich bin nur gekommen, um Ihnen die Hand zu küssen«... und wieder kicherte sie. Und mit einem schmeichelnden Ausdruck im Gesicht, wie kleine Kinder ihn haben, wenn sie etwas erbitten möchten, wollte sie schon Warwara Petrownas Hand ergreifen, doch plötzlich, als hätte irgend etwas sie erschreckt, zog sie ihre Hände bang zurück.

»Nur deshalb sind Sie gekommen?« Warwara Petrowna lächelte mitleidig, zog schnell ihr Perlmutterportemonnaie hervor, entnahm ihm einen Zehnrubelschein und gab ihn der Unbekannten.

Diese nahm ihn an. Warwara Petrowna war sichtlich sehr interessiert und hielt die Unbekannte offenbar nicht für eine gewöhnliche Bittstellerin.

»Sieh, volle zehn Rubel hat sie gegeben!« flüsterte jemand in der Volksmenge.

»Ihre Hand, bitte,« stammelte wieder die Kniende, die mit den Fingern der linken Hand den Schein nur an einem Eckchen krampfhaft festhielt, während der Windzug ihn bewegte.

Warwara Petrowna runzelte aus einem unbekannten Grunde ein wenig die Stirn, reichte jedoch mit ernster, strenger Miene ihre Hand hin: die Unglückliche küßte sie andächtig. Ihr dankbarer Blick leuchtete jetzt geradezu wie in Seligkeit auf.

Und gerade in diesem Augenblick kam die Gouverneurin,

Digitized by Google

ſtrömte die ganze Schar unſerer Damen und höheren Würdenträger dem Ausgang zu. Die Gouverneurin mußte vor dem Gedränge am Portal ſtehen bleiben und ein wenig warten, und die anderen folgten ihrem Beiſpiel.

»Sie zittern ja, Sie haben wohl kalt?« fragte plötzlich Warwara Petrowna, warf ſofort ihren Mantel ab, den der Diener auffing, und zog von ihren Schultern einen ſchwarzen (keineswegs billigen) Schal, den ſie eigenhändig um den entblößten Hals der immer noch vor ihr Knienden ſchlang.

»Aber ſo ſtehen Sie doch auf, ſtehen Sie auf, ich bitte Sie!«

Dieſe erhob ſich.

»Wo wohnen Sie? Weiß denn hier wirklich niemand, wo ſie wohnt?« wandte ſich Warwara Petrowna wieder ungeduldig an die Umſtehenden.

»Ich glaube, das iſt die Lebädkin,« meinte ſchließlich jemand – es war das unſer ehrenwerter Kaufmann Andrejeff: ein Mann mit langem Bart, einer in Silber gefaßten Brille und in ruſſiſcher Tracht. Seinen runden Filzhut hielt er jetzt in der Hand. »Die wohnen bei Filippoff in der Bogojawlenskſtraße,« fügte er hinzu.

»Lebädkin? Bei Filippoff? Ich habe den Namen gehört... Ich danke Ihnen, Nikon Sſemjonytſch, aber wer iſt dieſer Lebädkin?«

»Nennt ſich ‚Hauptmann'... ein Menſch, der ſozuſagen ... keinen Halt hat. Die hier iſt wohl ſeine Schweſter. Sie muß aber, denke ich, ſeiner Aufſicht entlaufen ſein,« bemerkte er leiſer und blickte dabei Warwara Petrowna bedeutſam an.

»Ich verſtehe ſchon, danke, Nikon Sſemjonytſch. Meine Liebe, Sie ſind Fräulein Lebädkin?«

»Nein, ich heiße nicht Lebädkin.«

»Aber vielleicht heißt Ihr Bruder Lebädkin?«

Digitized by Google

»Mein Bruder heißt Lebádkin.«

»Alſo, hören Sie, meine Liebe, ich werde Sie jetzt zu mir bringen und von mir aus wird man Sie dann zu Ihnen nach Hauſe fahren. Wollen Sie mit mir kommen?«

»Ach ja, ach ja, ich will, ich will!« und Fräulein Lebádkin klatſchte in die Hände vor Vergnügen.

»Tante, Tante! Nehmen Sie auch mich mit!« ertönte plötzlich Liſaweta Nicolajewnas Stimme.

Liſa war an dieſem Sonntage mit der Gouverneurin, ihrer Verwandten, zum Gottesdienſt erſchienen, während Praskowja Iwanowna auf den Rat des Arztes hin eine Spazierfahrt unternommen und Mawrikij Nikolajewitſch gebeten hatte, ſie zu begleiten. Liſa, die mit der Gouverneurin die Kirche verlaſſen wollte, ließ nun plötzlich ihre Verwandte einfach ſtehen und drängte ſich ungeſtüm zu Warwara Petrowna.

»Liebling, du weißt doch, daß ich dich immer gern bei mir ſehe, aber was wird deine Mutter dazu ſagen?« begann Warwara Petrowna würdevoll, doch plötzlich gewahrte ſie Liſas ungewöhnliche Aufregung und wurde unſicher.

»Tante, Tante, ich muß jetzt unbedingt mit Ihnen fahren!« flehte Liſa und küßte Warwara Petrowna ungeſtüm.

»Mais qu'avez-vous donc, Lise?« fragte die Gouverneurin mit ausdrucksvoller Verwunderung.

»Ach, verzeihen Sie, Liebſte, chère cousine! Ich fahre zu Tante!« Liſa hatte ſich ſchon im Fluge zu ihrer unangenehm berührten chère cousine herumgewandt und küßte ſie ſchnell zweimal. »Bitte, ſagen Sie maman, daß ſie gleich zu Tante kommen ſoll, um mich abzuholen. Maman wollte heute unbedingt zu Tante fahren, ſie hat es geſtern ſelbſt geſagt, ich vergaß nur, Ihnen das vorhin ſchon zu ſagen!« beteuerte Liſa,

Digitized by Google

zitternd vor Aufregung. »Verzeihen Sie mir, Julie, seien Sie mir nicht böse... chère cousine!... Tante, ich bin bereit!«

»Tante,« flüsterte sie dieser zu, »wenn Sie mich jetzt nicht mitnehmen, laufe ich zu Fuß Ihrer Equipage nach!«

Zum Glück hörte das niemand. Warwara Petrowna trat vor Schreck sogar einen Schritt zurück und sah entsetzt das anscheinend wahnsinnige Mädchen an. Dieser Blick entschied: sie beschloß, Lisa auf jeden Fall mitzunehmen.

»Dem muß ein Ende gemacht werden!« entfuhr es ihr unwillkürlich. »Ich nehme dich mit Vergnügen mit, Lisa,« fügte sie laut hinzu, »aber natürlich nur, wenn Julija Michailowna damit einverstanden ist,« wandte sich Warwara Petrowna mit offenem Blick und freundlicher Würde unmittelbar an die Gouverneurin.

»Oh, gewiß! Ich werde sie doch nicht um dieses Vergnügen bringen wollen,« zwitscherte mit erstaunlicher Liebenswürdigkeit die Gouverneurin Julija Michailowna, »zumal ich ja schon weiß, was für ein phantastisches, eigenwilliges Köpfchen auf diesem Hälschen sitzt!« – und sie lächelte geradezu bezaubernd.

»Ich danke Ihnen aufrichtig,« dankte Warwara Petrowna mit sehr höflichem Gruß, aber wie immer noch voll Würde.

»Und es ist mir um so angenehmer, diesen Wunsch Lisas zu erfüllen,« fuhr Julija Michailowna in ihrer plappernden Redeweise fort und errötete sogar vor angenehmer Erregung, »als Lisa jetzt nicht nur das Vergnügen haben wird, zu Ihnen zu fahren, sondern mit diesem Vergnügen noch einer so schönen Regung nachgeben kann, wie es das Mitgefühl mit dieser...« (sie blickte bezeichnend auf die »Unglückliche«) »... wie es die Barmherzigkeit ist... und... und das noch gewissermaßen an der Schwelle der Kirche...«

Digitized by Google

»Eine solche Auffassung macht Ihnen unbedingt Ehre,« äußerte Warwara Petrowna in bewundernder Weise ihren Beifall.

Und Julija Michailowna streckte sofort mit liebenswürdigem Eifer die Hand aus und Warwara Petrowna drückte sie mit aufrichtiger Bereitwilligkeit. Der allgemeine Eindruck war vorzüglich. Die Gesichter der Anwesenden erstrahlten vor Vergnügen und viele lächelten süß und wohlgefällig.

Kurz, die ganze Stadt sah plötzlich ein, daß nicht die Gouverneurin aus angeblicher Mißachtung Warwara Petrowna bisher noch nicht ihren Besuch gemacht hatte, sondern daß, im Gegenteil, Warwara Petrowna es war, die zu Julija Michailowna »Distance wahrte«, während diese, wie man jetzt meinte, wohl schon zu Fuß zu Warwara Petrowna geeilt wäre, wenn sie nur gewußt hätte, ob sie überhaupt empfangen werden würde. Und so stieg denn Warwara Petrownas Ansehen plötzlich wieder aufs höchste.

»Steigen Sie ein, meine Liebe,« sagte Warwara Petrowna zu der Lebädkin und wies auf die vorgefahrene Equipage.

Und die Unglückliche eilte fröhlich zum Wagenschlag, wo der Diener schon bereitstand und sie hineinhob.

»Wie! Sie hinken!« rief plötzlich Warwara Petrowna entsetzt und erbleichte. (Alle haben es damals bemerkt, jedoch nicht verstanden, warum.)...

Die Equipage rollte davon. Warwara Petrownas Stadthaus lag ganz in der Nähe der Kirche. Lisa erzählte mir später, die Lebädkin habe während der ganzen drei Minuten der Fahrt hysterisch gelacht, Warwara Petrowna aber habe dagesessen »wie in einem hypnotischen Schlaf« – das waren Lisas Worte.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel

Die „allwiſſende Schlange"

I

Warwara Petrowna klingelte ſofort nach einem Diener und warf ſich dann in der Nähe des Fenſters erſchöpft in einen Seſſel.

»Setzen Sie ſich dorthin, meine Liebe,« wies ſie Marja Timofejewna an dem großen runden Tiſch, der in der Mitte des Salons ſtand, einen Platz an. Darauf wandte ſie ſich zu uns: »Stepan Trofimowitſch, wer iſt das? Sehen Sie ſie an, wer... was iſt ſie?«

»Ich... ich...« ſtammelte Stepan Trofimowitſch.

In dieſem Augenblick trat der Diener ein.

»So ſchnell wie möglich eine Taſſe Kaffee! Und die Equipage ſoll warten!«

»Mais chère et excellente amie... dans quelle inquiétude!...« rief Stepan Trofimowitſch unſicher aus.

»Ach, franzöſiſch, franzöſiſch!« Marja Timofejewna klatſchte in die Hände vor Vergnügen. »Gleich merkt man, daß man in vornehmer Geſellſchaft iſt!« Und ſie ſchickte ſich mit Entzücken an, dem franzöſiſchen Geſpräche zuzuhören.

Warwara Petrownas Augen ruhten auf ihr mit Befremden, ja, mit Entſetzen.

Digitized by Google

Wir ſchwiegen alle und warteten ungewiß auf irgendeine Löſung oder Erklärung. Schatoff erhob kein einziges Mal ſeinen geſenkten Kopf und Stepan Trofimowitſch ſchaute ſo erſchrocken drein, als trüge er die Schuld an allem. Ich ſelbſt blickte auf Liſa, die nahe neben Schatoff ſaß. Liſa wiederum ſah geſpannt bald auf Warwara Petrowna, bald auf die Lahme: um ihre Lippen zuckte ein Lächeln, kein gutes Lächeln, – und Warwara Petrowna bemerkte es wohl. Währenddeſſen ließ Marja Timofejewna es ſich gut gefallen: ſie betrachtete entzückt und ohne jede Befangenheit die Möbel, die Teppiche, die Bilder an den Wänden, die alte gemalte Decke, die große Bronzeſtatue in der Ecke, die Porzellanlampe, die Albums und die Nippſachen auf dem Tiſch.

»Ach, auch du biſt hier, Schatuſchka!« rief ſie plötzlich luſtig lachend, aus. »Denk nur, ich ſeh' dich ſchon lange und ſag' mir: das kann er doch nicht ſein! Wie ſoll der wohl hierher kommen?«

»Sie kennen dieſe Dame?« fragte Warwara Petrowna ſofort, ſich zu Schatoff wendend.

»Ja,« ſagte Schatoff leiſe und brummig wie immer – rückte dabei auf ſeinem Stuhle einmal hin und her, blieb aber ſitzen.

»Was wiſſen Sie denn von ihr? Etwas ſchneller, wenn ich bitten darf!«

»Ja, was denn...« er ſtockte und lächelte unnötigerweiſe. »Sie ſehen doch ſelbſt...«

»Was ſehe ich? Aber ſo reden Sie doch!«

»Sie wohnt in demſelben Hauſe, in dem ich wohne... mit ihrem Bruder... einem Offizier.«

»Nun, und?«

Schatoff ſtockte wieder. »Wozu davon ſprechen,« knurrte

Digitized by Google

er ſchließlich und verſtummte endgültig – und wurde ſogar rot.

»Natürlich, von Ihnen kann man ja auch nicht mehr erwarten!« Warwara Petrowna wandte ſich unwillig von ihm ab. Sie begriff, daß hier alle etwas Beſtimmtes wußten und nur deshalb nicht auf ihre Fragen antworteten, weil ſie es ihr verheimlichen wollten.

Der Diener trat wieder ein, mit der beſtellten Taſſe Kaffee auf ſilbernem Teebrett, und präſentierte ſie auf Warwara Petrownas Wink Marja Timofejewna.

»Meine Liebe, Sie werden kalt gehabt haben! Trinken Sie etwas Heißes, das wird Sie erwärmen.«

»Merci.« Marja Timofejewna nahm die Taſſe – platzte aber plötzlich laut darüber aus, daß ſie dem Diener »merci« geſagt hatte. Da ſie jedoch gleichzeitig einen wütenden Blick Warwara Petrownas auffing, erſchrak ſie und ſtellte ſchnell die Taſſe auf den Tiſch.

»Tante,« fragte ſie darauf mit einem leichtſinnigen Ausdruck von Koketterie, »Tante, ſind Sie mir vielleicht böſe?«

»Wa–as?« Warwara Petrowna richtete ſich kerzengrade in ihrem Seſſel auf. »Was für eine Tante –? Wie meinten Sie das?«

Marja Timofejewna hatte offenbar einen ſolchen Zorn nicht erwartet: ein Zittern erſchütterte ſie förmlich und ſie drückte ſich angſtvoll an die Stuhllehne. »Ich... ich dachte ..., daß man ſo – muß,« flüſterte ſie, den Blick ſtarr auf Warwara Petrowna gerichtet. »Liſa hat Sie auch ſo genannt.«

»Was für eine Liſa?«

»Da, dort, dieſes Fräulein!« ſagte Marja Timofejewna und wies mit dem Zeigefinger auf Liſaweta Nikolajewna.

»So iſt die für Sie ſchon zur Liſa geworden?«

Digitized by Google

»Sie haben sie doch vorhin selbst so genannt.« Marja Timofejewna faßte Mut. »Und im Traume habe ich genau solch eine Schönheit gesehen,« und sie lachte gleichsam unwillkürlich.

Warwara Petrowna dachte einen Augenblick nach und wurde ersichtlich ruhiger: ja, sie lächelte sogar über Marja Timofejewnas letzte Bemerkung. Als diese aber das Lächeln bemerkte, stand sie auf und trat mit schüchternem Ausdruck hinkend auf sie zu.

»Bitte, nehmen Sie, ich vergaß ganz, das Tuch Ihnen zurückzugeben, seien Sie mir nicht böse —« und sie nahm den Schal, den ihr Warwara Petrowna in der Kirche umgelegt hatte, von den Schultern.

»Nehmen Sie ihn sofort wieder um und behalten Sie ihn ganz. Setzen Sie sich! Trinken Sie Ihren Kaffee, und fürchten Sie sich bitte nicht vor mir, meine Liebe! Ich fange schon an, Sie zu verstehen.«

»Chère amie . . .« erlaubte sich Stepan Trofimowitsch wieder anzufangen...

»Ach, Stepan Trofimowitsch, hier verliert man auch ohne Sie schon den Verstand! Verschonen Sie mich wenigstens ... Ziehen Sie bitte an der Klingel fürs Mädchenzimmer, dort!«

Neues Schweigen entstand. Warwara Petrownas Blick glitt mißtrauisch über die Gesichter der Anwesenden. Da erschien Agascha, ihre bevorzugte Kammerzofe.

»Mein kariertes Tuch. Das ausländische. Was macht Darja Pawlowna?«

»Sie fühlen sich nicht ganz wohl.«

»Geh', und sag' ihr, ich lasse sie herbitten. Sage ihr, ich ließe sie sehr darum bitten. Auch wenn sie krank ist.«

Digitized by Google

In diesem Augenblick ertönte aus dem Vorzimmer Geräusch von Schritten und Stimmen und plötzlich erschien in der Tür rot und atemlos Praskowja Iwanowna, von Mawrikij Nikolajewitsch fürsorglich gestützt.

»Ach Gott, endlich da! Lisa, du Wahnsinnige! Was tust du deiner Mutter an!« rief sie mit ihrer kreischenden Stimme, in die sie nach Art aller reizbaren Menschen ihren ganzen Ärger legte, schon von der Tür aus ins Zimmer.

»Warwara Petrowna, meine Liebe, ich bin nur deshalb zu Ihnen gekommen, um meine Tochter abzuholen!«

Warwara Petrowna sah sie unmutig an, erhob sich aber, um sie zu begrüßen, und sagte mit kaum verhehltem Verdruß: »Guten Tag, Praskowja Iwanowna. Setze dich, bitte. Ich wußte ja, daß du kommen würdest.«

II

Für Praskowja Iwanowna konnte in einem solchen Empfang nichts Unerwartetes liegen. Warwara Petrowna hatte sie von Kindheit an unter dem Anschein der Freundschaft von oben herab, ja, in der Pensionszeit sogar mit Verachtung behandelt. In den letzten Tagen hatte sich ihr Verhältnis jedoch noch in einer ganz neuen und bedenklichen Weise zugespitzt. Die Gründe des drohenden Bruches waren Warwara Petrowna noch völlig unklar und daher um so beleidigender für sie. Vor allem mußte es sie kränken, daß Praskowja Iwanowna ihr gegenüber mit einem Male einen so unglaublich hochmütigen Ton anschlug. Hinzu kamen die sonderbaren Gerüchte, die ihr zu Ohren gedrungen waren, und die sie nun, eben infolge ihrer Unklarheit und Unbestimmtheit, so aufregten. Warwara Petrownas ganzes Wesen

Digitized by Google

war gerade, offen und ſtolz, nichts haßte ſie daher mehr, als verſteckte Anſchuldigungen. Jeglichem Ränkeſpiel hätte ſie ſtets einen ehrlichen Krieg vorgezogen. Doch wie dem auch war, jedenfalls hatten ſich die beiden Damen jetzt ſchon ſeit fünf Tagen nicht mehr geſehen. Warwara Petrowna war die letzte geweſen, die der anderen einen Beſuch gemacht hatte – einen Beſuch, von dem ſie gekränkt und geärgert zurückgekehrt war. Ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich ſage, daß Praskowja Iwanowna mit der naiven Überzeugung eintrat, Warwara Petrowna müſſe und werde aus irgendeinem Grunde vor ihr Angſt bekommen. Andererſeits richtete ſich in Warwara Petrowna ſofort ihr ganzer Stolz auf, als ſie an dem Geſichte Praskowja Iwanownas wahrnahm, daß dieſe ſie als irgendwie unterlegen behandeln wollte. Praskowja Iwanowna wiederum war, wie ſo viele unbedeutende Menſchen, die ſich ſonſt im allgemeinen ruhig tyranniſieren laſſen, eines jähen und frechen Angriffes fähig, mit dem ſie dann plump bei irgendeiner Gelegenheit herausplatzte. Zudem war ſie noch krank und daher doppelt reizbar.

Daß noch andere zugegen waren, konnte in dieſem Falle den Ausbruch eines Streites zwiſchen den beiden Jugendfreundinnen nicht verhindern: denn Stepan Trofimowitſch, Schatoff und ich galten einfach als Hausfreunde, auf deren Gegenwart man weiter nicht Rückſicht zu nehmen brauchte. Stepan Trofimowitſch hatte übrigens ſeit dem Eintritt ſeiner chère amie noch immer geſtanden: jetzt, als auch noch Praskowja Iwanowna auf der Türſchwelle kreiſchend erſchien, ſank er ganz erſchöpft in einen Seſſel und warf mir nur noch einen verzweifelten Blick zu. Schatoff dagegen drehte ſich brüsk und brummend auf ſeinem Stuhle um: und es ſchien beinahe, als wolle er aufſtehen und fortgehen. Liſa hatte ſich

Digitized by Google

zuerſt halb erhoben, aber ſich gleich wieder geſetzt; ſie ſchenkte der Gegenwart ihrer Mutter überhaupt keine Beachtung, doch tat ſie das nicht aus »Widerſpenſtigkeit« oder »Trotz«, ſondern weil ſie augenſcheinlich ganz unter der Macht ihrer eigenen Gedanken ſtand – ſie ſtarrte zerſtreut in die Luft und hatte ſogar für Marja Timofejewna nicht mehr die frühere Aufmerkſamkeit übrig.

III

»Ach, hierher!« Praskowja Iwanowna zeigte auf den Lehnſtuhl am Tiſch, und ließ ſich mit Mawrikij Nikolajewitſchs Hilfe ſchwer auf ihn nieder. »Würde mich ſonſt nicht bei Ihnen hinſetzen, meine Liebe, wenn es nicht die Füße wären –«

Warwara Petrowna erhob ein wenig den Kopf und legte die Hand an die rechte Schläfe, in der ſie augenſcheinlich einen ſtechenden Schmerz empfand – »le tic douloureux«, wie ihn Stepan Trofimowitſch nannte.

»Warum denn nicht, Praskowja Iwanowna? Warum ſollteſt du dich bei mir nicht ſetzen? Dein Mann war mir ſein Lebelang freundſchaftlich zugetan. Und mit dir habe ich noch als Kind in der Penſion Puppen geſpielt.«

Praskowja Iwanowna winkte nur mit der Hand ab: »Ich konnte es mir ja ſchon denken, daß Sie wieder von der Penſion anfangen würden! Das tun Sie ja ſtets, wenn Sie Vorwürfe machen wollen.«

»Es ſcheint, daß du ſchon in ſchlechter Laune hergekommen biſt. Wie geht es mit deinen Füßen? Da wird dir Kaffee gebracht! Nimm bitte ein Täßchen, trink und ärgere dich nicht.«

Digitized by Google

»Meine Liebe, Sie gehen ja mit mir um, als ob ich ein kleines Mädchen wäre! Ich will keinen Kaffee, danke!« und sie winkte eigensinnig dem Diener ab, der mit dem Tablett zu ihr getreten war. Für Kaffee dankten übrigens auch die anderen, außer Mawrikij Nikolajewitsch und mir. Stepan Trofimowitsch nahm zwar ein Täßchen, stellte es aber gleich wieder auf den Tisch. Marja Timofejewna hätte ersichtlich allzu gern auch eines, ihr zweites, genommen. Sie streckte schon die Hand aus, bedachte sich aber noch im letzten Augenblick und dankte – worauf sie sich, offenbar sehr zufrieden mit sich selbst, wieder zurücklehnte.

Warwara Petrowna lächelte verzogen.

»Weißt du, meine Liebe, du hast dir wohl wieder einmal etwas eingebildet. Wäre nichts Neues! Du hast ja von jeher nur von Einbildungen gelebt. Wenn ich von der Pension anfange, so ärgerst du dich. Aber weißt du noch, wie du ankamst? Wie du der ganzen Klasse erzähltest, der Husarenleutnant Schablykin hätte um dich angehalten, und wie Madame Lefebure dich sofort der Lüge zieh? Dabei hattest du ja gar nicht gelogen. Du hattest dir die ganze Geschichte eben einfach eingebildet. Und so war's immer und so wird's wohl auch jetzt wieder sein. Also erzähle nur, womit du diesmal hergekommen bist, was du dir jetzt wieder einbildest?«

»Dabei hat sie sich in der Pension in den Popen verliebt – hahaha!« rief Praskowja Iwanowna mit gehässigem Lachen, das bald in Husten überging.

»Ah! das hast du also nicht vergessen?« Warwara Petrowna sah sie durchdringend an und ihr Gesicht wurde farblos vor Ärger.

Praskowja Iwanowna wurde plötzlich ernst. Dann aber fuhr es aus ihr heraus: »Warum... warum haben Sie

Digitized by Google

meine Tochter in Gegenwart der ganzen Stadt in Ihren Skandal verwickelt?«

»In meinen Skandal?« Warwara Petrowna richtete sich drohend auf.

»Mama, ich möchte Sie doch sehr bitten, sich etwas zu mäßigen«, sagte Lisaweta Nikolajewna plötzlich zu ihr.

»Wie! Was... was sagtest du da?« Aber gleich darauf schwieg sie vor dem aufblitzenden Blick ihrer Tochter.

»Was reden Sie von einem Skandal, Mama? Ich bin freiwillig hierhergekommen, mit Julija Michailownas Erlaubnis, weil ich die Geschichte dieser Unglücklichen da erfahren wollte, um ihr helfen zu können.«

»Geschichte dieser Unglücklichen?« wiederholte Praskowja Iwanowna langsam, mit bösem Lachen. »Was mischst du dich in solche Geschichten? Ach, meine Liebe, wir haben jetzt genug von Ihrer Herrschsucht!« fuhr sie darauf wieder Warwara Petrowna an. »Bisher haben Sie die ganze Stadt kritisiert, jetzt aber kommt die Reihe auch einmal an uns!«

Warwara Petrowna saß in einer Haltung da, als wolle sie sich sofort auf Praskowja Iwanowna stürzen; dabei war aber ihr Blick kalt und unbeweglich auf die Gegnerin geheftet.

»Sei froh, meine Liebe,« sagte sie mit eisiger Ruhe, »daß wir hier unter uns sind. Du hast viel Überflüssiges gesagt.«

»Ich, meine Liebe, ich fürchte die öffentliche Meinung nicht so sehr, wie gewisse andere Leute. Die Furcht haben Sie vielmehr! Und daß wir hier ‚unter uns' sind – nun, um so besser für Sie, wenn wir hier nicht unter Fremden sind!«

»Du bist wohl etwas klüger geworden? In der letzten Woche?«

»O nein, ich bin nicht klüger geworden in der letzten

Digitized by Google

Woche, aber die Wahrheit iſt ans Licht gekommen in der letzten Woche.«

»Was für eine Wahrheit iſt ans Licht gekommen? In der letzten Woche? Was ſoll das heißen? Was willſt du damit ſagen?«

»Da, da... da ſitzt ſie ja, die ganze Wahrheit!« Und Praskowja Iwanowna wies plötzlich auf Marja Timofejewna mit jener verzweifelten Entſchloſſenheit, die nicht mehr an die Folgen denkt, ſondern nur im Augenblick treffen will.

Marja Timofejewna, die inzwiſchen mit einer fröhlichen Neugierde die alte Dame betrachtet hatte, lachte luſtig auf, als ſie jetzt deren Finger auf ſich gerichtet ſah, und bewegte ſich vergnügt auf ihrem Seſſel.

»Herr Jeſus Chriſtus, ſind denn heute alle von Sinnen!« murmelte Warwara Petrowna und lehnte ſich zurück.

Und plötzlich wurde ſie ſo blaß, daß wir alle erſchrocken auf ſie zutraten. Stepan Trofimowitſch war als erſter bei ihr. Ich folgte ihm. Auch Liſa ſtand auf. Am erſchrockenſten war aber Praskowja Iwanowna ſelbſt: ſie ſtieß einen kurzen Schrei aus, erhob ſich, ſo weit ſie es konnte, und rief bittend mit weinerlicher Stimme:

»Meine Liebe, verzeihen Sie, das war ja nur ſo geſagt! – Aber ſo geben Sie ihr doch wenigſtens Waſſer!«

»Bitte, rege dich nicht auf. Und Sie, meine Herren, bitte, ſetzen Sie ſich wieder.« Warwara Petrowna ſuchte ſich zu faſſen.

»Meine Liebe,« begann Praskowja Iwanowna von neuem, nachdem ſie ſich ein bißchen beruhigt hatte, »es war ja töricht, es war ja häßlich von mir... Aber man hat mich mit all dieſen anonymen Briefen, die mir weiß der Himmel was für Leute zuſchicken, dermaßen gereizt... wenn ſie ſie

Digitized by Google

doch wenigſtens Ihnen zuſchicken würden, da ſie doch von Ihnen handeln ... aber ich, meine Liebe, ich habe eine Tochter!«

Warwara Petrowna, die inzwiſchen wieder vollſtändig Herrin ihrer ſelbſt geworden war, hatte ihr erſtaunt zugehört und ſah ſie noch ſtumm mit großen Augen an, als ſich eine Seitentür öffnete und Darja Pawlowna eintrat. Sie blieb ſtehen und ſah ſich um – wahrſcheinlich ohne zunächſt Marja Timofejewna zu erblicken, von deren Anweſenheit man ihr nichts geſagt hatte. Unſere Aufregung ſchien ſie zu erſchrecken. Stepan Trofimowitſch hatte ſie zuerſt bemerkt, er machte eine ſchnelle Bewegung, errötete und ſagte plötzlich laut: »Darja Pawlowna!« – ſo daß aller Augen ſich der Eintretenden zuwandten.

»Das alſo iſt eure Darja Pawlowna!« rief Marja Timofejewna. »Ach, Schatuſchka, deine Schweſter gleicht dir aber gar nicht! Wie kann nur meiner ſolch ein ſchönes Weſen die Leibeigene Daſchka nennen!«

Darja Pawlowna war ſchon an Marja Timofejewna vorübergegangen und auf Warwara Petrowna zugeſchritten, als der Ausruf ſie traf. Sie kehrte ſich jäh um und blieb wie verſteinert ſtehen, mit langem, entſetztem Blick auf die Lahme ſtarrend.

»Setze dich, Daſcha,« ſagte Warwara Petrowna mit unheimlicher Ruhe. »Auch ſitzend wirſt du ſie ſehen können. Kennſt du ſie?«

»Ich habe ſie nie geſehen«, antwortete Daſcha leiſe, nach kurzem Schweigen. Und dann fügte ſie ſchneller hinzu: »Ich glaube, es iſt die kranke Schweſter eines Herrn Lebädkin.«

»Und auch ich ſehe Sie zum erſten Male, aber ich wollte

Digitized by Google

Sie ſchon lange kennen lernen, denn in jeder Ihrer Bewegungen ſehe ich die gute Erziehung!« rief Marja Timofejewna entzückt. »Und was da mein Diener ſchimpft, — oh, wie wäre es wohl möglich, daß Sie Geld entwendet hätten!? Sie, die Sie ſo wohlerzogen und lieb ſind? Denn Sie ſind lieb und lieb und lieb! Das ſage ich Ihnen von mir aus!« ſchloß ſie ganz begeiſtert und mit einer heftigen Handbewegung.

»Verſtehſt du etwas davon?« fragte Warwara Petrowna Darja Pawlowna mit ſtolzer Würde.

»Ich verſtehe...«

»Das von dem Gelde haſt du auch gehört?«

»Damit meint ſie gewiß jenes Geld, das ich, auf Nikolai Wſſewolodowitſchs Bitte in der Schweiz einem gewiſſen Herrn Lebädkin, ihrem Bruder jedenfalls, zu übergeben übernahm.«

Ein Schweigen entſtand.

»Hat Nikolai Wſſewolodowitſch dich ſelbſt darum gebeten?«

»Ja, ihm lag ſehr viel daran, dieſes Geld zu überſenden — es waren dreihundert Rubel. Da er aber Herrn Lebädkins Adreſſe nicht kannte und nur wußte, daß er hierher ziehen werde, ſo bat er mich, ich möge ihm das Geld bei ſeiner Ankunft zuſtellen.«

»Und was für ein Geld iſt da... abhanden gekommen? Sie ſagte ſoeben —«

»Das weiß ich nicht. Ich habe auch ſchon gehört, daß Herr Lebädkin von mir geſagt haben ſoll, ich hätte ihm nicht das ganze Geld überſandt, aber das verſtehe ich nicht. Es waren genau dreihundert Rubel, und genau dreihundert Rubel habe ich eingezahlt.«

Digitized by Google

Darja Pawlowna hatte sich wieder beruhigt. Es war überhaupt schwer, dieses Mädchen irgendwie aus der Fassung zu bringen – mochte sie innerlich noch so stark bewegt sein. Jetzt antwortete sie auf jede Frage leise, aber ruhig und bestimmt und ohne die geringste Verwirrung, die doch das Bewußtsein von einer, wenn auch noch so kleinen Schuld immer hervorruft.

Warwara Petrowna ließ während der ganzen Zeit, in der Darja Pawlowna sprach, auch nicht ein einziges Mal den Blick von ihr.

»Wenn Nikolai Wsſewolodowitsch sich in dieser Angelegenheit nicht einmal an mich, seine Mutter, gewandt hat,« sagte sie ernst und offenbar sich an alle Anwesenden wendend, obwohl sie dabei Darja Pawlowna allein ansah – »wenn er vielmehr dich um diese Gefälligkeit gebeten hat, so wird er auch bestimmt seine Gründe dazu gehabt haben. Ich halte mich also gar nicht für berechtigt, weiter nach ihnen zu forschen. Und schon, daß du dabei beteiligt bist, das beruhigt mich vollkommen. Das sollst du vor allem einmal wissen, Dascha. Aber sieh, meine Liebe, du hast vielleicht doch eine Unvorsichtigkeit begangen. Mit reinem Gewissen. Einfach aus Lebensunkenntnis. Ich meine: allein schon, daß du mit diesem Menschen in Berührung gekommen bist. Und was er jetzt über dich herumerzählt, bestätigt es ja. Doch ich bin nicht umsonst deine Beschützerin. Ich werde dich schon zu verteidigen wissen. – Aber jetzt muß man alledem ein Ende machen...«

»Am besten ist,« fiel Marja Timofejewna ihr ins Wort, »Sie schicken ihn, wenn er selbst zu Ihnen kommt, einfach in die Dienerstube, dort kann er dann Karten spielen und wir können hier sitzen und Kaffee trinken. Ein Täßchen kann

Digitized by Google

man ja auch ihm ſchicken, aber ſonſt verachte ich ihn tief!« und ſie nickte ausdrucksvoll mit dem Kopf.

»Dem muß man ein Ende machen,« wiederholte Warwara Petrowna, nachdem ſie ihr aufmerkſam zugehört hatte. »Stepan Trofimowitſch, bitte klingeln Sie.«

Stepan Trofimowitſch klingelte, trat aber plötzlich erregt vor.

»Wenn... wenn ich... wenn ich auch die widerlichſte Novelle, oder beſſer – ſchändlichſte Verleumdung gehört habe ... mit dem allergrößten Unwillen... enfin, c'est un homme perdu et quelque chose comme un forçat évadé.«

Er brach ab. Warwara Petrowna maß ihn mit zugekniffenen Augen vom Kopf bis zu den Füßen. Doch ſchon gleich darauf trat ihr würdevoller Diener, Alexei Jegorowitſch, ein.

»Die Equipage!« befahl Warwara Petrowna. »Du wirſt Fräulein Lebädkina nach Hauſe begleiten.«

»Herr Lebädkin wartet unten bereits ſeit einiger Zeit auf ſie und hat ſehr gebeten, ihn anzumelden.«

»Das iſt unmöglich, Warwara Petrowna,« ſagte, plötzlich vortretend, Mawrikij Nikolajewitſch, der bis dahin unerſchütterlich geſchwiegen hatte. »Sie erlauben, aber das iſt kein Menſch, den man in der Geſellſchaft empfangen kann. Das... das iſt... mit einem Wort, das iſt unmöglich, Warwara Petrowna.«

»Warten, er ſoll warten!« wandte ſich dieſe an den Diener, der ſofort verſchwand.

»C'est un homme malhonnête et je crois même que c'est un forçat évadé ou quelque chose dans ce genre«, ſagte wieder Stepan Trofimowitſch erregt.

»Liſa, es iſt Zeit, daß wir fahren!« rief jetzt auch Pras-

Digitized by Google

kowja Iwanowna und erhob ſich von ihrem Lehnſtuhl. Sie ſchien bereits zu bereuen, daß ſie vorhin im erſten Schreck alles zurückgenommen hatte. Schon als Darja Pawlowna ſprach, hatte ſie wieder mit hochmütiger Miene zugehört. Doch am meiſten wunderte ich mich über Liſaweta Nikolajewna, die, als Darja Pawlowna eintrat, das junge Mädchen ſchon mit gar zu offenem Haß und unverhohlener Verachtung angeſehen hatte.

»Bitte, gedulde dich noch einen Augenblick!« hielt Warwara Petrowna ſie auf. »Sei ſo gut und ſetze dich wieder. Ich habe die Abſicht, alles zu ſagen, und du haſt kranke Füße. So, danke. Ich habe dir vorhin, als mir die Geduld riß, ein paar unangenehme Worte geſagt. Sei ſo freundlich und verzeih ſie mir. Es war überflüſſig und töricht von mir. Ich ſehe das ſelbſt ein. Und da ich immer Gerechtigkeit liebe, ſo ſage ich's. Natürlich haſt auch du allerlei Überflüſſiges geſagt, wie zum Beiſpiel das von den anonymen Briefen. Anonyme Briefe ſind ſchon deshalb verächtlich, weil der Schreiber ein Feigling iſt. Faßt du es anders auf, ſo beneide ich dich nicht. Jedenfalls würde ich mit ſo etwas in der Taſche nicht zu meiner Freundin gehen und mich damit breit machen. Übrigens, da du nun einmal davon angefangen haſt, ſo laß dir ſagen, daß auch ich einen Brief bekommen habe. Vor ſechs Tagen. Gleichfalls ohne Unterſchrift. Darin teilt mir der Abſender mit, daß mein Sohn den Verſtand verloren habe. Ferner, daß ich mich vor einem hinkenden Frauenzimmer hüten ſoll, ‚das in Ihrem Leben eine große Rolle ſpielen wird', hieß es wörtlich. Ich dachte nach, und da ich wußte, daß Nikolai Wſſewolodowitſch unzählige Feinde hat, ſchickte ich ſofort nach einem Menſchen, dem rachſüchtigſten und verächtlichſten von allen ſeinen Feinden. Im Geſpräch

Digitized by Google

mit ihm erriet ich denn auch sofort, woher der Brief stammte. Wenn man auch dich, Praskowja Iwanowna, mit solchen Briefen behelligt hat, meinetwegen behelligt hat, so bin ich die erste, der es leid tut. Verzeih, daß ich die unschuldige Ursache gewesen bin. – Übrigens habe ich mich entschlossen, diesen verdächtigen Menschen da unten sofort hereinzulassen. Mawrikij Nikolajewitsch hat wohl kein ganz richtiges Wort gebraucht, als er sagte, daß man ihn nicht empfangen könne. Besonders Lisa wird hier nichts zu tun haben. Komm her, Lisa, mein Liebling. Laß mich dich noch einmal küssen.«

Lisa stand auf und ging stumm zu Warwara Petrowna. Diese küßte sie, faßte ihre Hände, beugte sich etwas zurück, um sie besser sehen zu können, und blickte sie liebevoll an. Darauf bekreuzte sie sie und küßte sie nochmals. »Nun, leb wohl, Lisa« (in ihrer Stimme zitterten fast Tränen). »Glaub mir, daß ich nie aufhören werde, dich zu lieben. Was dir das Schicksal auch bringen mag! Gott sei mit dir, mein Kind, ich habe immer seinen Willen gesegnet...« Wie es schien, wollte sie noch etwas hinzufügen, aber sie nahm sich zusammen und schwieg.

Lisa ging wie in tiefen Gedanken zu ihrem Platz zurück, doch plötzlich blieb sie vor ihrer Mutter stehen.

»Mama, ich werde jetzt noch nicht nach Hause fahren, ich möchte noch bei Tante bleiben«, sagte sie mit leiser Stimme, doch in diesen leisen Worten lag trotzdem eine unerschütterliche Entschlossenheit.

»Großer Gott, was hast du nur wieder?« Und ganz erschöpft ließ ihre Mutter die schon erhobenen Hände sinken.

Doch Lisa antwortete ihr nicht; sie setzte sich still wieder auf ihren Platz in der Ecke, um von neuem ins Leere zu starren.

Digitized by Google

In Warwara Petrownas Augen leuchtete etwas Sieghaftes und Stolzes auf.

»Mawrikij Nikolajewitſch, ich habe eine große Bitte an Sie. Würden Sie ſo gütig ſein und nach unten gehen, um dort nach jenem Menſchen zu ſehen, und, wenn es irgend geht, ihn hereinzulaſſen?«

Mawrikij Nikolajewitſch verbeugte ſich und verließ das Zimmer. Eine Minute ſpäter trat er mit Lebädkin wieder ein.

IV

Ich habe ſchon einmal von der äußeren Erſcheinung dieſes Herrn geſprochen: ein großer, krausköpfiger, ſtämmiger Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einem roten, ein wenig gedunſenen Geſicht, fleiſchigen Wangen, die bei jeder Kopfbewegung erzitterten, kleinen, vom Blutandrang gerötеten Augen, die zuweilen einen recht ſchlauen Ausdruck annehmen konnten, mit einem Schnurrbart und Backenbart und der Anlage zu einem fleiſchigen Doppelkinn, das ſchon ziemlich unangenehm ausſah. Doch am meiſten überraſchte an ihm, daß er jetzt in einem Frack und in ſauberer Wäſche erſchien. »Es gibt Menſchen, zu denen ſaubere Wäſche nicht paßt, ja, für die ſie ſich einfach nicht ſchickt«, hatte Liputin einmal auf Stepan Trofimowitſchs ſcherzhaft gemachten Vorwurf, daß er, Liputin, in ſeiner Kleidung nachläſſig ſei, nicht unrichtig erwidert. Der »Hauptmann« aber hatte plötzlich auch neue ſchwarze Handſchuhe, von denen er den rechten in der Hand hielt, während der linke – den er wohl nur mit großer Mühe ſo weit bekommen hatte – ſeine fleiſchige linke Tatze nur bis zur Hälfte bedeckte, geſchweige denn ſich zuknöpfen ließ. Und in dieſer linken Hand hielt er einen nagel-

Digitized by Google

neuen, offenbar gleichfalls zum erstenmal benutzten runden Hut. So hatte es denn doch seine Richtigkeit mit dem »Frack der Liebe«, von dem er gestern Abend Schatoff berichtet hatte. Alle diese Kleidungsstücke waren schon früher auf Liputins Rat gekauft worden (wie ich später erfuhr), und jedenfalls zu einem bestimmten geheimnisvollen Zweck. Zweifellos war er auch jetzt nicht aus eigenem Antriebe hierhergekommen: selbst wenn er die Szene an der Kirchentür sofort erfahren hätte, würde er doch niemals in einer dreiviertel Stunde allein einen solchen Entschluß haben fassen und gar ausführen können. Betrunken war er dabei nicht, befand sich aber in jenem stumpfen, umnebelten Zustande eines Menschen, der plötzlich nach langer Betrunkenheit wieder zu sich gekommen ist. Doch ich glaube, man hätte ihn nur zu schütteln brauchen und er wäre sofort wieder betrunken gewesen.

Allem Anscheine nach wollte er mit Temperament ins Zimmer treten, doch stolperte er zum Unglück sofort über eine Teppichecke an der Tür, worüber dann Marja Timofejewna vor Lachen fast verging. Er warf der Schwester einen wütenden Blick zu und näherte sich mit ein paar Schritten Warwara Petrowna.

»Gnädige Frau, ich bin gekommen...« begann er dröhnend laut, wie durch eine Trompete.

»Seien Sie so freundlich, mein Herr, sich dort – auf jenen Stuhl dort zu setzen«, sagte Warwara Petrowna, die steif aufgerichtet dasaß. »Ich werde Sie auch von dort aus hören und so kann ich Sie besser sehen.«

Der »Hauptmann« blieb stehen, sah blöde vor sich hin, kehrte dann aber doch zurück und setzte sich auf den bezeichneten Stuhl an der Tür. Der gänzliche Mangel an Zutrauen

Digitized by Google

zu sich selbst und zu gleicher Zeit unendliche Gereiztheit drückten sich auf seinem Gesicht aus. Er hatte furchtbare Angst, das sah man, aber auch seine Eigenliebe schien stark zu leiden, und so konnte man nicht sicher sein, ob er sich nicht im gegebenen Moment plötzlich, trotz der Feigheit, zu irgend etwas, zur größten Gemeinheit vielleicht, aufraffen würde. Augenscheinlich scheute er jede Bewegung seines vierschrötigen Körpers. Bekanntlich ist der größte Schmerz solcher Wesen, wenn sie irgend einmal in Gesellschaft erscheinen, der Gedanke an ihre Hände: das ununterbrochen wache Bewußtsein, sie nirgendwohin auf anständige Weise verschwinden lassen zu können. Der »Hauptmann« nun saß wie betäubt da, hielt krampfhaft Hut und Handschuh fest und konnte seinen zunächst völlig blöden Blick nicht von Warwara Petrownas strengem Gesicht losreißen. Er hätte sich gewiß gern umgesehen, aber er wagte es einfach nicht. Marja Timofejewna, die wohl wieder etwas an ihm äußerst komisch fand, lachte laut auf, aber auch jetzt rührte er sich noch nicht. So hielt ihn Warwara Petrowna unbarmherzig in diesem Schweigen und betrachtete ihn wohl eine geschlagene Minute lang schonungslos vom Scheitel bis zur Sohle.

»Zuerst gestatten Sie, von Ihnen selbst Ihren Namen zu erfahren«, sagte sie endlich gemessen und vollkommen ruhig.

»Hauptmann Lebädkin«, dröhnte sofort die Antwort. »Ich bin gekommen, gnädige Frau...« Und schon war er wieder im Begriff, sich zu erheben.

»Erlauben Sie!« hielt ihn Warwara Petrowna auf. »Dieses bemitleidenswerte Geschöpf, das ich in der Kirche angetroffen habe und das mein Interesse erregt, ist Ihre Schwester?«

»Jawohl, gnädige Frau, meine Schwester, die meiner

Digitized by Google

Aufſicht entſchlüpft iſt, denn da ſie ſich in ſolchen Umſtänden befindet...« er verſtummte plötzlich und wurde feuerrot.

»Das heißt, mißverſtehen Sie das nicht, gnädige Frau,« verwickelte er ſich noch mehr, »der leibliche Bruder würde ſo was nicht ſagen... In ſolchen Umſtänden, das heißt nicht etwa in ſolchen Umſtänden, im Sinne von – in einem Sinne, der die Ehre befleckt... ich meine, den Ruf...«

Er brach ab.

»Mein Herr!« Warwara Petrowna hob den Kopf.

»Das heißt in ſolchem Zuſtande!« ſchloß er plötzlich und unvermutet, mit dem ſteifen Finger ſich vor die Stirn tippend.

Alle ſchwiegen eine Zeitlang.

»Leidet ſie ſchon lange daran?« fragte Warwara Petrowna endlich.

»Gnädige Frau, ich bin gekommen, um für die an der Kirchentür erwieſene Großmut zu danken, ſo recht auf ruſſiſche, auf brüderliche Art...«

»Auf brüderliche –?«

»Das heißt, gnädige Frau, nicht auf brüderliche... oder nur in dem Sinne auf brüderliche Art, daß ich der Bruder meiner Schweſter bin, gnädige Frau, und, glauben Sie mir, gnädige Frau,« begann er wieder ſchneller zu ſprechen, mit hochrotem Kopf, »daß ich gar nicht ſo ungebildet bin, wie ich auf den erſten Blick in Ihrem Salon erſcheinen mag. Wir, meine Schweſter und ich, ſind überhaupt nichts im Vergleich mit der Pracht, die wir hier ſehen. Dazu haben wir noch Verleumder. Aber auf ſeinen Ruf hält Lebädkin viel und iſt ſtolz darauf, gnädige Frau, und... und ich... ich bin gekommen, um mich zu bedanken... gnädige Frau, hier iſt das Geld!«

Und er riß ſein Portefeuille aus der Bruſttaſche und be-

Digitized by Google

gann, zitternd vor Ungeduld, mit bebenden Fingern die Papierscheine hervorzuzerren. Man fühlte, daß er so schnell wie möglich irgend etwas aufklären wollte. Andererseits fühlte er wieder, daß diese Geschichte mit dem Gelde ihn noch dümmer erscheinen ließ, und so verlor er denn die letzte Kaltblütigkeit. Die Finger zitterten, die Scheine wollten sich nicht zählen lassen, und zur Erhöhung der peinlichen Situation fiel noch ein grüner Papierschein, im Zickzack niedertaumelnd, auf den Teppich.

»Zwanzig Rubel, gnädige Frau.« Mit den Scheinen in der Hand wollte er auf Warwara Petrowna zutreten. Als er den gefallenen Schein bemerkte, bückte er sich schon, um ihn aufzuheben, bedachte sich aber, schämte sich entsetzlich und winkte schließlich mit der Hand ab.

»Für Ihre Leute, gnädige Frau, für den Diener, wenn er hier aufräumt – mag er an Lebädkin denken!«

»Aber das kann ich unmöglich zulassen!« sagte Warwara Petrowna schnell.

»In dem Falle...« er bückte sich, hob den Schein auf, wurde dabei purpurrot im Gesicht und trat schnell ein paar Schritte vor – die zwanzig Rubel in der Hand Warwara Petrowna hinhaltend.

»Was wollen Sie?!« Warwara Petrowna erschrak nun doch so, daß sie im Schreck sogar den Sessel zurückschob.

Mawrikij Nikolajewitsch, Stepan Trofimowitsch und ich traten unwillkürlich vor...

»Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, ich bin nicht verrückt, bei Gott, ich bin nicht verrückt!« beteuerte der Hauptmann nach allen Seiten hin.

»Nein, mein Herr, Sie scheinen doch nicht bei vollem Verstande zu sein!«

Digitized by Google

»Gnädige Frau, das ist ja alles nicht das, was Sie denken! Ich bin selbstverständlich nur ein Nichtswürdiger ... Oh, gnädige Frau, reich sind Ihre Prunkgemächer, aber arm sind sie bei Maria der Unbekannten, meiner Schwester, der geborenen Lebädkin, die wir vorläufig ‚Maria die Unbekannte' nennen wollen. Aber nur vorläufig, gnädige Frau, nur zeitweilig, sintemal Gott selber es nicht zulassen wird, daß wir es ewig tun müssen! Gnädige Frau, Sie haben ihr zehn Rubel gegeben, und sie hat das Geld angenommen, aber nur, weil Sie es waren, gnädige Frau! Hören Sie es wohl, von niemandem in der ganzen Welt würde sie etwas annehmen, diese ‚unbekannte Maria', denn sonst müßte sich der Stabsoffizier, ihr Großvater, der im Kaukasus unter den Augen Ermoloffs fiel, noch im Grabe umdrehen! Aber von Ihnen wird sie alles annehmen, gnädige Frau, aber wenn sie mit der einen Hand zehn Rubel nimmt, so wird sie mit der anderen zwanzig zurückgeben, als Gabe an einen der Wohltätigkeitsvereine, deren Mitglied Sie sind, gnädige Frau. Sie haben doch in den ‚Moskauer Nachrichten' angezeigt, daß sich jeder hier in dem Buche Ihres Wohltätigkeitsvereins einschreiben kann...«

Der »Hauptmann« stockte wieder und atmete schwer, wie nach einer übergroßen Kraftanstrengung; auf seiner Stirn perlten buchstäblich dicke Schweißtropfen. Die Rede über den Wohltätigkeitsverein schien er schon vorbereitet zu haben und wahrscheinlich gleichfalls unter Liputins Leitung. Warwara Petrowna sah ihn durchdringend an.

»Dieses Buch,« sagte sie streng, »liegt unten bei meinem Portier. Dort können Sie sich zu jeder Zeit einschreiben, wenn Sie wollen. Jetzt aber bitte ich Sie, Ihr Geld wieder einzustecken und nicht so in der Luft damit herumzufuchteln

Digitized by Google

... So! Auch bitte ich Sie, ſich wieder auf Ihren alten Platz zu ſetzen... So! Es tut mir leid, mein Herr, daß ich mich im Falle Ihrer Schweſter ſo verſehen und ihr ein Almoſen gegeben habe, während ſie reich iſt. Nur eines verſtehe ich nicht – warum ſie nur von mir allein und ſonſt von niemandem etwas annehmen würde. Sie haben das ſo betont, daß ich darüber gern eine nähere Erklärung hören würde.«

»Gnädige Frau, das iſt ein Geheimnis, das erſt im Grabe begraben ſein wird!« antwortete der »Hauptmann«.

»Was... wollen Sie damit ſagen?« fragte Warwara Petrowna mit nicht mehr ganz ſo feſter Stimme wie bisher.

»Gnädige Frau... gnädige Frau...!« er verſtummte, blickte finſter zu Boden und drückte die rechte Hand aufs Herz. Warwara Petrowna wartete, doch ohne ihn aus den Augen zu laſſen.

»Gnädige Frau!« rief er plötzlich aus, »geſtatten Sie mir, eine Frage an Sie zu ſtellen, nur eine einzige, ganz offen, gerade heraus, auf ruſſiſche Art, alſo unmittelbar aus der Seele?«

»Bitte.«

»Haben Sie je gelitten im Leben, gnädige Frau?«

»Sie wollen damit wohl ſagen, daß Sie durch irgend jemanden gelitten haben oder noch leiden?«

»Gnädige Frau, ach, gnädige Frau!« rief er erregt, ſprang wieder auf und ſchlug ſich an die Bruſt. »Hier in dieſem Herzen hat ſich ſo viel aufgehäuft, ſo viel, ſage ich Ihnen, daß Gott ſelbſt ſich wundern wird, wenn er es beim jüngſten Gericht erfährt!«

»Hm, ſtark geſagt!«

»Gnädige Frau, ich ... vielleicht ſpreche ich – mit zu großer Dreiſtigkeit...«

Digitized by Google

»Beunruhigen Sie sich nicht, ich werde schon wissen, wann es nötig sein wird, Sie zu unterbrechen.«

»Kann ich noch eine Frage an Sie stellen, gnädige Frau?«

»Fragen Sie.«

»Kann man vor lauter Seelengröße sterben?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe mir nie diese Frage gestellt.«

»Sie wissen es nicht! Sie haben sich nie diese Frage gestellt!« rief er mit pathetischer Ironie. »Wenn's so ist, wenn's so ist, dann freilich –

‚Schweig stille, mein Herze!'"

und er schlug sich von neuem verzweifelt an die Brust.

Schon ging er wieder im Zimmer umher. Die erste Eigenschaft von Menschen seiner Art pflegt die vollständige Unfähigkeit zu sein, sich irgendwie selbst im Zaume zu halten: sie folgen im Gegenteil machtlos dem ununterdrückbaren Bedürfnis, alles, was ihnen gerade einfällt, sofort auch zu äußern. Gerät dann einmal ein derartiger Mensch in eine Gesellschaft, in die er nicht hineingehört, so wird er sich zunächst vielleicht ganz schüchtern geben, dann aber, in demselben Grade, in dem man ihn gewähren läßt, aus sich herausgehen und am Ende zu Unverschämtheiten, wenn nicht gar Tätlichkeiten übergehen.

Der »Hauptmann« war schon in eine bedrohliche Erregung geraten: fuchtelnd ging er auf und ab, überhörte die Fragen, die man an ihn stellte, und sprach so schnell, daß die Zunge bei den Zischlauten sich gleichsam überschlug und er häufig von einem Satz zusammenhanglos auf den andern übersprang. Ganz nüchtern war er wohl wirklich nicht. Lisa schien er gar nicht zu beachten. Und doch war es andererseits klar, daß gerade ihre Anwesenheit ihn maßlos aufregte.

Digitized by Google

So mußte es denn doch wohl, bedachte man die ganze unglaubliche Situation, einen tieferen Grund haben, warum Warwara Petrowna ihren Widerwillen unterdrückte und dieſen Menſchen immer noch anhörte. Praskowja Iwanowna zitterte einfach vor Angſt, doch begriff ſie wohl kaum, um was es ſich eigentlich handelte. Stepan Trofimowitſch zitterte gleichfalls, er jedoch, weil er wie gewöhnlich viel mehr zu »begreifen« glaubte, als da überhaupt zu begreifen war. Mawrikij Nikolajewitſch hielt ſich ſo, als fühle er ſich für unſere allgemeine Sicherheit verantwortlich, während Liſa blaß und mit großen Augen unabläſſig den wilden Hauptmann anſtarrte. Schatoff ſaß wie immer mit geſenktem Kopf.

Aber am befremdlichſten war, daß Marja Timofejewna nicht nur zu lachen aufgehört hatte, ſondern ganz traurig geworden war: den rechten Arm auf den Tiſch geſtützt, folgte ſie mit traurigem Blick den Geſten und Deklamationen ihres Bruders. Nur Darja Pawlowna ſchien mir ruhig zu ſein.

»Das ſind ja lauter unſinnige Allegorien,« ſagte plötzlich Warwara Petrowna geärgert. »Sie haben mir noch immer nicht auf meine Frage geantwortet: warum? Ich will es wiſſen!«

»Ich habe nicht geſagt, ‚warum‘? Sie wollen eine Antwort auf dieſes ‚Warum‘?« wiederholte Lebädkin und zwinkerte. »Ja, gnädige Frau, dieſes kleine Wörtchen ‚warum‘ iſt über das ganze Weltall ergoſſen, ſchon ſeit dem erſten Tage der Schöpfung, und die ganze Schöpfung ſelber ſchreit täglich ihrem Schöpfer zu: ‚warum‘? Und nun ſind es ſchon ſiebentauſend Jahre, daß ſie keine Antwort darauf erhält! Muß nun wirklich einzig und allein der Hauptmann Lebädkin eine Antwort darauf geben? Iſt dieſe Forderung auch gerecht, gnädige Frau?«

Digitized by Google

»Aber das iſt ja Unſinn, nichts als Unſinn!« Warwara Petrowna ärgerte ſich und verlor endlich die Geduld. »Sie kommen wieder mit Allegorien und reden in einem Tone, mein Herr, den ich mir verbitten möchte.«

»Gnädige Frau!« – der »Hauptmann« hörte ſie wieder gar nicht an – »vielleicht würde ich gerne Erneſt heißen wollen, und währenddeſſen bin ich gezwungen, den einfachen Namen Ignatius zu tragen – warum das? hä?! Ich möchte vielleicht gerne Prince de Montbar heißen und doch muß ich mich nur Lebädkin nennen – hä! Warum das? Ich bin ein Poet, gnädige Frau, in meiner Seele ein Poet, und ich könnte von einem Verleger mit Kußhand tauſend Rubel bekommen, und doch bin ich gezwungen, in einem elenden Loche zu wohnen – warum das? hä! Warum das? Gnädige Frau, und meiner Meinung nach iſt Rußland überhaupt nur eine Farce der Natur und nichts weiter!«

»Etwas Beſtimmteres können Sie wohl auf meine Frage nicht ſagen?«

»Ich kann Ihnen ein Gedicht von einer Schabe vortragen, gnädige Frau!«

»Wa–a–as?«

»Nein, übergeſchnappt bin ich noch nicht, gnädige Frau! Aber das werde ich ſpäter einmal ſein, bloß vorläufig bin ich's noch nicht! Gnädige Frau, einer meiner Freunde hat eine Kryloffſche Fabel gedichtet. Das iſt die Fabel von der Schabe, und wenn ich ſie herſagen ſoll –?«

»Sie wollen eine Kryloffſche Fabel deklamieren?«

»Nein, keine Kryloffſche Fabel, gnädige Frau, ſondern eine von mir verfaßte Lebädkinſche Fabel! Glauben Sie mir doch, gnädige Frau, daß ich gebildet genug bin, um den großen Fabeldichter Kryloff zu kennen, für den der Kultus-

Digitized by Google

miniſter in Petersburg im Sommergarten ein Denkmal errichtet hat, um das jetzt die Kinder herumlaufen. Sie fragen ‚warum'?, gnädige Frau, ‚warum'? – Die Antwort darauf iſt auf dem Hintergrunde dieſer Fabel mit goldenen Lettern geſchrieben!«

»Nun ſchön, ſo tragen Sie Ihre Fabel vor.«

Und Lebädkin begann ſofort:

»Es war einmal eine Schabe,
Eine Schabe von Kindheit an,
Die kletterte und fiel
Gerade in ein Fliegenglas,
Das Fliegengift enthielt . . .«

»Mein Gott, was iſt denn das wieder!« Warwara Petrowna ſah ſich um.

»Was das iſt, gnädige Frau? Das iſt, wenn im Sommer,« – der »Hauptmann« geſtikulierte wieder wie wild und hatte ganz die gereizte Ungeduld eines Redners, den man in ſeinem Vortrag unterbrochen hat – »wenn im Sommer viele Fliegen ins Glas kriechen, ſo daß Fliegenſäure entſteht, was doch jeder Eſel weiß... Unterbrechen Sie mich nicht, um Gottes willen, unterbrechen Sie mich nicht... Sie werden ſchon ſehen, ſie werden ſchon ſehen! –

‚Die Fliegen riefen: was iſt das?
Das iſt doch wirklich toll!
Wir haben ſelber wenig Naß,
Das Glas iſt ſowieſo ſchon voll!
Und ſchrien wie verrückt
Zum Jupiter empor.
Da kam der Diener Nikiphor . . .'

– weiter habe ich es eigentlich noch nicht fertig,« brach hier der Hauptmann ab. »Nikiphor nimmt aber das Glas und

Digitized by Google

gießt es aus, die ganze Komödie, die Fliegen, die große Schabe, ohne aufs Geschrei zu achten, was man schon längst hätte tun sollen! Doch passen Sie auf, gnädige Frau, passen Sie auf, die Schabe klagt nicht! Und da haben Sie auch gleich die Antwort auf Ihre Frage – auf Ihre Frage ‚warum?'« rief er triumphierend aus. »Die Schabe klagt nicht! ... Der Nikiphor ist natürlich ganz einfach die Natur selbst«, fügte er schnell hinzu und ging zufrieden auf und ab.

Warwara Petrowna war außer sich. »Erlauben Sie, daß nun auch ich Sie etwas frage! Was ist das für ein Geld, das Ihnen Nikolai Wsjewolodowitsch übersandt haben soll? Ein Geld, das Sie nicht vollzählig erhalten haben wollen? Weshalb Sie sich erdreisten, eine zu meinem Hause gehörige Person zu verdächtigen, den Rest unterschlagen zu haben?«

»Verleumdung!« brüllte Lebädkin mit tragisch erhobener rechter Hand.

»Nein, das ist keine Verleumdung.«

»Gnädige Frau, es gibt Umstände, die einen zwingen, eher eine Familienschande zu tragen, als laut die Wahrheit zu verkünden! – Lebädkin wird nichts ausplaudern, gnädige Frau!«

Er war wie geblendet: er schien entzückt zu sein und fühlte seine Bedeutung. Jetzt wollte er bereits beleidigen, Rätsel aufgeben, seine Macht zeigen...

»Klingeln Sie bitte, Stepan Trofimowitsch«, bat Warwara Petrowna.

»Oh, Lebädkin ist klug, gnädige Frau!« fuhr er fort und zwinkerte ihr mit unangenehmem Lächeln zu. »Lebädkin ist klug, aber auch er hat ein Hindernis, auch er hat eine Vorstufe der Leidenschaften! Und diese Vorstufe – das ist die alte kriegerische Husarenflasche! Wenn Lebädkin in diesem

Digitized by Google

Vorraum ist, gnädige Frau, so geschieht es wohl auch, daß er einen Brief in Versen abschickt, in pr–r–rachtvollen Versen, aber den er dann mit allen Tränen seines Lebens zurückkaufen möchte, sintemal durch ihn das Maß des Schönen gestört ward. Doch der Vogel ist ausgeflogen – kannst ihn nicht mehr am Schwänzchen einfangen! Sehen Sie, gnädige Frau, das ist der Vorraum. Lebädkin konnte wohl ein Wort fallen lassen, als er über das edle Mädchen sprach – in der Form eines edlen Unwillens, einer durch Beleidigungen aufgebrachten edlen Seele, wessen sich jedoch, unedel genug, seine Verleumder sofort bedient haben. Aber Lebädkin ist klug, gnädige Frau, und umsonst sitzt über ihm der unheilbringende Wolf, ewig ihn reizend und auf den Augenblick wartend: Lebädkin wird sich nicht vergessen und ausplaudern! Und auf dem Boden der Flasche erweist sich jedesmal anstatt des Erwarteten – die Schlauheit Lebädkins! Doch genug, oh, genug, gnädige Frau! Ihre Prunkgemächer könnten dem edelsten aller menschlichen Lebewesen gehören, doch die Schabe klagt nicht! Begreifen Sie, oh, begreifen Sie doch endlich, daß die Schabe nicht klagt, und ehren Sie ihren großen Geist!«

In diesem Augenblick ertönte unten am Portal die Glocke und bald darauf erschien der alte würdige Alexei Jegorowitsch, etwas außer Atem, da er auf das Klingelzeichen nicht sofort erschienen war.

»Nikolai Wssewolodowitsch haben geruht einzutreffen und kommen schon hierher«, sagte er auf Warwara Petrownas fragenden Blick.

Ich erinnere mich noch heute deutlich dieses Augenblicks. Warwara Petrowna erblaßte zuerst, dann aber richtete sie sich mit einem Ausdruck starrer Entschlossenheit in ihrem

Digitized by Google

Seſſel auf. Wir waren alle erſtaunt, ja beinahe erſchreckt, – nicht nur durch dieſe plötzliche Ankunft Nikolai Wſſewolodowitſchs, der erſt einen Monat ſpäter erwartet wurde, ſondern mehr noch durch das geradezu unheimliche Zuſammentreffen dieſer Zufälle. Selbſt der »Hauptmann« blieb wie ein Pfoſten mitten im Zimmer ſtehen und ſtarrte mit offenem Munde und dummem Geſicht auf die Tür.

Doch da hörten wir auch ſchon vom Nebenzimmer her, einem langen großen Saal, ſchnelle, kleine Schritte ſich nähern, Schritte, die auffallend raſch und kurz klangen. Und auf der Schwelle erſchien – nicht Nikolai Wſſewolodowitſch, ſondern ein vollkommen unbekannter junger Mann.

V

Es war ein Menſch von etwa ſiebenundzwanzig Jahren, ein wenig über mittelgroß, mit dünnem, blondem, ziemlich langem Haar und einem kaum ſich abhebenden unſcheinbaren Schnurrbart und Bärtchen. Er war ſauber und ſogar modern gekleidet, aber nicht elegant. Auf den erſten Blick ſchien er ungelenk und griesgrämig zu ſein, obgleich er in Wirklichkeit weder das eine noch das andere, ſondern im Gegenteil, äußerſt gewandt und unterhaltend war. Einem kurzen, oberflächlichen Eindruck nach hätte man ihn für einen Sonderling halten können, und doch ſollte ſich hernach ſein Benehmen als gut und ſein Geſpräch als vollkommen ſachlich herausſtellen.

Niemand hätte im Grunde ſagen können, daß er häßlich ſei – und doch gefällt ſein Geſicht niemandem. Sein Schädel iſt von beiden Seiten gleichſam zuſammengedrückt und der Hinterkopf auffallend groß, ſo daß denn das Geſicht dadurch

Digitized by Google

etwas Spitzes bekommt. Seine Stirne ist hoch und schmal, aber die eigentlichen Gesichtszüge sind klein: ein kleines Näschen, scharfe Augen, dünne und lange Lippen. Dabei sieht er kränklich aus, aber das scheint nur so. In seinen Wangen ist, unter den Backenknochen, eine gewisse trockene Falte, die ihm das Aussehen eines Rekonvaleszenten nach einer schweren Krankheit verleiht. Und doch ist er vollkommen gesund, stark, und ist sogar nie in seinem Leben krank gewesen.

Er geht und bewegt sich immer sehr schnell, doch ohne sich dabei eigentlich zu beeilen. Ich glaube nicht, daß irgend etwas ihn verwirren könnte. In allen Lebenslagen und in jeder Gesellschaft bleibt er immer der gleiche. Es ist eine große Selbstzufriedenheit in ihm, doch er selbst weiß nichts davon. Er spricht schnell und hastend, aber voll Selbstvertrauen, und nie braucht er nach Worten zu suchen. Die Gedanken, die er vorbringt, sind bereits völlig zu Ende gedacht. Seine Aussprache ist ungemein deutlich: jedes Wort fällt wie ein glattes, rundes Körnchen aus einer großen Vorratskammer. Anfänglich gefällt das wohl, aber schon bald werden alle diese gleichsam schon fertigen Worte unangenehm und schließlich geradezu widerlich, und zwar gerade wegen dieser schon allzu deutlichen Aussprache, wegen dieses Perlengesickers ewig bereiter Worte. Und man stellt sich unwillkürlich vor, seine Zunge müsse ganz besonders geformt, ungewöhnlich lang, dünn und rot sein, mit einer dünnen, sich ununterbrochen drehenden Spitze.

Dieser junge Mann also kam in den Salon gleichsam hereingeflogen. Ich glaube wirklich, er begann schon im Vorsaal zu sprechen. Sprechend wenigstens trat er ein, und in einem Augenblick stand er schon vor Warwara Petrowna.

»... Denken Sie doch nur, Warwara Petrowna, ich

Digitized by Google

komme und glaube, daß er schon vor einer Viertelstunde hier angelangt sei. Wir trafen uns bei Kirilloff, er ging vor einer halben Stunde fort und sagte mir, ich solle in einer Viertelstunde herkommen —«

»Wer das? Wer hat Sie beauftragt, herzukommen?« fragte Warwara Petrowna.

»Aber Nikolai Wsewolodowitsch doch! So erfahren Sie es wirklich erst jetzt? Sein Gepäck muß doch schon längst hier eingetroffen sein! Hat man Ihnen denn das nicht gesagt? Übrigens könnte man ihm einen Wagen entgegenschicken, aber ich denke, er wird jeden Augenblick kommen, und zwar, wie's scheint, gerade in einem Augenblick, der seinen Erwartungen und, soweit ich wenigstens beurteilen kann, auch einigen seiner Berechnungen durchaus entspricht.« Bei diesen Worten sah er sich die Anwesenden an und ganz besonders scharf den »Hauptmann«. »Ah, Lisaweta Nikolajewna, wie es mich freut, Ihnen gleich auf meinem ersten Wege zu begegnen... Gestatten Sie —« und er flog schnell zu ihr, um das ihm lächelnd entgegengestreckte Händchen Lisas zu drücken. »Und auch unsere hochverehrte Praskowja Iwanowna hat ihren ‚Professor' nicht vergessen, und scheint sich noch nicht einmal über ihn und sein Erscheinen zu ärgern, wie es in der Schweiz immer geschah. Aber wie steht es denn jetzt mit Ihren Füßen? Hatte man recht, als man Ihnen schließlich als bestes Mittel Heimatluft verschrieb?... Wie? Kompressen? Ja, das mag ganz gut sein! Wie habe ich es nur bedauert, Warwara Petrowna,« — er drehte sich schnell schon wieder herum — »daß ich Sie schließlich in der Schweiz nicht mehr antraf, zumal ich Ihnen so vieles mitzuteilen hatte! Ich habe allerdings an meinen Alten geschrieben, aber der wird nach seiner Gewohnheit wohl wieder —«

Digitized by Google

»Petruſcha!« rief da Stepan Trofimowitſch aus, erſt jetzt plötzlich aus der Erſtarrung erwachend: er warf die Arme in die Luft und ſtürzte zu ſeinem Sohn. »Pierre, mon enfant, ich habe dich nicht einmal erkannt!« und er umarmte ihn krampfhaft, während Tränen ihm über die Wangen liefen.

»Schon gut, ſchon gut, keine Albernheiten und keine Geſten, wenn ich bitten darf, aber ſo laß doch!« wehrte Petruſcha ſchnell ab und gab ſich alle Mühe, ſich aus den Armen des Vaters zu befreien.

»Ich habe dir immer, immer Unrecht getan!«

»Schon gut. Davon ſpäter. Konnte mir ſchon denken, daß du wieder Albernheiten machen würdeſt! So ſei doch ein wenig nüchterner, ich bitte dich.«

»Aber ich habe dich doch zehn Jahre lang nicht geſehen!«

»Um ſo weniger Grund zu ſolchem Überſchwang...«

»Mais, mon enfant!«

»Glaub's ſchon, glaub's ſchon, daß du mich liebſt, nimm nur, bitte, die Hände weg... Du ſtörſt doch auch die anderen ... Ah, da iſt ja auch ſchon Nikolai Wſſewolodowitſch... aber ſo höre doch endlich auf mit den Albernheiten, ich bitte dich!«

Nikolai Wſſewolodowitſch war in der Tat ſchon im Salon: er war ſehr geräuſchlos eingetreten und einen Augenblick in der Tür ſtehen geblieben, während ſein ruhiger Blick die Verſammlung überflog.

Genau ſo wie vor vier Jahren, als ich ihn zum erſten Male ſah, war ich auch jetzt wieder erſtaunt über ſeine Erſcheinung. Ich hatte ihn durchaus nicht vergeſſen; aber ich glaube, es gibt Geſichter, die jedesmal, wenn ſie auftauchen, wieder etwas Neues mit ſich bringen, etwas, das man bis dahin noch nicht an ihnen bemerkt hat. Äußerlich war er

Digitized by Google

anſcheinend ganz derſelbe wie vor vier Jahren: genau ſo elegant, genau ſo unnahbar, beim Eintreten genau ſo gemeſſen wie damals, ja, faſt war er ſogar ebenſo jung. Sein leichtes Lächeln war wieder ſo offiziell freundlich und ſelbſtbewußt, und ſein Blick unverändert ſtreng, in ſich hineindenkend und doch gleichſam zerſtreut. Kurz, es war mir, als hätte ich ihn geſtern zuletzt geſehen. Nur eines machte mich ſtutzig: man hatte ihn zwar immer ſchön gefunden, aber ſein Geſicht glich tatſächlich manchmal einer Maske, wie einzelne gehäſſige Damen unſerer Geſellſchaft behaupteten. Jetzt aber – ich weiß nicht, weshalb – jetzt erſchien er mir ſchon auf den erſten Blick von vollendeter, unbeſtreitbarer Schönheit, ſo daß man unter keinen Umſtänden noch hätte ſagen können, ſein Geſicht erinnere an eine Maske. Kam das vielleicht daher, daß er ein wenig bleicher war als früher und, wie mir ſchien, ein wenig abgenommen hatte? Oder leuchtete jetzt vielleicht ein neuer Gedanke in ſeinem Blick?

»Nikolai Wſſewolodowitſch!« rief Warwara Petrowna, ſich ſteif aufrichtend, doch ohne ſich von ihrem Lehnſtuhl zu erheben, und indem ſie den Eintretenden mit einer befehlenden Handbewegung zum Stehenbleiben zwang – »bleibe dort noch einen Augenblick!...«

Um die nun folgende furchtbare Frage Warwara Petrownas verſtehen zu können (um deretwillen ſie ihn mit dieſer Bewegung und dieſem Befehl nicht nähertreten ließ), dieſe Frage, die ich Warwara Petrowna nie und nimmer zugetraut hätte, ja, ſelbſt deren Möglichkeit mir undenkbar erſchienen wäre, – um dieſe Frage wirklich zu verſtehen, muß man ſich zunächſt den Charakter Warwara Petrownas vergegenwärtigen, wie er ſeit jeher war und von welcher ungeſtümen Gewalttätigkeit er in manchen außergewöhnlichen

Digitized by Google

Augenblicken ſein konnte. Ich bitte auch in Erwägung zu ziehen, daß ungeachtet ihrer großen ſeeliſchen Feſtigkeit, des nicht geringen Verſtandes und des guten Teiles von Takt- und Zartgefühl, den ſie beſaß, in ihrem Leben dennoch ſtändig Augenblicke wiederkehrten, wo ſie ſich völlig und, wenn man ſo ſagen darf, ohne ſich im Zaum zu halten, für etwas einſetzte oder ſich für etwas hingab. Ferner bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß der gegenwärtige Augenblick für ſie tatſächlich einer von jenen ſein konnte, in denen ſich plötzlich alles Weſentliche eines Menſchenlebens wie in einem Brennpunkt vereinigt – alles Durchlebte, alles Gegenwärtige und ... warum nicht auch alles Zukünftige? Und ſchließlich ſei noch an den anonymen Brief erinnert, den ſie erhalten hatte und von dem ſie kurz vorher in der Gereiztheit zu Liſas Mutter einiges hatte verlauten laſſen, – freilich: ohne den weiteren Inhalt des Briefes zu verraten! Gerade in dieſem aber lag vielleicht die ganze Erklärung der Möglichkeit dieſer furchtbaren Frage, mit der ſie ſich jetzt plötzlich an den Sohn wandte.

»Nikolai Wſſewolodowitſch,« wiederholte ſie mit feſter Stimme, jede Silbe deutlich ausſprechend, »ich bitte Sie, hier ſofort zu ſagen, ohne ſich von der Stelle zu rühren, ob es wahr iſt, daß dieſe unglückliche, lahme Perſon – dieſe da, ſehen Sie ſie an!... Ob es wahr iſt, daß das... Ihre rechtmäßige Frau iſt?«*

Ich erinnere mich dieſes Augenblickes noch heute mit voller Deutlichkeit. Nikolai Wſſewolodowitſch zuckte mit keiner Wimper, ſah nur unverwandt ſeine Mutter an. Auch nicht die geringſte Veränderung ging auf ſeinem Geſichte vor.

* Die orthodoxe Kirche ließ damals eine Eheſcheidung noch nicht zu. E. K. R.

Digitized by Google

Endlich lächelte er langſam ein gleichſam nachſichtiges Lächeln und trat, ohne ein Wort zu ſagen, ſtill auf ſeine Mutter zu, erfaßte ihre Hand und führte ſie ehrerbietig an die Lippen. Und ſo ſtark war ſein unwiderſtehlicher Einfluß auf ſeine Mutter, daß ſie ihre Hand ihm auch jetzt nicht zu entziehen vermochte. Sie blickte ihn nur an und ihre ganze Seele lag in dieſem fragenden Blick. Noch einen Augenblick und ſie würde, ſo ſchien es, die Ungewißheit nicht länger ertragen haben.

Nikolai Wſſewolodowitſch aber ſchwieg auch jetzt noch. Nachdem er ihre Hand geküßt hatte, überflog ſein Blick noch einmal die Anweſenden, und mit demſelben langſamen Schritt trat er zu Marja Timofejewna. Es iſt ſchwer, die Geſichter der Menſchen in gewiſſen Augenblicken zu beſchreiben. In meiner Erinnerung habe ich z. B., daß Marja Timofejewna damals, faſt vergehend vor Schreck, ſich erhob und die Hände wie ihn anflehend faltete. Aber ich entſinne mich auch, daß zu gleicher Zeit in ihren Augen ein Entzücken aufleuchtete, ein ſo ſinnloſes, ſo maßloſes Entzücken, wie Menſchen es kaum oder nur ſchwer zu ertragen vermögen. Vielleicht war beides richtig: der Schreck, wie das Entzücken? Ich weiß es nicht: ich weiß nur, daß ich damals ſchnell einen Schritt vortrat, weil ich das Gefühl hatte, ſie werde ſogleich in Ohnmacht fallen.

»Sie können nicht hier bleiben«, ſagte Nikolai Stawrogin mit freundlicher, klangvoller Stimme zu ihr und in ſeinen Augen, die ſie anſahen, lag plötzlich eine große Zärtlichkeit.

Er ſtand in der ehrerbietigſten Haltung vor ihr und jede Bewegung verriet ungeheuchelte Hochachtung.

Und ungeſtüm, atemlos, halb flüſternd ſtammelte die Arme zu ihm empor:

Digitized by Google

»Aber kann ich... darf ich... jetzt gleich... vor Ihnen niederknien?«

»Nein, das dürfen Sie auf keinen Fall«, sagte er mit einem entzückenden Zulächeln, so daß sie plötzlich glückselig auflachte.

Und mit derselben melodischen Stimme, gut und lieb, als ob er einem kleinen Kinde zuredete, fügte er ernster hinzu:

»Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Mädchen sind und ich Ihr ergebenster Freund zwar, doch immerhin ein Ihnen fremder Mensch bin, weder Ihr Gatte, noch Vater, noch Bräutigam. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen den Arm reiche, und lassen Sie uns gehen. Ich werde Sie zum Wagen führen und, wenn Sie es erlauben, auch nach Hause begleiten.«

Sie hörte ihn an und senkte wie sinnend den Kopf.

»Gehen wir«, sagte sie dann, seufzte und nahm seinen Arm.

Hierbei geschah ihr aber ein kleines Unglück: sie mußte wohl zu hastig, wahrscheinlich mit ihrem kranken, dem zu kurzen Fuß aufgetreten sein, – jedenfalls knickte sie und fiel seitwärts gegen den Sessel und wäre wohl zu Boden gefallen, wenn Nikolai Wssewolodowitsch sie nicht sofort aufgefangen und gehalten hätte. Er legte ihre Hand auf seinen Arm, stützte sie stark und führte sie, teilnehmend und helfend, behutsam zur Tür. Sie war sichtlich sehr betrübt über ihren Fall, war verlegen und schämte sich schrecklich. Stumm, mit niedergeschlagenen Augen, tief hinkend wackelte sie neben ihm her, fast hängend an seinem Arm. So gingen sie hinaus. Ich sah, wie Lisa, die aus irgendeinem Grunde plötzlich aufsprang, ihnen mit starrem Blick die ganze Zeit nachsah bis zur Tür. Dann setzte sie sich wortlos wieder hin, doch in

Digitized by Google

ihrem Gesicht war ein krampfartiges Zucken, als hätte sie etwas Ekelhaftes berührt.

Während der ganzen Szene zwischen Nikolai Wssewolodowitsch und Marja Timofejewna hatte die größte Stille geherrscht.

Als sich jetzt die Türe hinter ihnen schloß, fingen plötzlich alle auf einmal zu sprechen an.

VI

Das heißt, nein, es wurde nicht gesprochen: es waren wohl nur Ausrufe, die man hörte. Die Reihenfolge derselben habe ich in der allgemeinen Verwirrung, die herrschte, vergessen. Sogar Mawrikij Nikolajewitsch sagte ein paar Worte. Stepan Trofimowitsch rief wieder etwas auf Französisch aus und schlug die Hände zusammen. Doch am meisten ereiferte sich sein Sohn Pjotr Stepanowitsch: er bemühte sich verzweifelt und mit großen Gesten, Warwara Petrowna von etwas zu überzeugen, er wandte sich an Praskowja Iwanowna, er wandte sich an Lisaweta Nicolajewna, ja, er rief im Eifer sogar seinem Vater etwas zu – kurz, er drehte sich mit größter Lebendigkeit im Zimmer umher. Warwara Petrowna hatte sich, hochrot im Gesicht, im ersten Augenblick von ihrem Platz erhoben und erregt Praskowja Iwanowna zugerufen: »Hast du gehört, hast du gehört, was er ihr soeben gesagt hat?« Doch diese konnte nicht mehr antworten; sie winkte nur abwehrend mit der Hand und murmelte etwas Unverständliches: sie hatte eine neue Sorge, und immer wieder wandte sie den Kopf zu Lisa hin – doch aufstehen und davonfahren, das wagte sie nicht mehr, bevor sich die Tochter nicht selbst dazu entschloß. Inzwischen suchte

Digitized by Google

ſich der »Hauptmann« fortzuſchleichen, aber der Schreck, der ihm bei dem Erſcheinen Nikolai Wſſewolodowitſchs in die Glieder gefahren war, lähmte ihn noch ſo ſehr, daß er es ungeſchickt genug anfing und Pjotr Stepanowitſch ihn, gerade als er aus der Tür ſchlüpfen wollte, noch am Ärmel erwiſchte und zurückzog.

»Das iſt unbedingt nötig, unbedingt«, ſagte er, ſeine Silben wieder wie Perlen ſtreuend, zu Warwara Petrowna, die er noch immer von irgend etwas zu überzeugen ſuchte.

Er ſtand vor ihr, ſie aber hatte ſich ſchon wieder geſetzt und hörte ihn mit Spannung an, woraus hervorging, daß er ſich endlich ihre volle Aufmerkſamkeit errungen hatte. »Das iſt unbedingt nötig, unbedingt! Sie ſehen doch ſelbſt, daß hier ein Mißverſtändnis vorliegt. Es iſt aber alles viel einfacher, als es ſcheint. Ich weiß ſehr wohl, daß mich niemand bevollmächtigt hat, Ihnen das alles zu erzählen, und es ſcheint vielleicht geradezu, daß ich mich Ihnen aufdränge. Aber ganz abgeſehen davon, daß Nikolai Wſſewolodowitſch ſelbſt dieſer ganzen Sache weiter gar keine Bedeutung zuſchreibt, gibt es doch auch Fälle, in denen es einem ſchwer fällt, perſönlich die nötigen Erklärungen zu geben – und da iſt es denn unbedingt geboten, daß ein anderer ſich dazu entſchließt, dem es weit leichter fällt, von gewiſſen zarten Dingen zu ſprechen. Glauben Sie mir, Nikolai Wſſewolodowitſch war durchaus nicht im Unrecht, als er Ihnen keine radikale Antwort auf Ihre Frage vorhin gab, – ganz abgeſehen davon, daß die Geſchichte überhaupt nicht ſo wichtig iſt. Ich kenne Nikolai Wſſewolodowitſch ſchon von Petersburg her, und ich kann Sie verſichern, daß alles, was da vorliegt, ihm nur Ehre macht – wenn man dieſes unbeſtimmte Wort ‚Ehre' nun ſchon einmal gebrauchen ſoll...«

Digitized by Google

»Sie wollen damit ſagen, daß Sie Augenzeuge eines Geſchehniſſes waren, aus dem dann dieſe ganze... dieſes Mißverſtändnis entſtanden iſt?«

»Jawohl, Augenzeuge, und ſogar Teilnehmer, wenn Sie wollen«, beſtätigte Pjotr Stepanowitſch ſchnell.

»Wenn Sie mir Ihr Wort darauf geben können, daß es die Gefühle meines Sohnes zu mir nicht kränken wird, zu mir, der er nicht das Ge–ring–ſte verheimlicht... und wenn Sie dabei ſo überzeugt ſind, daß Sie ihm damit einen Gefallen erweiſen –«

»Unbedingt einen Gefallen, und mir ſelbſt wird es ein Vergnügen ſein. Ich bin überzeugt, er würde mich ſelbſt darum bitten.«

Es war gewiß ſonderbar, daß dieſer plötzlich vom Himmel gefallene Menſch ſo aufdringlich fremde Erlebniſſe aufdecken wollte. Er hatte aber an Warwara Petrownas ſchmerzhafteſte Stelle gerührt und ſie dahin gebracht, wo er ſie zu haben wünſchte. Ich ſelbſt wußte damals von dieſem Menſchen noch ſo gut wie nichts, um ſo weniger konnte ich ſeine Abſichten durchſchauen.

»Sie meinen?« ſagte Warwara Petrowna, zunächſt noch vorſichtig und zurückhaltend, denn ſie litt offenbar darunter, daß ſie ſich ſo weit herabließ.

Und wieder fielen, eine nach der anderen, die klaren Silben ſeiner Rede, wie kleine Glasperlen von einer Schnur.

»Die Sache iſt ganz einfach. Im Grunde iſt es kaum mehr als eine Anekdote. Ein Romanſchriftſteller würde vielleicht einen Roman daraus machen. Und unintereſſant iſt der Stoff auch wirklich nicht. Praskowja Iwanowna und auch Liſaweta Nikolajewna werden gewiß gern zuhören, denn er enthält, wenn auch nicht wunderbare, ſo doch viele wun-

Digitized by Google

derliche Dinge. Als vor fünf Jahren in Petersburg Nikolai Wſſewolodowitſch dieſen Herrn Lebádkin, der ſich da ſoeben drücken wollte – Sie ſehen, mein abgeſetzter Herr Beamter des Proviantweſens, ich kenne Sie noch ſehr gut, und nicht minder ſind mir, wie Nikolai Wſſewolodowitſch, Ihre Gaunerſtreiche bekannt, über die Sie noch Rechenſchaft zu geben haben werden... Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, Warwara Petrowna, – vor fünf Jahren alſo, in Petersburg, da nannte Nikolai Wſſewolodowitſch dieſen Herrn ſeinen Falſtaff: das muß offenbar irgendein ehemaliger ‚caractère bourlesque‘ geweſen ſein,« fügte er plötzlich erklärend hinzu, »– ein Mann, der allen erlaubte, über ihn zu lachen, wenn man ihm dafür nur zahlte. Nikolai Wſſewolodowitſch führte damals in Petersburg ein Leben, ich kann mich nicht anders ausdrücken, aber es war ein ſpottſüchtiges Leben: denn blaſiert pflegt dieſer Menſch nie zu ſein, ſich aber mit irgendeiner Arbeit zu beſchäftigen, das verſchmähte er damals. Ich rede, wie geſagt, nur von der damaligen Zeit, Warwara Petrowna. Dieſer Lebádkin alſo hatte eine Schweſter bei ſich, dieſelbe, die ſoeben hier ſaß. Bruder und Schweſter hatten keinen eigenen Herd. Er trieb ſich vor den großen Warenhäuſern herum, ſelbſtverſtändlich ſtets in ſeiner alten Uniform, redete von den Vorübergehenden an, wer ihm von ihnen günſtig erſchien, und vertrank dann das auf dieſe Weiſe erbettelte Geld. Das Schweſterlein aber nährte ſich wie ein Vogel Gottes, half in den Winkeln und Ecken, wo ſie lebte, bald dem einen, bald dem anderen, und verdiente ſich ſo das Notwendigſte. Es war das ſchrecklichſte Sodom: ich übergehe die Schilderung dieſes Lebens, an dem damals auch Nikolai Wſſewolodowitſch aus ‚Verſchrobenheit‘ Anteil nahm. Das iſt ſein eigener Ausdruck. Er pflegt mir vieles

Digitized by Google

nicht zu verheimlichen. Mit Fräulein Lebädkin nun traf er eine Zeitlang öfter zusammen; sie begeisterte sich für ihn und er war – nun, er war so etwas wie der Brillant auf dem schmutzigen Fond ihres Lebens. Doch ich merke, daß ich ein schlechter Schilderer menschlicher Gefühle bin und fahre darum mit den Tatsachen fort. Törichte Leute begannen sie damals gleich zu necken und zu verspotten, und da wurde sie traurig. Überhaupt lachte man dort immer über sie, aber früher hatte sie das nicht bemerkt. Schon damals war ihr Verstand nicht ganz klar, wenn auch lange nicht so schwach und wirr wie jetzt. Es ist anzunehmen, daß sie als Kind – vielleicht dank irgendeiner Wohltäterin – eine etwas bessere Erziehung erhalten hat. Nikolai Wssewolodowitsch schenkte ihr zunächst nicht die geringste Aufmerksamkeit, wenn er dort mit ihrem Bruder und den kleinen Beamten zusammensaß und Karten spielte. Aber einmal, als man sie wieder beleidigte, packte er den betreffenden Beamten einfach am Kragen und warf ihn – es war im zweiten Stock – zum Fenster hinaus. Einen besonderen Unwillen, gekränkte Ritterlichkeit oder dergleichen konnte man an ihm dabei nicht wahrnehmen. Die ganze Szene ging vielmehr unter allgemeinem Gelächter vor sich, und am meisten amüsierte sie Nikolai Wssewolodowitsch selbst. Als alles glücklich ohne gebrochene Glieder abgelaufen war, versöhnte man sich wieder und begann Punsch zu trinken. Nur die Lebädkin konnte den Vorfall und ihren Beschützer nicht vergessen – und das endete dann schließlich mit der vollständigen Zerrüttung ihres Verstandes. Ich wiederhole nochmals, daß ich ein schlechter Schilderer von Gefühlen bin. Das Wichtigste war hierbei eben ihr Wahn. Und Nikolai Wssewolodowitsch tat dann noch alles, um ihn zu verstärken. Statt gleichfalls zu lachen,

Digitized by Google

begann er ſie plötzlich mit überraſchender Hochachtung zu behandeln. Kirilloff, der auch dabei war, – das iſt ein ſonderbarer und origineller Menſch, Warwara Petrowna, Sie werden ihn vielleicht noch einmal ſehen, denn er iſt jetzt hier – dieſer Kirilloff alſo, der ſonſt nur zu ſchweigen pflegt, ſagte plötzlich: er behandelt ſie wie eine Marquiſe und macht ſie damit noch ganz verrückt. Und was glauben Sie, was er dieſem Kirilloff, den er übrigens achtet, darauf geantwortet hat? ‚Sie ſcheinen anzunehmen, Herr Kirilloff, daß ich mich über ſie luſtig mache. Seien Sie verſichert, daß ich ſie in der Tat denkbar hoch achte, denn ſie iſt beſſer, als wir alle.‘ Und das ſagte er noch, wiſſen Sie, in vollkommen ernſtem Ton. Dabei hatte er ihr aber in all den Monaten kaum mehr als ‚guten Tag‘ und ‚Adieu‘ geſagt. Jetzt freilich brachte er ſie bald ſo weit, daß ſie ihn für ihren Bräutigam hielt, der ſie nur infolge von allen möglichen romantiſchen Familienhinderniſſen vorläufig nicht ‚entführen‘ könnte – wir aber hatten unſer weibliches Vergnügen daran. Die Geſchichte endete damit, daß Nikolai Wſſewolodowitſch, als er endlich abreiſen mußte, das war alſo vor jetzt etwa vier Jahren – er kam damals hierher zu Ihnen – ihr eine jährliche Penſion, ich glaube ungefähr dreihundert Rubel, wenn nicht mehr, ausſetzte. Mit einem Wort, es war höchſtens der phantaſtiſche Streich eines Beſchäftigungsloſen oder, wie Kirilloff ſagte, es war eine neue Etude eines überſättigten Menſchen, um zu erfahren, wie weit man eine arme Närrin bringen kann. ‚Sie haben,‘ ſagte Kirilloff, ‚ſich abſichtlich das letzte Geſchöpf unter den Menſchen ausgeſucht, ein krüppeliges Weſen, das ſowieſo ſchon mit Schlägen und Schande bedeckt iſt, und von dem Sie von vornherein ganz genau wiſſen, daß es an ſeiner tragikomiſchen Liebe zu Ihnen zugrunde

Digitized by Google

gehen muß – und plötzlich beginnen Sie, sie absichtlich zu betrügen, nur um zu sehen, was dabei wohl herauskommen wird.' Nun, ich meinerseits sehe nicht ein, wie ein Mensch daran schuld sein soll, wenn ein verrücktes Weib seinetwegen sich tolle Gedanken macht. Ein Weib, wohlverstanden, mit dem der betreffende Mensch kaum ein paar oberflächliche Worte gewechselt hat! Es gibt Dinge, Warwara Petrowna, über die man nicht nur nicht klug sprechen kann, sondern über die überhaupt zu sprechen schon nicht klug ist. Doch mag es nun Laune oder Sonderbarkeit gewesen sein, aber mehr kann man schon auf keinen Fall sagen; währenddessen aber macht man hier eine ganze Historie daraus... Ich bin zum Teil darüber unterrichtet, was hier vorgeht.«

Pjotr Stepanowitsch brach plötzlich ab und wandte sich wieder Lebädkin zu. Doch Warwara Petrowna hielt ihn, beinah zitternd vor Aufregung, zurück.

»Sind Sie fertig?« fragte sie.

»Nein, noch nicht. Zur Vervollständigung möchte ich noch diesen Herrn Lebädkin, wenn Sie gestatten... Sie werden gleich sehen, um was es sich handelt –«

»Genug, später, warten Sie einen Augenblick, ich bitte Sie! Oh, wie gut war es doch, daß ich Sie sprechen ließ!«

»Und vergessen Sie nicht, Warwara Petrowna,« Pjotr Stepanowitsch fuhr gleichsam auf, »daß Nikolai Wsjewolodowitsch persönlich Ihnen überhaupt keine Antwort auf Ihre Frage geben konnte – die vielleicht wirklich etwas zu kategorisch war.«

»Oh ja, das war sie nur zu sehr!«

»Und hatte ich nicht Recht, als ich sagte, einem Fremden ist es leichter, gewisse Dinge zu erklären, als einem Beteiligten?«

Digitized by Google

»Ja, ja... aber in einer Beziehung haben Sie ſich doch geirrt, und wie ich mit Bedauern ſehe, irren Sie ſich auch jetzt noch.«

»Wirklich? Und worin wäre das?«

»Ja, ſehen Sie... Aber wie wäre es, wenn Sie ſich ſetzten, Pjotr Stepanowitſch?«

»Oh, wie Sie wünſchen, ich bin auch müde, beſten Dank.«

Er zog gewandt einen Seſſel heran und drehte ihn ſo, daß er zwiſchen Warwara Petrowna und Praskowja Iwanowna, die ſich am Tiſch niedergelaſſen hatte, ſitzen konnte, während Lebädkin, den er nicht aus den Augen ließ, ihm nun gerade gegenüber ſtand.

»Ich meine, Sie irren ſich, wenn Sie dieſes eine ‚Laune‘, eine ‚Sonderbarkeit‘ nennen...«

»Oh, wenn es nur das iſt —«

»Nein, nein, nein, warten Sie«, unterbrach ihn Warwara Petrowna, die ſich offenbar zu einem langen und eingehenden Geſpräch vorbereitete.

Kaum gewahrte das Pjotr Stepanowitſch, da war er ſchon die Aufmerkſamkeit ſelbſt.

»Nein, das iſt etwas Höheres als eine Laune. Das iſt, ich verſichere Sie, beinahe etwas Heiliges. Das iſt Prinz Heinz, wie ihn Stepan Trofimowitſch früher ſo treffend nannte, und was vollkommen richtig wäre, wenn er nicht noch mehr an Hamlet erinnern würde.«

»Et vous avez raison«, beſtätigte Stepan Trofimowitſch mit Empfindung und Nachdruck.

»Ich danke Ihnen, Stepan Trofimowitſch. Ich danke Ihnen ganz beſonders für Ihren unerſchütterlichen Glauben an Nicolas, an den Adel ſeiner Seele. Dieſen Glauben haben

Digitized by Google

Sie auch in mir befeſtigt, als ich den Mut ſchon verlieren wollte.«

»Chère, chère...«

Stepan Trofimowitſch wollte ſchon vortreten, überlegte aber dann doch, daß es immerhin gewagt wäre, ſie zu unterbrechen.

»Und wenn Nicolas ſtets einen ſtillen, treuen und ſtarken Horatio neben ſich gehabt hätte – auch einer Ihrer ſchönen Vergleiche, Stepan Trofimowitſch –, ſo wäre er vielleicht längſt erlöſt (Warwara Petrowna geriet ſchon in einen ſingenden Ton) »von dieſem ‚Dämon der Ironie' – auch dieſen Ausdruck hat Stepan Trofimowitſch geprägt –, der ihn ſein Lebelang martert. Doch Nicolas hat nie weder einen Horatio noch eine Ophelia gehabt. Er hat nur eine Mutter gehabt. Aber was kann eine Mutter in ſolchen Dingen tun? Wiſſen Sie, Pjotr Stepanowitſch, es iſt mir jetzt vollkommen klar, daß ein Menſch wie Nicolas ſogar in dieſe ſchmutzigen Winkel hinabſteigen konnte. Ich begreife jetzt alles. Ich begreife dieſe Luſt zum Spott über das Leben, auf die auch Sie vorhin ſo vorzüglich hinwieſen. Ich begreife dieſen unerſättlichen Durſt nach Gegenſätzen, dieſen trüben und unheimlichen Hintergrund ſeines damaligen Lebens, von dem er ſich dann wie eine leuchtende Erſcheinung abhob. Und in dieſer ſchrecklichen Welt trifft er dann ein Weſen, das alle beleidigen und verſpotten, eine Krüppelige, eine Irrſinnige, und zugleich doch einen Menſchen, der die edelſten Gefühle hat!...«

»Hm... ja, nehmen wir an –«

»Und Sie ſagen, Sie können nicht begreifen, weshalb er zunächſt nicht wie alle die anderen über ſie lacht! Oh, ihr Menſchen! Und Sie können nicht verſtehen, daß er ſie dann

Digitized by Google

vor den Beleidigern beſchützt und ſie wie eine ‚Marquiſe‘ behandelt! Dieſer Kirilloff muß ein tiefer Menſchenkenner ſein, wenn er auch Nicolas nicht verſtanden hat! Ja, vielleicht iſt es gerade dieſer Kontraſt, aus dem dieſe ganze unſelige Geſchichte entſtanden iſt. Wäre die Beklagenswerte in anderen Verhältniſſen, in einer anderen Umgebung geweſen, dann hätte ſie wohl überhaupt nicht dieſen törichten Gedanken gefaßt. Das allerdings, Pjotr Stepanowitſch, kann nur eine Frau verſtehen, und wie ſchade iſt es doch, daß Sie... das heißt... ich will natürlich nicht ſagen, wie ſchade, daß Sie keine Frau ſind, aber daß Sie das ganze Verſtändnis einer Frau nun einmal nicht haben können.«

»Das heißt alſo: je ſchlimmer, deſto beſſer – ich verſtehe, ich verſtehe ſchon, Warwara Petrowna. Das iſt ſo, wie in der Religion und im Staat: je ſchlechter es ein Menſch im Leben hat, oder je unterdrückter ein Volk iſt, deſto eigenſinniger wird an die Belohnung, die einen im Jenſeits erwartet, gedacht. Und wenn dabei noch hunderttauſend Geiſtliche mitwirken und den Gedanken anfachen, auf den ſie ſelbſt ſpekulieren, ſo... oh, ich verſtehe Sie, Warwara Petrowna, ſeien Sie unbeſorgt.«

»Ich glaube – doch wohl nicht ſo ganz. Aber ſagen Sie, hätte denn Nicolas, um jenen unſeligen Gedanken in dieſem unglücklichen Organismus zu ertöten,« (weshalb ſie hier dieſes Wort gebrauchte, verſtand ich nicht) »hätte er wirklich ebenſo über ſie lachen und höhnen müſſen, wie die anderen rohen Kumpane? Begreifen Sie denn wirklich nicht dieſes große Mitleiden, dieſen edlen Schauer einer edlen Seele, mit dem Nicolas plötzlich ernſt dieſem Kirilloff antwortet: ‚Ich lache durchaus nicht über ſie.‘ Oh, dieſe vornehme, dieſe heilige Antwort.«

Digitized by Google

»Sublime!«, murmelte Stepan Trofimowitsch.

»Und vergessen Sie nicht, er ist durchaus nicht reich, wie Sie vielleicht denken: ich bin reich, aber nicht er, und damals hat er meine Hilfe niemals in Anspruch genommen.«

»Ich verstehe das, ich verstehe das alles, Warwara Petrowna«, beteuerte Pjotr Stepanowitsch und bewegte sich bereits etwas ungeduldig auf seinem Stuhl.

»Oh, das ist mein Charakter! In Nicolas erkenne ich mich selbst wieder. Ich kenne diese Jugend, diese Möglichkeiten stürmisch drängender Ausbrüche ... Und wenn wir uns jemals nähertreten sollten, Pjotr Stepanowitsch, was ich meinerseits aufrichtig wünsche, um so mehr, als ich Ihnen schon so verpflichtet bin, so werden Sie dann vielleicht verstehen —«

»Oh, auch ich wünsche, glauben Sie mir —«

»— Diesen Drang, in dem man in blindem Edelmute plötzlich einen Menschen nimmt, womöglich einen, der unser gar nicht wert ist, einen Menschen, der Sie nicht im geringsten versteht und bereit ist, Sie bei jeder Gelegenheit zu quälen: und diesen Menschen macht man plötzlich wider alle Vernunft zu seinem Idealbild, zu seinem Wahnbild, legt in ihn alle Hoffnungen, beugt sich vor ihm, liebt ihn sein Leben lang, ohne auch nur zu wissen weshalb, — vielleicht gerade deshalb, weil er das gar nicht verdient hat... Oh, wie ich mein ganzes Leben lang gelitten habe, Pjotr Stepanowitsch!«

Stepan Trofimowitsch suchte erregt meinen Blick, doch ich konnte mich noch rechtzeitig abwenden.

»Und noch vor kurzem, noch vor kurzem — oh, wie viel mir Nicolas verzeihen muß!... Sie werden es mir nicht glauben, wie alle mich gequält haben! Gequält von allen

Digitized by Google

Seiten, alle, alle, Feinde und Freunde, und die Freunde vielleicht noch mehr als die Feinde. Und als ich den ersten anonymen Brief erhielt, Pjotr Stepanowitsch, Sie werden es mir nicht glauben, aber meine Verachtung reichte einfach nicht aus für diese ganze Gemeinheit... Nie, nie werde ich mir diesen Kleinmut vergeben!«

»Von diesen anonymen Briefen habe ich schon gehört,« sagte Pjotr Stepanowitsch, plötzlich wieder belebt, »seien Sie unbesorgt, den Verfasser werde ich schon herausbekommen.«

»Aber Sie können sich ja gar nicht vorstellen, was für Intriguen hier gesponnen worden sind! Sogar unsere arme Praskowja Iwanowna hat man beunruhigt – und dazu war doch wirklich kein Grund vorhanden! Liebe Praskowja Iwanowna, heute mußt du mir schon verzeihen«, fügte sie plötzlich in einer großmütigen Regung hinzu, aber doch nicht ohne einen leisen triumphierenden Klang in der Stimme.

»Schon gut, meine Liebe,« murmelte diese widerwillig. »Ich aber meine, man könnte jetzt endlich aufhören, es ist schon viel zu viel gesprochen worden.« Und wieder sah sie scheu ihre Lisa an, die aber blickte auf Pjotr Stepanowitsch.

»Und dieses arme, unglückliche Geschöpf, diese Irrsinnige, die alles verloren, nur das Herz behalten hat, die – werde ich in mein Haus aufnehmen!« rief Warwara Petrowna plötzlich entschlossen aus. »Das ist eine heilige Pflicht und ich will sie erfüllen! Vom heutigen Tage an stelle ich sie unter meinen Schutz!«

»Und das wird sogar sehr gut sein, in einem gewissen Sinne wenigstens!« Pjotr Stepanowitsch war wieder ganz Leben. »Entschuldigen Sie, aber vorhin bin ich nicht ganz zu Ende gekommen. Gerade was den Schutz betrifft. Stellen

Digitized by Google

Sie sich vor, Warwara Petrowna, – ich fange dort an, wo ich stehen blieb, – stellen Sie sich also vor, daß damals, als Nikolai Wsewolodowitsch fortgefahren war, dieser Herr da drüben, dieser Herr Lebádkin, nichts Besseres zu tun wußte, als das seiner Schwester ausgesetzte Geld eilends und restlos zu vertrinken. Ich weiß nicht genau, in welcher Weise Nikolai Wsewolodowitsch die Zahlungsart in der ersten Zeit angeordnet hatte. Ich weiß nur, daß er sich schließlich genötigt sah, wenn er Lebádkins Schwester einigermaßen sicherstellen wollte, sie in einem fernen Kloster unterzubringen – was denn auch geschah, selbstredend unter aller nur denkbaren Rücksicht auf ihre Person, aber unter freundschaftlicher Aufsicht, Sie verstehen schon! Doch was glauben Sie wohl, wozu Herr Lebádkin sich entschloß? Erst suchte er mit aller Gewalt zu erfahren, wo man sein Zinspapier, das heißt also seine Schwester, untergebracht hatte, und dann, als ihm dies gelungen war, erwirkte er, indem er irgendwelche Rechte vorschützte, daß man sie ihm herausgab, und darauf schleppte er sie hierher. Hier nun gab er ihr nichts zu essen, sondern schlug sie, und als er auf irgendeine Weise von Nikolai Wsewolodowitsch eine größere Geldsumme herausbekommen hatte, ging das alte, wüste Trinkerleben sofort von neuem an. Von Dankbarkeit Nikolai Wsewolodowitsch gegenüber natürlich keine Spur; im Gegenteil, nur sinnlose neue Forderungen stellte er an ihn und drohte gar mit dem Gericht, wenn er nicht Zahlungen erhalten würde – nahm also frech als pflichtmäßig an, was freiwillig war. – Herr Lebádkin, ist alles wahr, was ich hier soeben gesagt habe?«

Der »Hauptmann«, der bis dahin stumm und mit gesenkten Augen dagestanden hatte, trat schnell zwei Schritte vor, – das Blut schoß ihm ins Gesicht.

Digitized by Google

»Pjotr Stepanowitſch... Sie haben mich... grauſam behandelt«, brachte er ſtockend hervor.

»Wieſo grauſam? Doch über Grauſamkeit oder Zartheit können wir ſpäter ſprechen, jetzt aber wollen Sie mir gefälligſt auf meine Frage antworten: iſt alles wahr, was ich hier geſagt habe, oder nicht?«

»Ich... Sie wiſſen ja ſelbſt, Pjotr Stepanowitſch...« der »Hauptmann« ſtockte und ſchwieg.

Pjotr Stepanowitſch ſaß im Lehnſtuhl mit übergeſchlagenen Beinen, und Lebádkin ſtand in der ehrerbietigſten Haltung vor ihm. Lebádkins Unentſchloſſenheit ſchien Pjotr Stepanowitſch ſehr wenig zu gefallen: in ſeinem Geſicht zuckte es und ſein Ausdruck wurde böſe.

»Ja, wollen Sie nicht vielleicht etwas ſagen?« fragte Pjotr Stepanowitſch ſcharf, wobei er mit zuſammengekniffenen Augen durchdringend den »Hauptmann« anblickte. »In dem Falle – bitte. Haben Sie die Güte, wir hören.«

»Sie wiſſen doch ſelbſt, Pjotr Stepanowitſch, daß ich nichts ſagen kann.«

»Nein, das weiß ich durchaus nicht, höre es ſogar zum erſtenmal; warum können Sie denn nicht?«

Lebádkin ſchwieg und blickte zu Boden.

»Erlauben Sie mir, Pjotr Stepanowitſch, fortzugehen«, ſagte er endlich entſchloſſen.

»Nicht, bevor Sie mir eine Antwort auf meine Frage gegeben haben. Noch einmal: iſt alles wahr, was ich geſagt habe?«

»Ja, es iſt wahr«, ſagte Lebádkin dumpf und blickte kurz zu ſeinem Peiniger auf.

An ſeinen Schläfen trat ſogar Schweiß hervor.

»Iſt alles wahr?«

Digitized by Google

»Alles ist wahr.«

»Haben Sie nicht noch etwas hinzuzufügen oder zu bemerken? Wenn Sie fühlen, daß wir Ihnen irgendwie Unrecht getan haben, so sagen Sie es. Protestieren Sie, geben Sie laut Ihre Unzufriedenheit kund!«

»Nein, ich habe nichts...«

»Haben Sie vor kurzem Nikolai Wssewolodowitsch gedroht?«

»Das... das... war mehr Alkohol, Pjotr Stepanowitsch.« (Er hob plötzlich den Kopf.) »Pjotr Stepanowitsch! Wenn die beleidigte Familienehre und die unverdiente Schande im Menschenherzen aufheulen, ist dann – ist dann wirklich der Mensch noch verantwortlich?« brüllte er plötzlich wieder los, wie vorher sich nicht mehr im Zaum haltend.

»Sind Sie nüchtern, Herr Lebädkin?« Pjotr Stepanowitsch sah ihn durchdringend an.

»Ich... bin nüchtern.«

»Was soll das bedeuten: ‚beleidigte Familienehre' und ‚unverdiente Schande'?«

»Das habe ich nur so... ich wollte niemanden...« Der Hauptmann sank wieder zusammen.

»Meine Bemerkungen über Sie und Ihr Benehmen scheinen Sie gekränkt zu haben. Sie sind ja sehr empfindlich, Herr Lebädkin. Aber erlauben Sie mal, ich habe doch noch gar nichts über Ihr Benehmen im eigentlichen Sinne gesagt. Ich werde erst anfangen, über Ihr Benehmen im eigentlichen Sinne zu sprechen. Ja, es ist sogar sehr leicht möglich, daß ich davon anfangen werde...«

Lebädkin erzitterte plötzlich und starrte wahrhaft entsetzt Pjotr Stepanowitsch an.

»Pjotr Stepanowitsch, ich fange jetzt erst an, aufzuwachen!«

Digitized by Google

»Hm! Und ich bin es wohl, der Sie jetzt aufgeweckt hat?«

Ja, Sie haben mich aufgeweckt, Pjotr Stepanowitsch, ich aber habe vier Jahre unter der schwebenden Wolke geschlafen ... kann ich jetzt fortgehen, Pjotr Stepanowitsch?«

»Jetzt können Sie es... wenigstens, wenn nicht Warwara Petrowna —?«

Die aber winkte nur mit beiden Händen ab.

Der »Hauptmann« verbeugte sich und ging, doch nach drei Schritten blieb er plötzlich wieder stehen, preßte die Hand aufs Herz, wollte etwas sagen, tat es aber doch nicht — und ging dann endlich schnell zur Türe. Doch gerade wie er hinaus wollte, wurde sie von außen geöffnet und er stieß mit Nikolai Wssewolodowitsch beinahe zusammen. Der »Hauptmann« duckte sich gleichsam vor ihm und erstarb auf der Stelle, ohne seine Augen von ihm abwenden zu können, wie ein Kaninchen vor einer Riesenschlange.

Einen Augenblick wartete Stawrogin, dann schob er ihn mit der Hand leicht zur Seite und trat ein.

VII

Stawrogin war heiter und ruhig. Möglich, daß er etwas sehr Angenehmes erfahren hatte, was wir noch nicht wußten... jedenfalls war er, wie es schien, mit irgend etwas ganz ausnehmend zufrieden.

»Kannst du mir verzeihen, Nicolas?« Warwara Petrowna konnte sich nicht bezwingen und erhob sich sogar eilig ihm entgegen.

Da aber lachte Stawrogin auf:

»Das fehlte noch!« rief er gutmütig und scherzhaft. »Ich sehe schon, es ist euch alles bekannt. Und ich machte mir be-

Digitized by Google

reits Vorwürfe während der Fahrt in der Equipage: ‚Wenigstens hätte ich doch den Scherz erzählen müssen, denn sonst, wer geht denn so fort.‘ Als mir aber einfiel, daß Pjotr Stepanowitsch hier geblieben war, sprang die Sorge von mir ab.«

Während er sprach, blickte er sich flüchtig im Zimmer um.

»Pjotr Stepanowitsch hat uns eine alte Petersburger Geschichte aus dem Leben eines eigentümlichen Menschen erzählt,« sagte Warwara Petrowna, noch ganz entzückt, »eines launischen, eines halb wahnsinnigen Menschen, der aber in seinen Gefühlen immer edel bleibt, immer adlig, immer ritterlich —«

»Also so hoch habt ihr mich schon erhoben«, scherzte Stawrogin. »Übrigens bin ich Pjotr Stepanowitsch diesmal sehr dankbar für seine Eilfertigkeit« (hier tauschte er mit ihm einen blitzartig kurzen Blick). »Sie müssen nämlich wissen, maman, daß Pjotr Stepanowitsch stets der allgemeine Friedensstifter ist: das ist nun einmal seine Rolle, seine Krankheit, sein Steckenpferd, und in der Beziehung kann ich ihn besonders empfehlen. Übrigens kann ich mir schon denken, worüber er hier Bericht erstattet hat. Er erstattet ja immer Bericht, wenn er etwas erzählt. In seinem Kopf hat er eine Kanzlei. Man merke sich nur, daß er in seiner Eigenschaft als Realist nicht lügen kann und daß die Wahrheit ihm teurer ist als der Erfolg... selbstverständlich außer in jenen besonderen Fällen, wenn ihm der Erfolg teurer ist als die Wahrheit.« (Stawrogin sah sich, während er sprach, immer noch um.) »Sie sehen also, maman, daß nicht Sie mich um Verzeihung zu bitten haben, und daß, wenn hier irgendwo eine Schuld ist, sie natürlich nur mich treffen

Digitized by Google

kann... oder ſagen wir, wenn hier eine Verrücktheit vorliegt, ich folglich der Verrückte bin – man muß doch ſeinen Ruf aufrechterhalten!« und er umarmte ſeine Mutter und küßte ſie zärtlich. »Jedenfalls aber iſt die Sache jetzt erzählt, und ich dächte, nun könnte man aufhören, von ihr zu ſprechen.« Seine letzten Worte hatten plötzlich einen trockenen, harten Unterton.

Warwara Petrowna kannte dieſen Ton, doch ihre Erregung verging deshalb noch nicht, ſogar im Gegenteil.

»Aber wie kommt es nur, daß du heute ſchon hier biſt, Nicolas, du wollteſt doch erſt in einem Monat –«

»Ich werde Ihnen natürlich alles erzählen, maman, doch augenblicklich –« Und er trat zu Praskowja Iwanowna.

Doch dieſe ſchien ihn diesmal überhaupt nicht bemerken zu wollen: während noch vor einer halben Stunde, als er zum erſten Male erſchienen war, ihre ganze Aufmerkſamkeit von ihm in Anſpruch genommen wurde, war dieſe jetzt auf etwas ganz anderes gelenkt. In dem Augenblick, als der »Hauptmann« mit Stawrogin beinahe zuſammengeſtoßen war, hatte Liſa plötzlich zu lachen angefangen – zuerſt nur leiſe und verhalten, dann aber immer lauter und bemerkbarer. Sie wurde rot. Dieſer Gegenſatz zu ihrem kurz vorher noch ſo düſteren Ausſehen war doch zu auffallend. Als Nikolai Wſſewolodowitſch noch mit Warwara Petrowna ſprach, winkte ſie Mawrikij Nikolajewitſch zu ſich heran, als wolle ſie ihm etwas ſagen: doch kaum beugte er ſich zu ihr nieder, da lachte ſie ſchon von neuem. Ja, es ſchien, als lache ſie geradezu über den armen Mawrikij Nikolajewitſch. Dabei ſtrengte ſie ſich furchtbar an, ernſt zu bleiben, und preßte immer wieder ihr Taſchentuch an die Lippen, doch es gelang ihr nicht, ſich zu bezwingen.

Digitized by Google

Nikolai Wſſewolodowitſch trat mit der unſchuldigſten, aufrichtigſten Miene an ſie heran, um ſie zu begrüßen.

»Verzeihen Sie, bitte,« ſagte ſie ſchnell, »Sie... Sie haben gewiß auch Mawrikij Nikolajewitſch geſehen... Gott, wie verboten lang Sie ſind, Mawrikij Nikolajewitſch!« Und wieder lachte ſie.

Mawrikij Nikolajewitſch war allerdings hoch von Wuchs, aber durchaus nicht ſo auffallend, wie ſie es plötzlich zu finden ſchien.

»Sie... ſind erſt vor kurzer Zeit angekommen?« fragte ſie, ſich gewaltſam zuſammennehmend, ſogar verlegen, doch mit blitzenden Augen.

»Vor ungefähr zwei Stunden«, antwortete Stawrogin und ſah ſie aufmerkſam an. Ich muß hier bemerken, daß er ungewöhnlich zurückhaltend war in ſeiner Höflichkeit, doch ohne dieſe würde er vollſtändig gleichgültig, faſt gelangweilt ausgeſehen haben.

»Und wo werden Sie wohnen?«

»Hier.«

Warwara Petrowna beobachtete ſie gleichfalls, plötzlich fiel ihr etwas ein.

»Aber Nicolas, wo warſt du denn bis jetzt, dieſe zwei Stunden?« fragte ſie erſtaunt, »der Zug kommt doch um zehn Uhr an.«

»Ich brachte zuerſt Pjotr Stepanowitſch zu Kirilloff. Ich hatte ihn in Matwejewo (drei Stationen vor unſerer Stadt) getroffen. So fuhren wir die letzte Strecke zuſammen.«

»Ich aber wartete ſchon ſeit Mitternacht in Matwejewo«, griff Pjotr Stepanowitſch ſchnell in das Geſpräch ein. »Unſere letzten Wagen waren in der Nacht aus den Schienen geſprungen, wir hätten uns beinahe noch die Beine gebrochen!«

Digitized by Google

»Mein Gott,« rief Liſa, »Mama, und wir wollten in der vorigen Woche auch nach Matwejewo fahren!«

»Gott erbarme dich!« Praskowja Iwanowna bekreuzte ſich.

»Ach, Mama, Mama, liebe Mama, erſchrecken Sie nicht, wenn ich mir bei einer ſolchen Gelegenheit auch einmal ein Bein breche, mir könnte das ja nur zu leicht geſchehen! Sie ſagen doch ſelbſt, daß ich jeden Tag nur ausreite, um mir das Genick zu brechen. Mawrikij Nikolajewitſch, würden Sie mich führen, wenn ich hinke?« fragte ſie wieder lachend. »Ich würde dann nur Ihnen erlauben, mich zu führen, verlaſſen Sie ſich darauf! Sagen wir, ich breche mir ein Bein? – Aber ſo ſeien Sie doch ſo liebenswürdig, Mawrikij Nikolajewitſch, und erklären Sie ſofort, daß Sie ſich glücklich ſchätzen würden!«

»Was kann das für ein Glück ſein, wenn man ein Krüppel iſt?« ſagte Mawrikij Nikolajewitſch ernſtlich ungehalten.

»Dafür würden Sie allein mich führen dürfen, nur Sie, ſonſt niemand!«

»Auch dann würden Sie mich führen, Liſaweta Nikolajewna«, ſagte der Offizier leiſe und noch ernſter.

»Gott, er wollte einen Witz machen«, rief Liſa faſt entſetzt aus. »Mawrikij Nikolajewitſch, unterſtehen Sie ſich niemals, einen Witz zu machen! Aber Sie ſind wirklich bis zu einem unglaublichen Grade Egoiſt! Doch ich bin überzeugt, zu Ihrer Ehre ſei es geſagt, daß Sie ſich ſelbſt verleumden. Im Gegenteil, Sie würden mir von früh bis ſpät verſichern, daß ich ohne Bein weit intereſſanter ſei! Eines iſt aber unvereinbar: Sie ſind übermäßig lang, ich aber würde, wenn ich hinken müßte, ganz klein ſein – wir würden alſo ein ſchlechtes Paar abgeben!«

Digitized by Google

Und sie lachte krampfhaft.

Die Anspielungen waren flach und herbeigezogen, doch ihr war es diesmal offenbar nicht um den Ruhm zu tun, geistreich zu sein.

»Hysterie,« flüsterte mir Pjotr Stepanowitsch zu, »ein Glas Wasser, schnell!«

Er hatte es erraten: eine Minute später liefen wir hin und her und endlich brachte man denn auch Wasser. Lisa umarmte ihre Mutter, küßte sie leidenschaftlich, weinte verzweifelt – bis sie dann plötzlich wieder auflachte. Darauf fing auch die Alte zu weinen an. Da führte denn Warwara Petrowna sie beide durch dieselbe Tür, durch die Darja Pawlowna eingetreten war, hinaus. Doch sie blieben nicht lange im Nebenzimmer, sondern erschienen schon nach wenigen Minuten wieder im Salon.

Kaum waren sie draußen, da trat Stawrogin an uns heran und begrüßte uns – außer Schatoff, der noch immer in seiner Ecke saß und den Kopf womöglich noch tiefer gesenkt hielt. Stepan Trofimowitsch versuchte sogleich, irgendein geistreiches Gespräch anzuknüpfen, doch Stawrogin wandte sich ab und wollte zu Darja Pawlowna gehen. Unterwegs jedoch hielt ihn Pjotr Stepanowitsch auf, der ihn fast mit Gewalt zum Fenster zog und ihm dort etwas anscheinend sehr Wichtiges zuzuflüstern begann. Nikolai Wsewolodowitsch freilich hörte, während der andere lebhaft gestikulierte, nur zerstreut, fast gelangweilt zu, mit seinem offiziellen, leicht spöttischen Lächeln auf den Lippen – und schließlich wurde er ungeduldig und machte sich los.

In diesem Augenblick traten die Damen wieder ein.

Warwara Petrowna führte Lisa zu ihrem alten Platz und versicherte lebhaft, daß es den gereizten Nerven unmöglich

Digitized by Google

gut tun könne, wenn sie gleich an die frische Luft ginge: sie solle sich doch erst wenigstens zehn Minuten erholen! Und sie setzte sich neben Lisa und bemühte sich in einer schon recht auffallenden Weise um diese.

Pjotr Stepanowitsch lief auch gleich hinzu und begann ein lebhaftes und lustiges Gespräch.

Währenddessen trat nun Stawrogin endlich mit seinen langsamen Schritten zu Darja Pawlowna. Dascha schrak förmlich zurück, als sie ihn auf sich zukommen sah, und feuerrot, verwirrt, fast taumelnd erhob sie sich schnell.

»Ich glaube, man kann Ihnen gratulieren... oder noch nicht?« Er fragte es mit einem sonderbaren Zug um den Mund, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte.

Dascha antwortete ihm irgend etwas, aber die Worte konnte ich nicht verstehen.

»Verzeihen Sie, bitte, die Aufdringlichkeit,« sagte er und sprach lauter, »aber Sie wissen doch, daß man mich absichtlich davon benachrichtigt hat? Wissen Sie das?«

»Ja, ich weiß, daß Sie absichtlich davon benachrichtigt worden sind.«

»Nun, ich hoffe, mein Glückwunsch hat nicht gestört,« meinte er lachend, – »und wenn Stepan Trofimowitsch...«

»Wozu, wozu gratulieren?« Pjotr Stepanowitsch lief schnell herbei, »wozu, wozu gratulieren, Darja Pawlowna? Bah! doch nicht etwa dazu? Wirklich! Ihre Farbe beweist, daß ich recht geraten habe! In der Tat gibt es doch nur eine einzige Art Glückwunsch, bei dem unsere schönen, sittsamen jungen Damen zu erröten pflegen. Nun, so empfangen Sie ihn denn auch von mir, wenn ich's richtig erraten habe! Bezahlen Sie aber auch bitte die Wette! Sie werden sich doch noch erinnern, daß wir in der Schweiz gewettet haben? Sie

Digitized by Google

ſagten, daß Sie niemals heiraten würden und ich ſagte das Gegenteil. Nun, und eigentlich bin ich ja halbwegs deshalb aus der Schweiz hierher gereiſt... Apropos – Schweiz! Aber ſag' doch,« er drehte ſich ſchnell zu Stepan Trofimowitſch herum, »wann fährſt du denn jetzt in die Schweiz?«

»Ich?... in die Schweiz?« fragte Stepan Trofimowitſch überraſcht und verwirrt.

»Ja, wie denn? Fährſt du denn nicht? Aber du heirateſt doch... du ſchriebſt es doch!«

»Pierre!« rief Stepan Trofimowitſch ſtreng.

»Was denn, Pierre! Sieh mal, wenn es dir angenehm zu hören iſt, ſo bin ich hierher geflogen, um dir mitzuteilen, daß ich durchaus nichts dagegen einzuwenden habe! Du wollteſt doch meine Meinung möglichſt bald wiſſen! Wenn man dich aber ‚retten' muß, wie du in demſelben Brief ſchreibſt, ſo ſtehe ich dir dito zu Dienſten. Iſt es wahr, daß er heiratet, Warwara Petrowna?« und wieder drehte er ſich ſchnell zu dieſer. »Ich nehme an, daß ich hier nicht von Geheimniſſen rede. Er ſchreibt ja ſelbſt, daß die ganze Stadt es bereits weiß, daß ihm alle bereits ihre Glückwünſche darbringen wollen, und daß er, um dem zu entgehen, nur noch in der Nacht das Haus verlaſſen kann. Den Brief habe ich in der Taſche. Ganz klug bin ich freilich nicht aus ihm geworden. Sag' ſelbſt, Stepan Trofimowitſch, was ſoll man nun eigentlich: – ſoll man dir ‚gratulieren'? – oder ſoll man dich ‚retten'? Sie glauben nicht, Warwara Petrowna, unmittelbar neben den glücklichſten Zeilen ſtehen ſolche der größten Verzweiflung. Zunächſt bittet er mich um Verzeihung: nun, ſchön, das ſind ſo ſeine Sentimentalitäten... Aber übrigens – nein, es iſt unmöglich, nicht davon zu ſpre-

Digitized by Google

chen: ſtellen Sie ſich vor, er hat mich im ganzen Leben nur zweimal geſehen, und auch dann nur zufällig; jetzt plötzlich aber, wie er ſich zum dritten Male verheiraten will, bildet er ſich ein, damit mir gegenüber irgendwelche väterlichen Pflichten zu verletzen. Und ſo fleht er mich tatſächlich über tauſend Werſt hinweg an, ihm nicht böſe zu ſein und meine Erlaubnis zu ſeiner Vermählung zu geben! Du, ärgere dich bitte nicht, Stepan Trofimowitſch, es iſt ein Zug unſerer Zeit, alles zu verſtehen, und ich verurteile dich ja auch nicht, ja, ſchließlich macht dir das alles ſogar, wie man das zu nennen pflegt, nur Ehre, uſw., uſw. Doch davon wollte ich ja gar nicht ſprechen. Die Hauptſache iſt vielmehr, daß mir – nun, eben die Hauptſache nicht klar iſt. Schreibſt da irgend etwas von Schweizer Sünden... ‚Heirate ſozuſagen fremde Sünden‘, oder wie du dich da ausdrückſt, – mit einem Wort: ‚Sünden‘ ſind dabei. ‚Das Mädchen‘, ſchreibſt du, ‚iſt ein Juwel‘, und du, nun natürlich, du biſt ihrer ‚nicht wert‘. Das iſt nun einmal ſein Stil«, ſagte er wieder zur Warwara Petrowna gewandt. »Wegen irgendwelcher ‚fremden Sünden‘ iſt er ‚gezwungen, zum Altar zu gehen und in die Schweiz zu reiſen‘, und darum: ‚fliege her, um mich zu retten!‘ Begreifen Sie etwas? Aber ich ſehe... mir ſcheint... ich bemerke am Ausdruck der Geſichter, daß –« er drehte ſich nach allen Seiten um und ſah die Anweſenden mit dem unſchuldigſten Lächeln an, – »daß ich nach meiner Gewohnheit wieder einmal eine Dummheit gemacht habe... mit meiner Aufrichtigkeit, oder, wie Nikolai Wſſewolodowitſch ſagt – Eilfertigkeit... Ich glaubte doch, daß wir hier unter Freunden ſind! Das heißt ſelbſtverſtändlich unter deinen Freunden, Stepan Trofimowitſch, nur unter deinen, denn ich bin hier ja fremd... und nun ſehe ich... ſehe ich, daß

Digitized by Google

alle irgend etwas wissen, und nur ich dieses ‚Etwas' nicht weiß...«

Er sah sich noch immer im Kreise um.

»So hat Ihnen Stepan Trofimowitsch geschrieben, daß er ‚fremde Sünden' heiraten müsse?« Warwara Petrowna trat mit entstelltem, fast gelbem Gesicht und zuckenden Mundwinkeln auf Pjotr Stepanowitsch zu.

»Ja, sehen Sie, das heißt, wenn ich hier etwas nicht verstanden haben sollte, so ist das natürlich meine Schuld. Aber ich denke doch... selbstverständlich: er schreibt so! Hier habe ich ja den Brief – den wichtigsten. Wissen Sie, Warwara Petrowna, endlose Briefe und schließlich einfach ein Brief nach dem anderen, so daß ich sie später gar nicht mehr zu Ende las... Verzeih mir das Geständnis, Stepan Trofimowitsch, aber, nicht wahr, im Grunde hast du sie, wenn du sie auch an mich adressiert hast, doch mehr für die Nachgeborenen geschrieben. Reg' dich nicht auf, es macht ja weiter nichts. Aber diesen Brief hier, Warwara Petrowna, den habe ich ganz gelesen. Denn diese ‚Sünden', diese ‚fremden Sünden': das sind doch bestimmt irgendwelche von seinen eigenen Sünden und ich könnte wetten, die allerunschuldigsten – er aber macht daraus selbstredend eine furchtbare Geschichte, so eine mit einem edlen Zuge, und vielleicht ist die ganze Geschichte nur um dieses Zuges willen herbeigezogen. Es gibt da nämlich noch gewisse Abrechnungen, die nicht ganz stimmen mögen, wozu das verheimlichen! Denn, wissen Sie, man muß es doch endlich gestehen, wir pflegen dem Kartenspiel nun einmal etwas zugetan zu sein... Aber nein, Verzeihung, das ist schon überflüssig, das ist wirklich ganz überflüssig, Verzeihung! Doch was ich sagen wollte, Warwara Petrowna, erschreckt hat er mich tatsächlich, und

Digitized by Google

ich ſchickte mich ſchon allen Ernſtes an, ihn zu ‚retten'. Bin ich denn ein Halsabſchneider? Er ſchreibt da etwas von einer Mitgift... Aber übrigens, heirateſt du nun wirklich, Stepan Trofimowitſch? Doch wir reden hier und reden und ich langweile Sie beſtimmt nur... und Sie, Warwara Petrowna, verurteilen mich gewiß...«

»Im Gegenteil, im Gegenteil, ich ſehe nur, daß Sie die Geduld verloren haben und dazu hatten Sie ja auch Grund genug«, ſagte Warwara Petrowna mit einem böſen Lächeln.

Sie hatte die ganze Zeit mit boshafter Genugtuung Pjotr Stepanowitſch zugehört, der augenſcheinlich eine beſtimmte Rolle ſpielte. (Was für eine, und wozu? – das wußte ich damals nicht! Aber er ſpielte eine Rolle, und ſpielte ſie ungeſchickt.)

»Ganz im Gegenteil,« fuhr Warwara Petrowna fort, »ich bin Ihnen nur zu dankbar dafür. Ohne Sie hätte ich nichts erfahren. So öffne ich jetzt zum erſtenmal ſeit zwanzig Jahren die Augen und ſehe. Nikolai Wſſewolodowitſch, Sie erwähnten vorhin, daß Sie abſichtlich benachrichtigt worden ſeien. Hat Stepan Trofimowitſch auch Ihnen in dieſer Art und Weiſe geſchrieben?«

»Ich erhielt von ihm allerdings einen ganz unſchuldigen und ... und ſehr... edelmütigen Brief...«

»Sie ſtocken, Sie ſuchen nach Worten – ſchon gut! Stepan Trofimowitſch, Sie haben mir einen großen Gefallen zu erweiſen«, wandte ſie ſich plötzlich mit blitzenden Augen an dieſen. »Haben Sie die Güte, uns ſofort zu verlaſſen und die Schwelle meines Hauſes nie mehr zu überſchreiten.«

Was mich an der ganzen Szene am meiſten wunderte, das war die erſtaunliche Würde, mit der Stepan Trofimo-

Digitized by Google

witſch ſich hielt. Während der ganzen »Überführung« durch ſeinen Sohn und ſelbſt unter dem »Fluch« Warwara Petrownas machte er nicht ein einziges Mal Miene, ſich auch nur zu verteidigen. Woher nahm er ſo viel Charakterfeſtigkeit? Ich habe ſpäter erfahren, daß ihn ſeines Sohnes Betragen gleich beim erſten Wiederſehen tief und ſchmerzlich gekränkt hatte. Das aber war ſchon ein ehrliches, ein echtes Leid. Und hinzu kam dann noch der andere Schmerz: die quälende Selbſterkenntnis, daß er ſich niedrig benommen hatte. Das alles geſtand er mir ſpäter ſelbſt mit ſeiner ganzen Offenherzigkeit. Nun, und ein wirkliches Leid und ein echter Schmerz können doch ſogar einen außergewöhnlich leichtſinnigen und oberflächlichen Menſchen ernſt und ſtandhaft machen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ja, wirkliches Leid hat ſelbſt aus Dummköpfen Kluge gemacht, wenn auch freilich gleichfalls nur auf kurze Zeit; das iſt ſchon ſo eine Eigenſchaft des Leides. Wenn dem aber ſo iſt, was konnte dann nicht alles mit einem Menſchen wie Stepan Trofimowitſch geſchehen? Da konnte ja echter Schmerz eine vollkommene Umwandlung bewirken! – Freilich auch hier nur auf einige Zeit...

Er verbeugte ſich würdevoll vor Warwara Petrowna, und ohne ein Wort zu ſagen (allerdings blieb ihm ja auch nichts anderes übrig), wollte er ſchon hinausgehen, als er es doch nicht über ſich gewann und zu Darja Pawlowna trat. Dieſe mochte das ſchon vorausgefühlt haben, denn ſie ging ihm ſofort entgegen und begann, in ihrem Schreck, ſchnell zu ſprechen, als wolle ſie ihm nur ja zuvorkommen.

»Sagen Sie nichts, Stepan Trofimowitſch, ſagen Sie nichts, um Gottes willen«, ſie ſtreckte ihm erregt die Hand entgegen, in ihrem Geſicht zuckte es ſchmerzlich. »Seien Sie

Digitized by Google

verſichert, daß ich Sie immer hochachten werde, Stepan Trofimowitſch, und denken Sie auch von mir nicht ſchlecht, Stepan Trofimowitſch, ich... ich werde das immer ſehr, ſehr ſchätzen...«

Stepan Trofimowitſch verbeugte ſich tief vor ihr.

»Es iſt dein freier Wille, Darja Pawlowna, du weißt, daß du in dieſer ganzen Angelegenheit vollkommen frei handeln kannſt«, ſagte plötzlich Warwara Petrowna bedeutſam.

»Ach! Nun – nun begreife ich alles!« rief da Pjotr Stepanowitſch aus und ſchlug ſich vor die Stirn. »Aber... aber in was für eine Lage hat man mich denn nun gebracht? Oh, verzeihen Sie mir, Darja Pawlowna, verzeihen Sie, wenn Sie können!... Du aber,« wandte er ſich an ſeinen Vater, »du haſt mich ja in eine ſchöne Lage gebracht!«

»Pierre, du könnteſt dich auch anders ausdrücken, wenn du mit mir ſprichſt«, ſagte Stepan Trofimowitſch halblaut.

»Schrei nur nicht ſo! Fang nur nicht an zu ſchreien, ich bitte dich«, fiel ihm Pierre, mit den Armen fuchtelnd, ins Wort. »Glaub mir, das ſind alles nur alte kranke Nerven und Schreien nutzt da gar nichts. Sag' mir lieber, warum du mich dann nicht gleich darauf vorbereitet haſt? Konnteſt dir doch denken, daß ich hier nach meiner Ankunft ſogleich auch darauf zu ſprechen kommen würde!«

Stepan Trofimowitſch blickte ihm offen in die Augen.

»Pierre, du, der du ſo viel von dem weißt, was hier vorgeht, ſollteſt du wirklich von dieſer Sache nichts, nicht das Geringſte gewußt, gehört haben?«

»W–a–as? Na, hör' mal... aber das iſt doch! Wir ſind alſo nicht nur ein altes Kind, ſondern auch noch ein böſes dazu?... Haben Sie gehört, Warwara Petrowna?«

Digitized by Google

Es entstand eine Unruhe im Zimmer. Da sollte aber plötzlich etwas geschehen, was niemand auch nur hätte für möglich halten oder gar voraussehen können.

VIII

Zunächst muß ich noch erwähnen, daß in den letzten zwei bis drei Minuten Lisaweta Nikolajewna von einer neuen Unruhe ergriffen worden war. Sie hatte schnell ihrer Mutter etwas zugeflüstert, und dann Mawrikij Nikolajewitsch, der sich zu ihr niederbeugte. Ihr Gesicht war erregt, doch zugleich drückte es Entschlossenheit aus. Offenbar hatte sie es jetzt sehr eilig, fortzukommen, denn als Mawrikij Nikolajewitsch die Mama vorsichtig aus dem Lehnstuhle zu heben begann, wollte sie schon helfen – aber sie bezwang sich noch.

Doch das Schicksal schien es nicht zu wollen, daß sie oder sonst jemand das Zimmer verließ, ohne das Ende des Ganzen mit angesehen zu haben.

Schatoff, den alle in seiner Ecke vergessen hatten, und der, wie es schien, selbst nicht recht wußte, warum er da saß und noch nicht fortgegangen war – erhob sich plötzlich von seinem Stuhl und ging mit nicht schnellen, doch festen Schritten durch das ganze Zimmer auf Nikolai Stawrogin zu, ihm gerade ins Gesicht sehend.

Stawrogin war der erste, der sofort bemerkte, daß Schatoff sich erhob, und er lächelte kaum – kaum merklich; doch als Schatoff unmittelbar vor ihm stand, hörte er auf, zu lächeln.

Jetzt erst, als Schatoff schweigend vor ihm stehenblieb und keinen Blick von ihm abwandte, bemerkten auch die anderen die beiden.

Digitized by Google

Alle verſtummten – Pjotr Stepanowitſch ganz zuletzt. Liſa und die Mama blieben mitten im Zimmer ſtehen.

So vergingen ungefähr fünf Sekunden.

Der Ausdruck dreiſter Befremdung in Nikolai Stawrogins Geſicht verwandelte ſich in Zorn, er runzelte die Brauen und – plötzlich...

Und plötzlich holte Schatoff mit ſeinem langen, ſchweren Arm weit aus und ſchlug ihn ins Geſicht.

Stawrogin wankte.

Schatoff hatte ganz eigentümlich geſchlagen, nicht ſo, wie man ſonſt Ohrfeigen zu geben pflegt, nicht mit der flachen Hand, ſondern mit der feſten, geballten Fauſt – die aber war bei ihm groß, ſchwer, knochig, mit rötlichem Flaum und Sommerſproſſen bedeckt. Wenn der Schlag das Naſenbein getroffen hätte, ſo würde er es unfehlbar zerſchlagen haben, doch er traf mehr die Wange, den linken Mundwinkel und den Oberkiefer, aus dem denn auch ſofort Blut zu tropfen begann.

Ich glaube, wir ſchrien alle auf. Oder vielleicht war es auch nur Warwara Petrowna, die aufſchrie. Ich weiß es nicht mehr, jedenfalls war es gleich darauf totenſtill. Übrigens dauerte der ganze Zwiſchenfall nicht länger als zehn Sekunden.

Trotzdem geſchah in dieſen zehn Sekunden unendlich viel.

Nikolai Stawrogin gehörte zu den Naturen, die Angſt überhaupt nicht kennen. Im Duell ſtand er, während ſein Gegner auf ihn zielte, mit der größten Kaltblütigkeit da. Kam er zum Schuß, ſo zielte und tötete er mit einer Ruhe, die faſt tieriſch war. Wenn ihn jemand ins Geſicht geſchlagen hätte, ſo würde er ihn gar nicht erſt lange gefordert, ſondern ihn einfach auf der Stelle totgeſchlagen haben: ge-

Digitized by Google

rade zu dieſen Menſchen gehörte er, die mit vollem Bewußtſein töten, und nicht etwa in einem Zuſtande, in dem der Menſch außer ſich und unzurechnungsfähig iſt. Ja, ich glaube ſogar, ſolche Wutausbrüche, die einen blenden und benommen machen, kannte er überhaupt nicht. Selbſt bei dem unermeßlichen Zorn, der ſich ſeiner bisweilen bemächtigte, behielt er ſich immer noch vollkommen in der Gewalt und war ſich deſſen bewußt, daß ein Totſchlag, den er nicht im Duell beging, ihn zum ſibiriſchen Sträfling machen würde; und dennoch würde er den Beleidiger auf der Stelle erſchlagen haben, und zwar ohne auch nur einen Augenblick davor zurückzuſchrecken.

Ich habe mich immer bemüht, Nikolai Stawrogin richtig zu verſtehen. Dank mancher glücklichen Umſtände weiß ich vieles über ihn. Nahe liegt mir vor allem, ihn mit gewiſſen großen Männern zu vergleichen, von denen ſich bei uns noch einige legendäre Erinnerungen erhalten haben.

So erzählt man zum Beiſpiel von dem Dekabriſten* L–n, er habe immer mit Abſicht die Gefahr geſucht, habe ſich an ihr berauſcht und ſie zu ſeinem Lebensbedürfnis gemacht: als junger Menſch habe er ſich faſt grundlos herumduelliert, in Sibirien ſei er, nur mit einem Meſſer bewaffnet, auf die Bärenjagd gegangen und habe in den Wäldern mit entſprungenen Verbrechern, die, nebenbei bemerkt, noch gefährlicher als Bären ſind, zuſammenzutreffen geſucht. Zweifellos kannte ein Mann wie dieſer L–n ganz genau das Gefühl der Angſt: aber gerade dieſes Gefühl in

* Teilnehmer an der Verſchwörung und dem Aufſtande gegen die Autokratie im Dezember 1825 — meiſt Gardeoffiziere und die geiſtige Elite Rußlands. Die Führer wurden gehenkt, die übrigen auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt. (Siehe Anhang.) E. K. R.

Digitized by Google

ſich zu überwinden – das war es, was ihn reizte. Übrigens hatte dieſer ſelbe L–n in der letzten Zeit vor ſeiner Verſchickung nach Sibirien eine furchtbare Hungerzeit durchgemacht und ſich durch die ſchwerſte Arbeit ſein Brot verdient, nur weil er ſich den Wünſchen ſeines reichen Vaters nicht fügen wollte. Alſo hatte er nicht nur im Kampf mit Bären und im Duell ſeine Standhaftigkeit und Willensſtärke zu erproben und zu beweiſen geſucht.

Doch ſeitdem ſind viele Jahre vergangen, und die nervöſe, zerquälte und geſpaltene Natur der Menſchen unſerer Zeit läßt das Bedürfnis nach ſolchen unmittelbaren und ungeteilten Empfindungen, wie ſie damals von manchen in ihrem Lebensdrang ruheloſen Männern der guten alten Zeit ſo ſehr geſucht wurden, überhaupt nicht mehr aufkommen. Stawrogin hätte auf dieſen L–n vielleicht hochmütig herabgeſehen, hätte ihn einen Feigling genannt, der ſich immer ſelbſt ermutigen müſſe, ein Hähnchen, oder ſo ähnlich – nur würde er ſich nie laut darüber geäußert haben. Auch er hätte im Duell den Gegner erſchoſſen wie er es ja tatſächlich getan, auch er hätte mit Bären gekämpft, und auch dem Räuber im Walde wäre er ebenſo ſicher und furchtlos entgegengetreten: nur hätte er alles das ohne das geringſte Empfinden eines Genuſſes, ſondern einfach aus unangenehmer Notwendigkeit getan – ſchlaff, faul, vielleicht ſogar gelangweilt. Das Böſe in ihm war ſelbſtredend gewachſen, im Vergleich zu L–n, ja ſelbſt zu Lermontoff. In ihm war es vielleicht noch größer als in dieſen beiden zuſammen, aber dieſes Böſe war, wie geſagt, kalt und ruhig, war, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, *vernünftig* – und ſomit das Widerlichſte, das Furchtbarſte, das es überhaupt geben kann.

Digitized by Google

Also noch einmal: ich hielt ihn damals und halte ihn auch heute noch, nachdem alles schon vorüber ist, für gerade so einen Menschen, der, wenn er einen Schlag ins Gesicht erhält, den Beleidiger sofort und ohne Zögern totschlägt.

Und doch geschah in diesem Falle etwas ganz anderes – etwas Rätselhaftes.

Kaum stand Nikolai Stawrogin wieder fest und aufrecht, nachdem er unter der Wucht des Schlages schmählich gewankt hatte, kaum war der gemeine, gleichsam nasse Schall des Schlages verhallt – da packte er auch schon Schatoff mit beiden Händen fest an den Schultern. Aber sofort, ja schon im selben Augenblick, riß er die Hände wieder zurück und kreuzte sie auf dem Rücken. Er schwieg. Er sah nur Schatoff an. Und sein Gesicht wurde fahl. Doch sonderbar: sein Blick erlosch gleichsam. Aber schon nach zehn Sekunden blickten seine Augen wieder kalt und und – ich bin überzeugt, daß ich mich nicht getäuscht habe – vollkommen ruhig: nur weiß war er noch wie ein Hemd. Freilich weiß ich nicht, was in seinem Innern vorging, ich sah nur das Äußere.

Ich glaube, ein Mensch, der z. B. ein rotglühendes Eisenstück ergreift und es in der Hand preßt, um seine Standhaftigkeit zu erproben, und der dann zehn Sekunden lang einen unerträglichen Schmerz aushält und damit endet, daß er ihn bezwingt – ich glaube, ein solcher Mensch würde Ähnliches empfinden wie Nikolai Stawrogin in diesen zehn Sekunden.

Der erste von beiden, der die Augen niederschlug, war Schatoff, und wie man sah, weil er dazu gezwungen war. Darauf wandte er sich langsam um und verließ das Zimmer, doch nicht mehr mit demselben festen Schritt, mit dem

Digitized by Google

er vorhin auf Stawrogin zugeſchritten war. Er ging leiſe und ganz beſonders ungelenk hinaus, mit gehobenen Schultern, gleichſam bucklig und mit geſenktem Kopf, als dächte er ſchweren Gedanken nach. Ich glaube, er murmelte irgend etwas. Bis zur Tür ging er vorſichtig, ohne irgendwo anzuſtoßen oder etwas umzuwerfen, die Tür ſelbſt aber öffnete er nur ein wenig, ſo daß er ſich dann beinahe ſeitwärts wie durch einen Spalt durchſchob. Gerade dort an der Tür war ſein Haarſchopf, der ſteif auf dem Kopfwirbel abſtand, ganz beſonders bemerkbar.

Kaum war die Türe hinter ihm geſchloſſen, als noch vor allen Ausrufen ein furchtbarer Schrei durch das Zimmer gellte. Ich ſah, wie Liſaweta Nikolajewna ihre Mutter an der Schulter und Mawrikij Nikolajewitſch am Arm packte, ſie zwei- oder dreimal mitriß, als wolle ſie ſo ſchnell wie nur möglich weg von hier, doch plötzlich ſtieß ſie einen Schrei aus und ſtürzte ohnmächtig der Länge nach hin. Noch jetzt glaube ich zu hören, wie ihr Kopf auf den Teppich aufſchlug.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel

Die Nacht

I

Es vergingen acht Tage. Jetzt, wo alles vorüber iſt und ich die Chronik ſchreibe, wiſſen wir, was hinter dem Ganzen ſich verbarg; doch damals wußten wir noch nichts, und nur natürlich iſt es, daß uns vieles ſeltſam erſchien. Wir, d. h. Stepan Trofimowitſch und ich, zogen uns zunächſt vollſtändig zurück und beobachteten aus der Ferne, – nicht ohne Angſt. Nur ich begab mich hin und wieder unter Menſchen und brachte meinem Freunde verſchiedene Nachrichten, ohne die er es nicht aushielt.

In der Stadt ſprach man ſelbſtverſtändlich über nichts anderes als die Ohrfeigengeſchichte, Liſas Ohnmachtsanfall und all das andere, was an jenem Sonntag Vormittag geſchehen war. Nur eines war dabei befremdlich: durch wen waren dieſe Begebniſſe ſo ſchnell und ſo genau bekannt geworden? Eigentlich hatte doch keiner von den Anweſenden irgendeinen Vorteil davon, wenn er das Geſchehene ausplauderte. Dienſtboten waren nicht zugegen geweſen. So blieb Lebädkin: er allein hätte das eine oder andere erzählen können, weniger aus Bosheit, als einfach deshalb, weil er Geheimniſſe nun einmal nicht für ſich behalten konnte. Lebädkin aber war am anderen Tage mitſamt ſeiner Schwe-

Digitized by Google

ſter ſpurlos verſchwunden, und im Filippoffſchen Hauſe konnte mir niemand über ſeinen Verbleib Auskunft geben. Schatoff jedoch, bei dem ich mich nach Marja Timofejewna erkundigen wollte, hatte ſeine Tür zugeſchloſſen und verließ in dieſer ganzen erſten Woche kein einziges Mal ſein Zimmer. Ich ging am Dienstag wieder zu ihm und klopfte an die Tür, und da ich, obgleich alles ſtill blieb, feſt überzeugt war, daß er in ſeinem Zimmer ſei, klopfte ich wieder und wieder. Plötzlich hörte ich, wie er aufſprang, wahrſcheinlich von ſeinem Bett, mit ſchnellen Schritten zur Tür kam und mit lauter Stimme »Schatoff iſt nicht zu Hauſe!« rief. Da blieb mir nichts anderes übrig, als fortzugehen.

Schließlich kamen Stepan Trofimowitſch und ich auf einen Gedanken, der uns zunächſt gewagt erſchien, doch zu dem wir uns gegenſeitig immer wieder ermutigten, nämlich, daß es nur ſein Sohn Pjotr Stepanowitſch geweſen ſein konnte, der die ganze Geſchichte in der Stadt verbreitet hatte, obwohl er in einem Geſpräch mit ſeinem Vater verſichert hatte, er habe ſchon am Montag früh an allen Ecken und Enden von den Vorfällen erzählen gehört, aber namentlich abends im Klub, und ſogar dem Gouverneur und ſeiner Frau ſeien ſelbſt die kleinſten Kleinigkeiten bereits bekannt geweſen. Bemerkenswert iſt auch noch, daß Liputin, den ich an eben dieſem Montag abends auf der Straße traf, mir auch ſchon alles Vorgefallene faſt Wort für Wort und Zug für Zug zu erzählen wußte.

Viele Damen, beſonders die der beſten ſtädtiſchen Geſellſchaft, erkundigten ſich auch angelegentlich nach der »rätſelhaften Lahmen«, wie man Marja Timofejewna allgemein nannte. Und nicht minder intereſſierten ſie ſich für den Ohnmachtsanfall Liſaweta Nikolajewnas, zumal dieſer ja auch

Digitized by Google

Julija Michailowna, als Lisas Verwandte und besondere Beschützerin, anging. Und was erzählte man sich nicht alles in den verschiedenen Kreisen der Stadt! Hinzu kam, daß beide Häuser für alle und jeden verschlossen blieben. Lisaweta Nikolajewna, hieß es alsbald, läge im stärksten Nervenfieber, und dasselbe erzählte man auch von Nikolai Stawrogin, wobei man sich dann in den widerlichsten ausführlichen Beschreibungen seines Zustandes, über einen angeblich ausgeschlagenen Zahn und eine geschwollene Backe, nicht genug tun konnte. In verschwiegenen Winkeln aber glaubte man schon ganz genau zu wissen, daß in der nächsten Zeit ein Mord stattfinden werde, ein heimlicher, wie in einer korsischen Vendetta, denn Stawrogin sei nicht der Mann, der eine solche Beleidigung vergäße. Im allgemeinen sah man deutlich, wie der alte Haß gegen Nikolai Stawrogin wieder auflebte, denn selbst ehrwürdige, sonst ganz gutmütige Leute wußten nichts Besseres zu tun, als ihn zu beschuldigen, allerdings ohne selber recht zu wissen, was er verbrochen haben sollte.

Vor allem aber erzählte man sich flüsternd, natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, daß es zwischen Nikolai Stawrogin und Lisa Tuschina in der Schweiz zu einer bösen Geschichte gekommen sei, und er ihre Ehre auf dem Gewissen habe, und daß sie später durch eine Intrige entzweit worden seien. Freilich beobachteten vorsichtigere Leute eine gewisse Zurückhaltung solchen Geschichten gegenüber, aber alle hörten doch mit Begierde zu.

Aber es gab auch noch andere Gerüchte, nur wurden sie nicht so allgemein, sondern nur dann besprochen, wenn man unter sich war. Ja, eigentlich war es kaum mehr als ein Gemunkel, das ich nur erwähne, um den Leser im Hinblick

Digitized by Google

auf die späteren Ereigniſſe zum Aufmerken zu veranlaſſen. Es handelte ſich dabei um folgendes: manche Leute ſprachen nämlich, indem ſie unmutig die Stirn runzelten, von dem Gott weiß woher aufgetauchten Gerücht, Nikolai Stawrogin ſei zu einem ganz beſtimmten Zweck in unſer Gouvernement geſchickt worden; durch den Grafen K. habe er in Petersburg zu irgendwelchen höchſten Spitzen Beziehungen angeknüpft, ja, vielleicht ſei er ſogar in den Staatsdienſt getreten und jetzt womöglich mit irgendwelchen hochwichtigen Aufträgen hergeſandt. Als nun gewichtige und ernſthafte Leute über dieſes Gerücht lächelten und vernünftig bemerkten, daß ein Menſch, der von Skandalen lebte und bei uns damit begann, daß er ſich ungeſtraft ohrfeigen ließ, einem Staatsdiener nicht gerade ähnlich ſähe, da wurde ihnen leiſe zugetuſchelt, daß er ja gar nicht offiziell, ſondern nur ſozuſagen konfidentiell dieſen Auftrag erhalten habe, und in ſolchem Falle ſei es im Intereſſe der Sache ſogar wünſchenswert, daß der betreffende Vertrauensmann möglichſt wenig an einen Staatsdiener erinnere. Dieſe Vorhaltungen verfehlten ihre Wirkung nicht, denn es war bei uns bekannt, daß man die Landesvertretung in unſerem Gouvernement dort in der Hauptſtadt mit einer gewiſſen beſonderen Aufmerkſamkeit im Auge behielt. Doch wie geſagt, dieſes Gemunkel dauerte nur eine Zeitlang an und verſtummte ſogleich, als Nikolai Stawrogin wieder perſönlich erſchien. Im übrigen aber muß ich noch erwähnen, daß der Urſprung vieler dieſer Gerüchte zum Teil ein paar kurze, doch gehäſſige Bemerkungen geweſen waren, die der Gardeoffizier a. D., Rittmeiſter Artemij Pawlowitſch Gaganoff, ein ſehr reicher Gutsbeſitzer unſeres Gouvernements und Kreiſes, dabei Petersburger Weltmann, im Klub hatte fallen laſſen,

Digitized by Google

wenn auch in etwas unklaren und schroffen Worten. Dieser Rittmeister a. D. war der Sohn des verstorbenen Pjotr Pawlowitsch Gaganoff, jenes selben alten Würdenträgers, den Nikolai Stawrogin vor vier Jahren im Klub auf so unverzeihliche Weise beleidigt hatte.

Bekannt war auch schon geworden, daß Julija Michailowna Warwara Petrowna einen Besuch hatte machen wollen, man ihr aber an der Vorfahrt mitgeteilt habe, Warwara Petrowna könne »wegen Krankheit« leider nicht empfangen; ferner, daß Julija Michailowna zwei Tage darauf ihren Diener zu Warwara Petrowna geschickt hätte, um sich nach deren Befinden zu erkundigen; und schließlich hatte sie sogar angefangen, Warwara Petrowna persönlich zu »verteidigen«, wenn auch nur in höherem Sinne, d. h. in einer ganz allgemeinen Weise. Alle anfänglichen Bemerkungen über den Vorfall an jenem Sonntag hörte sie kalt und streng an, so daß man schon sehr bald in ihrer Gegenwart nicht mehr davon zu sprechen wagte. Zugleich verbreitete sich dadurch die Überzeugung, Julija Michailowna habe nicht nur wie die anderen einzelne Gerüchte gehört, sondern wisse sogar alle letzten Einzelheiten, und zwar wie eine »Mitbeteiligte«. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß es Julija Michailowna zum Teil schon gelungen war, jenen höheren Einfluß zu erringen, nach dem sie so offensichtlich strebte. Ein Teil der Gesellschaft sprach ihr bereits praktischen Verstand zu und viel Takt – aber davon später! Jedenfalls war es nicht zum wenigsten ihre Protektion, die den schnellen Aufstieg Pjotr Stepanowitschs in unserer Gesellschaft erklärte – seine gesellschaftlichen Erfolge, die damals am meisten seinen Vater Stepan Trofimowitsch in Erstaunen setzten.

Pjotr Stepanowitsch wurde fast im Nu mit der ganzen

Digitized by Google

Stadt bekannt. Am Sonntag war er angekommen, und schon am Dienstag sah ich ihn mit dem stolzen, hochmütigen, sonst geradezu unnahbaren Artemij Pawlowitsch Gaganoff, in freundlichem Gespräch begriffen, in einer Equipage vorüberfahren. Im Hause des Gouverneurs wurde Pjotr Stepanowitsch gleichfalls vorzüglich aufgenommen, so daß er dort schon nach wenigen Tagen die Rolle des gehätschelten jungen Mannes spielte und fast täglich bei ihnen speiste. Die Bekanntschaft Julija Michailownas hatte er allerdings schon in der Schweiz gemacht, aber nichtsdestoweniger war sein schneller Erfolg im Hause Seiner Exzellenz zum mindesten etwas sonderbar. Hatte es denn nicht von ihm geheißen, er sei ein Revolutionär? Hatte er sich nicht an allen möglichen ausländischen Veröffentlichungen und Kongressen beteiligt? »Aus alten Zeitungen kann ich Ihnen das sogar schwarz auf weiß nachweisen!« sagte einmal Aljoscha Telätnikoff wütend zu mir, er, der Arme, der im Hause des alten Gouverneurs auch einmal der gehätschelte Junge gewesen war und nun als abgesetzter Beamter sein Leben fristete. Tatsache war eines: der ehemalige Revolutionär trat in Rußland ohne die geringste Behelligung auf – also waren alle Gerüchte vielleicht völlig unbegründet gewesen? Liputin flüsterte mir einmal zu, Pjotr Stepanowitsch habe sich die Begnadigung durch die Angabe anderer Namen erkauft und stehe seitdem in Beziehung zu hohen Stellen. Ich teilte diese gehässige Äußerung Liputins Stepan Trofimowitsch mit, der darob sehr nachdenklich wurde. Später stellte es sich heraus, daß Pjotr Stepanowitsch mit sehr guten Empfehlungen zu uns gekommen war: so z. B. hatte er Julija Michailowna von der Gattin einer der ersten Persönlichkeiten Petersburgs einen langen Brief überbracht, in dem unter

Digitized by Google

anderem erwähnt war, daß auch Graf K. Pjotr Stepanowitsch durch Nikolai Stawrogin kennengelernt und ihn einen »interessanten jungen Mann, trotz der früheren Verirrungen«, genannt habe. Julija Michailowna schätzte ihre spärlichen, so mühevoll aufrechterhaltenen Beziehungen zur »hohen Gesellschaft« bis zur Unglaublichkeit, und so hatte sie sich denn über den Brief jener hohen, alten Dame ungemein gefreut. Trotzdem gab es hier noch etwas Unerklärliches. Sogar ihren Mann stellte sie zu Pjotr Stepanowitsch in fast familiäre Beziehung, so daß Herr von Lembke sich schon beklagte – doch davon gleichfalls später! Bemerken möchte ich nur noch, daß selbst Karmasinoff, der »große Schriftsteller«, sich äußerst wohlwollend zu Pjotr Stepanowitsch verhielt und ihn sofort zu sich einlud – eine Eilfertigkeit dieses eingebildeten Menschen, die Stepan Trofimowitsch noch schmerzhafter als alles andere verletzte. Ich erklärte sie mir allerdings anders, nämlich: daß Karmasinoff durch diesen »Nihilisten«, für den er Pjotr Stepanowitsch zweifellos hielt, mit der fortschrittlichen Jugend in Fühlung treten wollte. Der »große Schriftsteller« zitterte geradezu vor der Revolutionsbewegung der Studentenkreise, und da er sich in seiner Unkenntnis der Sache einbildete, in ihren Händen liege der Schlüssel zur Zukunft Rußlands, so wollte er, nachdem er es erst mit den Alten gehalten hatte, es auch mit den Jungen nicht verderben, und suchte ihnen, hauptsächlich deshalb, weil sie ihrerseits für ihn nur Mißachtung hatten, in jeder nur möglichen, und wenn auch für ihn erniedrigenden Weise zu schmeicheln.

Digitized by Google

Pjotr Stepanowitsch war übrigens nur zweimal zu seinem Vater gekommen, doch zu meinem Bedauern stets in meiner Abwesenheit. Das erstemal hatte er ihn am Mittwoch besucht, also volle vier Tage nach seinem Eintreffen und dann auch nur in Geschäften.

Die Abrechnung wegen des Gutes war sozusagen im stillen abgetan worden. Warwara Petrowna hatte einfach alles auf sich genommen und die ganze Summe für das Gütchen, fünfzehntausend Rubel, Pjotr Stepanowitsch ausgezahlt. Stepan Trofimowitsch wurde erst benachrichtigt, nachdem alles schon abgeschlossen war. Ihr Kammerdiener Alexei Jegorowitsch überbrachte ihm irgendein Schriftstück, das er dann stumm und würdevoll unterzeichnete. Ja, eines möchte ich bei der Gelegenheit noch ausdrücklich bemerken: unser »Alter« bewahrte in diesen Tagen eine Haltung, wie nie zuvor, war würdevoll schweigsam, schrieb aber tatsächlich nicht einen einzigen Brief an Warwara Petrowna, was ich früher einfach nicht für möglich gehalten hätte, so daß ich unseren früheren Stepan Trofimowitsch kaum wiedererkannte, und vor allem war er ganz ruhig. Diese Ruhe hatte er offenbar plötzlich in einer bestimmten großen Idee gefunden, und nun saß er da und wartete auf irgend etwas. Ganz zuerst freilich, gleich am Montag früh, da war er krank – wenn sich auch bloß seine übliche Cholerine einstellte. Erzählte ich ihm von dem, was man in der Stadt sprach, so hörte er aufmerksam zu. Wollte ich dann aber auf den Kern der Sache übergehen, so winkte er mir sofort ab. Die beiden Besuche seines Sohnes hatten ihn selbstverständlich sehr erregt, aber nicht erschüttert oder wankend gemacht. Wohl legte er sich nachher jedesmal, mit einer Essigkompresse um den

Digitized by Google

Kopf, auf den Diwan: aber im »höheren Sinne« blieb er, wie gesagt, doch ruhig.

Übrigens kam es zuweilen doch vor, daß er mir auch nicht abwinkte, wenn ich mit meinen Erzählungen allzu sehr ins einzelne gehen wollte. Und zuweilen schien es mir, als ob ihn seine geheimnisvolle Entschlossenheit im Stiche ließe und er gegen neue stürmisch andrängende Ideen innerlich zu kämpfen hätte.

Das geschah zwar nur in Augenblicken, aber ich erwähne sie. Ich ahnte wohl, daß ihn dann der Wunsch anwandelte, aus seiner Einsamkeit hervorzutreten, sich wieder zu zeigen und einen letzten Kampf zu wagen.

»Oh, cher, wie ich sie aufs Haupt schlagen würde!« rang es sich am Donnerstag abend aus ihm hervor, nach Petruschas zweitem Besuch, als Stepan Trofimowitsch wieder mit einer Essigkompresse auf dem Diwan lag. Bis zu diesem Augenblick hatte er mit mir noch nicht ein einziges Wort gesprochen.

»...‚Fils', ‚fils chéri' und so weiter... ich gebe ja zu, daß diese Ausdrücke Unsinn sind, aus dem Wortschatz der Köchinnen stammen, meinetwegen, ich gebe es selbst zu. Ich habe ihn nicht genährt noch gekleidet, ich habe ihn gleich als Säugling aus Berlin per Post nach Rußland geschickt. Ich gebe das, wie gesagt, ja vollkommen zu... ‚Du hast mich nicht genährt, nicht gekleidet, sondern per Post fortgeschickt,' sagt er, ‚und hier hast du mich obendrein noch bestohlen.' Aber, Unseliger, rufe ich ihm zu, für wen hat denn mein Herz mein ganzes Leben lang geblutet, wenn ich dich auch damals per Post fortgeschickt habe!? Il rit. Aber ich gebe ja zu, ich gebe ja zu... wenn auch per Post —« schloß er, wie im Fieber phantasierend.

Digitized by Google

„Passons", begann er dann nach fünf Minuten wieder. »Ich kann Turgenjeff nicht verſtehen. Sein Baſaroff* iſt eine fiktive Perſönlichkeit, die überhaupt nicht exiſtiert. Ich war ja ſelbſt mit unter den erſten, die ſie als unmöglich zurückwieſen. Dieſer Baſaroff iſt gewiſſermaßen ein verſchwommenes Gemiſch von Nosdreff** und Byron. Oui, c'est le mot, – Nosdreff und Byron. Betrachten Sie ſie einmal aufmerkſam: ſie ſchlagen Purzelbäume und quieken vor Freude wie die jungen Hunde im Sonnenſchein... ſie ſind glücklich, ſie ſind Sieger! Doch was Byron! Laſſen wir den hier aus dem Spiel... Und zudem – wie viel Alltag! Welch eine köchinnenhafte Reizbarkeit der Eigenliebe! Welch ein erbärmliches Dürſten nach faire du bruit autour de son nom, ohne zu bemerken, daß son nom... Oh, Karikaturen! – Aber erlaube, rufe ich ihm zu, willſt du denn wirklich dich ſelbſt ſo wie du biſt, als Erſatz für Chriſtus vorſchlagen? Il rit. Il rit beaucoup. Il rit trop. Er hat ſo ein ſonderbares Lächeln. Seine Mutter hatte nicht ſolch ein Lächeln. Il rit toujours."

Wieder trat Schweigen ein.

* Im Roman »Väter und Söhne« – der erſte Verſuch einer Charakteriſierung des »Nihiliſten«: von der Zenſur ſehr entſtellt, da ſie alle geſchilderten guten Eigenſchaften Baſaroffs ſtrich.

E. K. R.

** Der Typ eines Gutsbeſitzers in Gogols Roman »Die toten Seelen«: »Ein durchtriebener leichtſinniger Kerl, Schwätzer, Lügner, unehrlicher Spieler... der ſchnell mit jedem bekannt wird und, bevor man ſich's verſieht, einen duzt... Er erzählte lügenhafte Anekdötchen, brachte Zwietracht zwiſchen Verlobte. Er war überhaupt ſehr vielſeitig und ſtets zu allem bereit. Was er tat, geſchah aber nicht aus Gewinnſucht, ſondern infolge einer eigentümlichen Sprunghaftigkeit und Unruhe des Charakters.«

E. K. R.

Digitized by Google

»Sie sind schlau! Am Sonntag hatten sie sich verabredet...«, platzte er plötzlich heraus.

»Zweifellos,« sagte ich schnell und spitzte die Ohren, »und dazu war die ganze Komödie noch mit weißem Faden zusammengenäht und so ungeschickt vorgespielt!«

»Davon rede ich nicht. Aber wissen Sie auch, daß das Ganze sogar absichtlich mit weißem Faden zusammengenäht war? Damit es die merkten, die es merken sollten? Verstehen Sie?«

»Nein, ich verstehe nicht –«

„Tant mieux. Passons. Ich bin heute etwas irritiert.«

»Ja, aber worüber haben Sie sich denn mit ihm gestritten, Stepan Trofimowitsch?«

„Je voulais convertir. Sie lachen natürlich. Cette pauvre Tantchen, elle entendra de belles choses! Oh, mein Freund, werden Sie es mir glauben, daß ich mich vorhin ganz als Patriot fühlte! Übrigens habe ich mich immer als Russe empfunden... Und ein echter Russe kann auch gar nicht anders sein, als wir beide sind. Il y a là dedans quelque chose d'aveugle et de louche."

»Unbedingt«, versetzte ich.

»Mein Freund, die wirkliche Wahrheit ist immer unwahrscheinlich, wissen Sie das auch? Um die Wahrheit wahrscheinlich zu machen, muß man unbedingt etwas Lüge hinzumischen. Und so haben es die Menschen denn auch stets gehalten. Vielleicht ist hierbei etwas, was wir nicht verstehen können. Was meinen Sie, ist hier nicht etwas, was wir nicht verstehen, in diesem siegesgewissen Gekreisch? Ich würde wünschen, daß es so wäre. Ich würde es wünschen...«

Ich schwieg. Und auch er schwieg recht lange.

»Man sagt: ‚französischer Verstand!'...« begann er plötz-

Digitized by Google

lich von neuem und faſt wie im Fieber. »Aber das iſt eine Lüge. So iſt es bei uns ſchon immer geweſen. Wozu den franzöſiſchen Verſtand verleumden? Hier iſt es einfach ruſſiſche Faulheit, unſere Kraftloſigkeit, unſere erniedrigende Unfähigkeit, eine Idee hervorzubringen, unſere widerliche Paraſitenrolle unter den Völkern. Ils sont tout simplement des paresseux, – aber nicht ‚franzöſiſcher Verſtand'! Die Ruſſen müßten zum Wohle der übrigen Menſchheit ganz einfach vertilgt werden... wie ſchädliche Paraſiten! Wir, in unſerer Jugend, wir haben nach etwas ganz, ganz anderem geſtrebt. Jetzt verſtehe ich nichts mehr, ich habe ganz einfach aufgehört, zu verſtehen! Ja, ſiehſt du denn nicht ein, rief ich ihm zu, ſiehſt du denn nicht ein, daß bei euch die Guillotine nur deshalb auf dem erſten Plan ſteht, weil Kopfabſchneiden viel, viel leichter iſt, als eine Idee haben? Vous êtes des paresseux! Votre drapeau est une guenille, une impuissance! Dieſe Wagen, oder wie ſie da ...‚das Rollen der Wagen, die Brot der Menſchheit bringen'... nützlicher als die Sixtiniſche Madonna, oder wie ſie da... une bêtise dans ce genre. Aber ſiehſt du denn nicht ein, rief ich ihm zu, ſiehſt du denn nicht ein, daß ein Menſch außer dem Glück genau ebenſoſehr und genau in demſelben Maße das Unglück nötig hat? Il rit! – ‚Du reißt hier Witze', ſagte er mir, ‚und... ſchonſt dabei deine Knochen (er drückte ſich gemeiner aus) auf einem Diwan, der mit Samt bezogen iſt'... Und vergeſſen Sie nicht, daß er mich dabei duzt, den Vater, als Sohn*. Nun, ich wollte ja nichts

* Die altruſſiſche Sitte, nach der Kinder ihre Eltern nicht duzen durften, beſteht auch heute noch in allen guten ruſſiſchen Familien, während das »Du« nur in herzlicher, unformeller Unterhaltung üblich iſt. E. K. R.

Digitized by Google

ſagen, wenn wir beide einerlei Meinung wären... aber ſo, wenn wir uns zanken?«

Wir ſchwiegen wieder.

„Cher," ſagte er plötzlich, ſich ſchnell erhebend, »wiſſen Sie auch, daß das unbedingt mit irgend etwas enden muß?«

»Nun, freilich«, ſagte ich.

„Vous ne comprenez pas. Passons. Aber... gewöhnlich endet es im Leben mit nichts, hier jedoch wird es ein Ende geben, unbedingt, unbedingt!«

Er ſtand auf und ging in größter Aufregung hin und her – bis er ſich dann ſchließlich wieder kraftlos auf den Diwan niederſinken ließ.

Am Freitag morgen fuhr Pjotr Stepanowitſch irgendwohin fort in die Umgegend, und erſchien erſt am Montag wieder bei uns.

Von dieſer Fahrt erfuhr ich durch Liputin: und ebenfalls war es Liputin, der mir erzählte, daß die beiden Lebädkins auf der anderen Flußſeite in der Fabrikvorſtadt wohnten. »Ich habe ſie ſelbſt hinübergeſchafft«, fügte er hinzu, brach aber ſofort ab und teilte mir nur noch mit, daß Liſaweta Nikolajewna ſich mit Mawrikij Nikolajewitſch verlobt habe – offiziell habe man es zwar noch nicht bekanntgegeben, aber nichtsdeſtoweniger ſei es Tatſache.

Liſaweta Nikolajewna ſah ich übrigens am nächſten Morgen, als ſie, zum erſtenmal nach ihrer Krankheit, mit Mawrikij Nikolajewitſch ausritt. Sie erblickte mich, ihre Augen blitzten auf und ſie nickte mir lachend und ſehr freundſchaftlich zu.

Ich erzählte natürlich alles Stepan Trofimowitſch, doch

Digitized by Google

nur der Nachricht über die Lebädkins schenkte er einige Aufmerksamkeit. – – – – – – – – – – – – – – – – –
– –
– –

Jetzt aber, nachdem ich das Wichtigste aus diesen acht Tagen unserer rätselvollen Ungewißheit erzählt habe, will ich die weiteren Geschehnisse anders wiedergeben: mit Kenntnis des ganzen Sachverhalts, d. h. so, wie sich schließlich alles, als es an den Tag kam, in seinen Zusammenhängen erklärte. Ich beginne mit dem achten Tage nach jenem Sonntag, also mit dem Montagabend – denn im Grunde war es dieser Abend, an dem die »neue Geschichte« begann.

III

Es war sieben Uhr abends. Nikolai Stawrogin saß allein in seinem Arbeitszimmer, das er schon früher von allen anderen Räumen des Hauses zu seinem Kabinett erwählt hatte. Es war ein hoher Raum mit schönen Teppichen und etwas schweren, altertümlichen Möbeln.

Er saß in der Ecke des Diwans, wie zum Ausgehen angekleidet, doch anscheinend hatte er nicht die Absicht, aufzubrechen und irgendwohin zu gehen. Auf dem Tisch vor ihm stand eine Lampe mit einem Lampenschirm. Die Seiten und Ecken des großen Raumes blieben dunkel. Sein Blick war nachdenklich und gesammelt, doch nicht ganz ruhig; sein Gesicht sah müde und ein wenig abgemagert aus. Er war tatsächlich krank, wenn auch nur an einer Erkältung, verbunden mit einem gewissen Ohrenreißen; aber das Gerücht von einem ausgeschlagenen Zahn war doch übertrieben: der Zahn hatte anfänglich nur gewackelt, war jedoch inzwischen

Digitized by Google

wieder fester geworden. Auch die von innen verletzte Oberlippe war bereits zugeheilt. Das Zahngeschwür aber, das mit der Erkältung zusammenhing, hatte er nur deshalb nicht aufschneiden lassen, um nicht den Arzt empfangen zu müssen. Doch übrigens hatte er nicht nur nicht den Arzt, sondern selbst seine Mutter kaum auf ein paar Minuten eintreten lassen, und auch das höchstens einmal am Tage und nur um die Dämmerstunde, wenn es schon dunkelte und das Licht noch nicht brannte.

Auch Pjotr Stepanowitsch, der zwei- bis dreimal täglich bei Warwara Petrowna vorgesprochen hatte, war nicht von ihm empfangen worden. Erst jetzt, eben an jenem Montag, nachdem Pjotr Stepanowitsch am Morgen von seiner dreitägigen Reise zurückgekehrt, schon überall in der Stadt herumgelaufen war, dann bei Julija Michailowna zu Mittag gespeist hatte und erst gegen Abend bei Warwara Petrowna erschien, verkündete sie ihm, die ihn bereits ungeduldig erwartete, daß das Verbot aufgehoben sei und Nicolas wieder empfange. Darauf begleitete sie den Gast selbst bis zur Tür des Arbeitszimmers ihres Sohnes, denn sie hatte schon längst ein Wiedersehen der beiden gewünscht. Pjotr Stepanowitsch hatte ihr versprochen, nachher noch zu ihr zu kommen und zu berichten, wie er Nicolas fand. Sie klopfte vorsichtig an die Tür und wagte sogar, als sie keine Antwort erhielt, den Türflügel drei Finger breit zu öffnen.

„Nicolas, darf ich Pjotr Stepanowitsch eintreten lassen?“ fragte sie leise und gehalten, während sie sich zugleich bemühte, sein Gesicht hinter der Lampe zu erkennen.

»Gewiß, gewiß darf man, das versteht sich doch von selbst!« rief laut und aufgeräumt Pjotr Stepanowitsch, öffnete die Tür mit eigener Hand und trat ein.

Digitized by Google

Stawrogin hatte das Klopfen seiner Mutter überhört und nur die scheue Frage vernommen, aber noch nicht antworten können. Vor ihm lag in diesem Augenblick ein Brief, den er gerade erst durchgelesen hatte und über den er dann in tiefes Nachdenken versunken war. Als er nun plötzlich den Anruf Pjotr Stepanowitschs hörte, fuhr er zusammen und suchte schnell mit einem Briefbeschwerer den Brief zu bedecken, was ihm aber nur halb gelang, denn eine Ecke des Briefes und fast das ganze Kuvert waren noch zu sehen.

»Ich habe absichtlich so laut gerufen, um Ihnen Zeit zu geben, sich vorzubereiten«, flüsterte Pjotr Stepanowitsch, der im Nu am Tisch war und sofort mit aufmerksamem Blick das Kuvert musterte, mit wunderlich naiver Aufrichtigkeit.

»— Und haben gewiß noch glücklich bemerken können, wie ich vor Ihnen diesen Brief zu verbergen suchte«, sagte Stawrogin ruhig, ohne sich von seinem Platz zu rühren.

»Einen Brief? Na, Sie mit Ihren Briefen... was gehn mich Ihre Briefe an«, versetzte der andere. »Aber... die Hauptsache —«, fuhr er wieder leise fort, indem er sich zur Tür wandte, die Warwara Petrowna schon geschlossen hatte, und wies mit dem Kopf nach dieser Richtung.

»Sie horcht nie«, bemerkte Stawrogin kalt.

»Na, ich meinte bloß — und wenn sie auch horchen sollte!« Pjotr Stepanowitsch erhob sofort wieder die Stimme und setzte sich in einen Sessel. »Ich habe ja sonst nichts dagegen, nur bin ich diesmal gekommen, um mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen. Also endlich, vor allen Dingen, wie steht es mit der Gesundheit? Sehe schon, daß es gut steht, und morgen werden Sie vielleicht erscheinen, wie?«

»Vielleicht.«

Digitized by Google

»Sie müssen die Leute doch endlich beruhigen und ebenso auch mich!« begann er plötzlich heftig gestikulierend, sah aber dabei ganz heiter und zufrieden aus. »Wenn Sie wüßten, was ich ihnen alles habe vorschwatzen müssen! Aber übrigens, Sie wissen es ja.« Er lachte auf.

»Alles weiß ich nicht. Ich habe nur von meiner Mutter gehört, daß Sie sich sehr... gerührt haben.«

»Das heißt, ich habe ja nichts Bestimmtes —«, wehrte Pjotr Stepanowitsch schnell ab, als verteidige er sich gegen einen furchtbaren Angriff. »Ich habe nur Schatoffs Frau so ein bißchen unter die Leute gebracht, das heißt, ich meine die Gerüchte über Ihre Beziehungen zu ihr in Paris, was jenen Vorfall vom Sonntag dann durchaus erklären könnte ...Sie nehmen es doch nicht übel?«

»Bin überzeugt, daß Sie sich sehr bemüht haben.«

»Nun, das allein war es, was ich fürchtete! Aber übrigens, was heißt denn das: ‚sehr bemüht'? – das klingt ja ganz wie ein Vorwurf. Doch ich sehe, daß Sie die Sache wenigstens nicht schief auffassen: das war meine größte Sorge, als ich herkam – Sie würden sie nicht gerade nehmen...«

»Ich will überhaupt nichts gerade nehmen«, sagte Stawrogin mit einer gewissen Gereiztheit, doch gleich darauf lächelte er spöttisch.

»Ach, ich rede doch nicht davon, nicht davon, Sie irren sich, nicht davon!« rief Pjotr Stepanowitsch und fuchtelte wieder abwehrend und streute die Worte wie Erbsen hin, schien aber zugleich sehr erfreut über die Reizbarkeit Stawrogins zu sein. »Ich werde Sie doch jetzt nicht mit unserer Sache ärgern, in der Lage, in der Sie jetzt sind! Ich kam nur her wegen der Affäre am Sonntag, und auch das nur

Digitized by Google

zum allerkleinſten Teil, denn, nicht wahr, es geht doch nicht ſo! Ich bin mit den aufrichtigſten Erklärungen gekommen, die für mich notwendig ſind, nicht für Sie – dies mag für Ihre Eigenliebe geſagt ſein, aber zu gleicher Zeit iſt es auch die Wahrheit. Ich bin gekommen, um von nun an immer aufrichtig zu ſein.«

»Das heißt ſo viel, daß Sie früher unaufrichtig waren?«

»Das wiſſen Sie doch ſelbſt ganz genau. Ich habe oft Kniffe angewandt... Sie lächeln; freut mich ſehr, denn das Lächeln iſt für mich ein Vorwand zur Auseinanderſetzung. Ich habe ja abſichtlich das Lächeln mit der kleinen Prahlerei hervorgelockt, damit Sie ſich ſofort wieder ärgern: wie ich nur zu denken wagen könne, Sie mit Kniffen zu betrügen, und zweitens, damit ich Grund habe, mich ſofort zu erklären. Sehen Sie, wie aufrichtig ich bin. Na, ſchön, wäre es Ihnen jetzt recht, mich anzuhören?«

Stawrogins Geſicht, das bis dahin verachtend ruhig und beinahe ſpöttiſch ausgeſehen hatte, trotz der augenſcheinlichen Abſicht ſeines Gaſtes, ihn mit dieſen zudringlichen, vorbereiteten und bewußt plumpen Naivitäten zu ärgern, verriet jetzt doch eine gewiſſe unruhige Neugier.

»Alſo hören Sie«, begann Pjotr Stepanowitſch, noch lebhafter als vorhin. »Als ich hierher kam, das heißt, überhaupt hierher in dieſe Stadt, vor zehn Tagen, da entſchloß ich mich natürlich, hier eine Rolle zu ſpielen. Beſſer freilich, ſollte man meinen, wär's ganz ohne Rolle, wie... wie... nun, als individuelle Perſönlichkeit – nicht wahr? Allerdings kann nichts ſchlauer ſein, als die Rolle einer individuellen Perſönlichkeit, denn die würde mir doch niemand zutrauen. Aber wiſſen Sie, zuerſt wollte ich ſchon den Rüpel ſpielen, weil das viel leichter iſt. Aber der Rüpel iſt zu-

Digitized by Google

gleich auch schon das Äußerste, und da das Äußerste immer Aufsehen und Neugier erregt, so entschied ich mich denn endgültig für die individuelle Persönlichkeit. Nun ja, aber wie ist denn nun meine individuelle Persönlichkeit? – Doch einfach die goldene Mitte: weder klug noch dumm, mäßig begabt und ein bißchen vom Mond herabgefallen, wie hier die vernünftigen Leute sagen. Nicht wahr?«

»Möglich, daß es tatsächlich so ist«, sagte Stawrogin mit einem kaum merklichen Lächeln.

»Ah, Sie geben's zu – freut mich sehr. Ich wußte ja im voraus, daß ich Ihre Gedanken treffen würde... Beunruhigen Sie sich nicht, nicht nötig, gar nicht nötig, ich nehme es durchaus nicht übel. Ich habe mich auch durchaus nicht in dieser Weise dargestellt, um mir von Ihnen indirekte Lobsprüche herauszuholen, à la ‚Nein, Sie sind nicht unbegabt, nein, Sie sind klug', oder so ähnlich... Ah, Sie lächeln wieder! Bin ich von neuem hereingefallen? ‚Sie sind klug' würden Sie ja gar nicht sagen. Nun gut, meinetwegen; ich gebe alles zu. Passons, wie Papachen sagt, und in Klammern: ärgern Sie sich bitte nicht über meinen Wortschwall. Übrigens, da haben wir ja gleich ein Beispiel: ich rede immer viel zu viel, d. h., ich mache immer viel zu viel Worte, und rede viel zu eilig – und doch kommt nichts dabei heraus. Warum? weil ich nicht zu reden verstehe. Die gut reden, die reden kurz. Und damit, nicht wahr, damit haben wir gleich einen Beweis für meine Unbegabtheit! Doch da diese Gabe der Unbegabtheit bei mir nun einmal eine natürliche Gabe ist – warum sollte ich sie da nicht noch künstlich gebrauchen? Nun – und so gebrauche ich sie denn so und so. Zuerst, als ich hier ankam, gedachte ich zu schweigen: aber zum Schweigen, dazu gehört ein großes Talent,

Digitized by Google

und somit wäre es nichts für mich. Und da Schweigen außerdem noch gefährlich ist, so habe ich denn endgültig eingesehen, daß es am besten ist, wenn ich rede, und zwar gerade so auf unbegabte Art und Weise rede, das heißt, viel, viel, unendlich viel rede, mich immer beeile, etwas zu beweisen und zum Schluß mich in meinen Beweisen immer so verwickle, daß der Zuhörer womöglich davonläuft und dabei womöglich noch ausspuckt. Das hat dann drei Vorteile: erstens, daß man sich von meiner Offenherzigkeit überzeugt, zweitens, daß man meiner äußerst überdrüssig wird, und drittens, daß man mich dabei noch nicht einmal versteht – also alle drei Vorteile auf einen Hieb! Wer wird dann noch vermuten, daß ich geheimnisvolle Absichten habe? Ein jeder würde sich ja persönlich beleidigt fühlen, wenn ihm dann noch jemand sagte, ich hätte geheimnisvolle Absichten! Die Leute verzeihen mir ja jetzt schon alles, weil sich nun herausgestellt hat, daß ich, die revolutionäre Intelligenz, die einst Proklamationen verfaßt hat, dümmer bin, als sie. Ist's nicht so? An Ihrem Lächeln erkenne ich schon, daß Sie zustimmen.«

Stawrogin dachte nicht daran, zu lächeln oder zuzustimmen, im Gegenteil, er hörte finster und ein wenig ungeduldig zu.

»Wie? Was? Sie sagten: ‚gleichgültig'?«

Stawrogin hatte kein Wort gesagt.

»Natürlich, selbstverständlich, ich versichere Sie, daß ich das durchaus nicht darum... nun, um Sie mit meiner Freundschaft zu kompromittieren... Aber wissen Sie, Sie sind heute furchtbar übelnehmend! Ich komme zu Ihnen mit offenem, frohem Herzen, und Sie – Sie legen jedes meiner Worte auf die Wagschale! Ich werde heute über nichts Witz-

Digitized by Google

liches mit Ihnen sprechen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Und mit allen Ihren Bedingungen bin ich von vornherein einverstanden!«

Stawrogin schwieg immer noch.

»Wie? Was? Sagten Sie nicht etwas? Sehe schon, hab' wieder nicht das Rechte getroffen. Sie haben keine Bedingungen gestellt und werden auch keine stellen. Glaub's schon, glaub's schon, beruhigen Sie sich nur: ich weiß ja selbst, daß es sich gar nicht lohnt, sie zu stellen – nicht wahr? Ich übernehme schon im voraus die Verantwortung für Sie, wenn Sie wollen – und tue das selbstredend aus Unbegabtheit... Sie lachen? Wie? Was?«

»Nichts...« Stawrogin lächelte endlich, »mir fiel nur soeben ein, daß ich Sie in der Tat einmal gewissermaßen unbegabt genannt habe, aber da Sie damals nicht zugegen waren, wird man es Ihnen hinterbracht haben... Im übrigen bitte ich, etwas schneller zur Sache kommen zu wollen.«

»Aber ich bin ja gerade dabei! Ich rede doch nur wegen des Sonntags!« rief Pjotr Stepanowitsch und tat sehr erstaunt. »Nun, was war ich am Sonntag, was meinen Sie? Genau und nichts anderes als die eilfertige, mittelmäßige Unbegabtheit in Person. Und genau in meiner allerunbegabtesten Art und Weise bemächtigte ich mich des Gespräches! Doch man hat mir schon alles verziehen. Erstens, wie gesagt, weil ich vom Monde gefallen bin, denn davon ist man tatsächlich allgemein überzeugt, und zweitens, weil ich ein so nettes Geschichtchen zum besten gab... und euch allen heraushalf, nicht wahr? So ist es doch?«

»Sie haben absichtlich so erzählt, daß der Zweifel bleibt und man die Mache merkt, während eine Abmachung überhaupt nicht vorlag und ich Sie um nichts gebeten hatte.«

Digitized by Google

»Das iſt's ja! Das iſt's ja!« beſtätigte wie in hellem Entzücken Pjotr Stepanowitſch. »Ich habe es ja abſichtlich ſo gemacht, daß Sie die ganze Mechanik merken mußten. Ihretwegen habe ich ja gerade die ganze Komödie geſpielt, nur um Sie zu fangen und zu kompromittieren. Ich wollte ja nur wiſſen, bis zu welchem Grade Sie ſich fürchten.«

»Es wäre intereſſant zu wiſſen, warum Sie jetzt ſo aufrichtig ſind!«

»Oh, ärgern Sie ſich nicht, ärgern Sie ſich nicht, und funkeln Sie bitte nicht ſo mit den Augen... Übriges tun Sie das ja gar nicht. Alſo intereſſant wäre es, zu wiſſen, warum ich jetzt ſo aufrichtig bin? Ganz einfach, weil ſich jetzt alles verändert hat! Ich habe eben meine Anſichten über Sie geändert, das iſt es. Den früheren Weg habe ich für immer verlaſſen. Ich werde Sie von nun ab nicht mehr auf die alte Art und Weiſe zu kompromittieren verſuchen. Ich habe nun einen neuen Weg.«

»Alſo die Taktik geändert?«

»Von Taktik kann hier gar keine Rede ſein. Von jetzt ab ſoll in allem nur Ihr freier Wille den Ausſchlag geben. Sagen Sie ‚ja', – ſo iſt's gut. Wollen Sie ‚nein' ſagen – bitte! Da haben Sie meine ganze neue Taktik. Doch an unſere Sache werde ich auch nicht mit dem kleinſten Finger rühren, und zwar genau ſo lange nicht, bis Sie es ſelbſt befehlen. Sie lachen? Wohl bekomm's! Auch ich lache ja. Aber ſoeben meine ich's ernſt, vollkommen ernſt, wenn auch ein Menſch, der ſich ſo beeilt, natürlich unbegabt iſt, nicht wahr? Einerlei, meinetwegen bin ich auch unbegabt, nur rede ich jetzt im Ernſt, das heißt wirklich vollkommen ernſt!«

Er ſprach in der Tat diesmal ernſt, in einem ganz an-

Digitized by Google

deren Tone und mit einer seltsamen Erregung, so daß Stawrogin ihn aufmerksam anblickte.

»Sie sagen, Sie hätten Ihre Ansicht über mich geändert?«

»Ja; in dem Augenblick, als Sie damals von Schatoff Ihre Hände zurückzogen. Aber genug, genug davon, und bitte keine Fragen weiter! Mehr sage ich jetzt nicht!«

Er war schon aufgesprungen und fuchtelte wieder mit den Händen, als wollte er sich an ihn gestellter Fragen erwehren: da aber überhaupt keine gestellt wurden und er noch nicht die Absicht hatte, wegzugehen, so setzte er sich wieder hin und beruhigte sich allmählich.

»Nebenbei bemerkt, in Klammern,« plapperte er sofort wieder los, »man schwatzt hier und wettet schon darauf, daß Sie ihn unbedingt totschlagen würden. Lembke beabsichtigte sogar, die Polizei in Bewegung zu setzen, doch Julija Michailowna hat es ihm verboten... Aber genug davon, genug, ich sagte es Ihnen nur, um Sie zu benachrichtigen. Doch halt, noch eins: ich habe, wie Sie wissen, die Lebädkins noch am selben Tage auf die andere Flußseite geschafft – meinen Brief mit der neuen Adresse haben Sie doch erhalten?«

»Ja, gleich damals.«

»Dies aber habe ich nicht aus ‚Unbegabtheit' getan, sondern einfach aus Bereitwilligkeit. Wenn es ‚unbegabt' herausgekommen sein sollte, so war's dafür doch aufrichtig gemeint.«

»Schon gut, vielleicht war es gerade so richtig...«, murmelte Stawrogin nachdenklich. »Nur schicken Sie mir keine Briefe mehr.«

»Diesmal ging's nicht anders, und es war ja nur ein einziger.«

Digitized by Google

»So weiß Liputin davon?«

»Es war nicht anders möglich. Aber Sie wissen ja selbst, daß Liputin nichts wagen... Übrigens müßte man einmal wieder zu den unsrigen gehen, – das heißt zu jenen da, nicht zu den Unsrigen, kreiden Sie es mir nur nicht gleich wieder an. Beunruhigen Sie sich nicht: es braucht ja nicht gleich zu sein – irgend wann einmal. Augenblicklich regnet es. Ich werde es denen dann sagen und sie können sich versammeln– wir gehen dann am Abend hin. Da sitzen sie nun mit offenen Mäulern, wie die jungen Waldraben im Nest, und warten gespannt darauf, was für einen Bissen wir ihnen gebracht haben – kratzen Bücher hervor und fangen gar an zu streiten. Wirginski ist Allmensch, Liputin Fourierist mit starker Neigung zu Polizeimethoden. Ein Mensch, sag' ich Ihnen, der in einer Beziehung kostbar ist, aber in den meisten anderen Beziehungen streng angefaßt werden muß. Und der dritte, der mit den trauernden Ohren, trägt gar ein eigenes System vor. Beleidigt sind sie übrigens alle: weil ich mich so wenig um sie kümmere und sie ein bißchen kaltgestellt habe, haha! Aber hingehen muß man zu ihnen.«

»Sie haben mich jenen wohl als so eine Art Führer vorgestellt?« fragte Stawrogin so nachlässig wie möglich.

Pjotr Stepanowitsch sah ihn blitzschnell an. Dann ging er schnell auf ein anderes Thema über und tat so, als hätte er die Frage ganz überhört: »Übrigens bin ich täglich zwei- bis dreimal zu Warwara Petrowna gekommen und war gezwungen, viel zu sprechen...«

»Kann mir denken.«

»Nein, denken Sie nicht das! Ich habe einfach nur versichert, daß Sie Schatoff nicht totschlagen würden – und

Digitized by Google

ſo ähnliche ſüße Sachen. Aber ſtellen Sie ſich vor: gleich am anderen Tage hatte ſie ſchon erfahren, daß Marja Timofejewna von mir über den Fluß geſchafft worden war – haben Sie ihr das geſagt?«

»Nicht daran gedacht.«

»Wußt ich's doch, daß nicht Sie... Aber wer außer Ihnen hätte es ihr dann erzählen können?«

»Liputin, ſelbſtredend.«

»N–nein, nicht Liputin«, murmelte Pjotr Stepanowitſch geärgert. »Aber ich werde es ſchon erfahren, wer es war. Ich denke da eher an Schatoff. Aber nein, Unſinn, laſſen wir das! Aber ſchließlich iſt's doch verdammt wichtig... Übrigens habe ich immer erwartet, daß Ihre Mutter plötzlich mit der Hauptfrage herausplatzte... Ja! Nur alle die letzten Tage war ſie furchtbar niedergeſchlagen, faſt finſter, heute aber, wie ich ankomme: ſiehe da – ſie ſtrahlt förmlich. Woher kommt denn das?«

»Das kommt daher, daß ich ihr heute mein Wort gegeben habe, in fünf Tagen um Liſaweta Nikolajewnas Hand anzuhalten«, ſagte Stawrogin plötzlich mit unvermuteter Offenheit.

»Ah, ſo... nun ja... ja gewiß...«, ſtotterte Pjotr Stepanowitſch und blieb ſtecken. »Man ſpricht zwar ſchon von ihrer Verlobung mit Mawrikij Nikolajewitſch. Sie wiſſen doch? Es wird auch ſchon ſtimmen. Aber Sie haben recht: ſie läuft auch vom Altare fort, wenn Sie ſie nur rufen. Sie ärgern ſich doch nicht darüber, daß ich ſo...?«

»Nein.«

»Ich ſehe, daß es heute furchtbar ſchwer iſt, Sie zu ärgern, und fange an, Sie zu fürchten... Bin ſehr geſpannt darauf, wie Sie morgen erſcheinen werden. Sicher haben

Digitized by Google

Sie schon vieles in petto. Ärgern Sie sich wirklich nicht über mich, daß ich so...?«

Stawrogin antwortete wieder nicht, was Pjotr Stepanowitsch vollends reizte.

»Übrigens: haben Sie das in betreff Lisaweta Nikolajewnas Ihrer Mutter im Ernst gesagt?« fragte er.

Stawrogin sah ihn kalt und prüfend an.

»Ah, so, ich verstehe schon: um sie zu beruhigen, nun ja.«

»Und wenn ich es im Ernst gesagt habe?« fragte Stawrogin hart.

»Ja... nun... na, dann mit Gott, wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt. Würde ja der Sache nichts schaden. (Sehen Sie, ich habe nicht gesagt ‚unserer' Sache, da Sie das Wort ‚unser' nun einmal nicht lieben.) Ich aber... ich – nun ja, ich stehe zu Ihren Diensten, wie Sie wissen.«

»Sie meinen?«

»Gar nichts, gar nichts meine ich!« wehrte Pjotr Stepanowitsch lachend ab, »denn ich weiß, daß Sie sich Ihre Angelegenheiten im voraus genug überlegen, und daß Sie alles schon bis zu Ende durchgedacht haben. Im übrigen aber wollte ich nur sagen, daß ich im Ernst jederzeit zu Ihren Diensten stehe, jederzeit und unter allen Umständen und in jedem Fall, – das heißt wortwörtlich in je-dem! Sie verstehen doch?«

Stawrogin gähnte.

»Ich langweile Sie schon, wie ich sehe«, sagte Pjotr Stepanowitsch, plötzlich aufspringend, ergriff seinen runden, ganz neuen Hut und tat, als sei er im Begriff, aufzubrechen, indessen blieb er immer noch und sprach ununterbrochen weiter, jetzt allerdings stehend. Zuweilen schritt er hin und

Digitized by Google

her, und wenn er sehr lebhaft sprach, schlug er sich mit dem Hut ans Knie. »Ja, eigentlich wollte ich Ihnen noch etwas Ergötzliches von den Lembkes erzählen und Sie damit erheitern!« schwatzte er weiter, anscheinend gut gelaunt.

»Nein, das doch lieber ein nächstes Mal. Wie geht es übrigens mit Julija Michailownas Gesundheit?«

»Was das bei Ihnen allen für gesellschaftliche Gewohnheiten sind! Julija Michailownas Gesundheit ist Ihnen ja so gleichgültig, wie die Gesundheit irgendeiner Katze, und doch erkundigen Sie sich! Aber das lobe ich mir. Also: Julija Michailowna fühlt sich wohl und hat eine Hochachtung vor Ihnen, na, bis zum Aberglauben. Und was Sie von Ihnen alles erwartet, grenzt auch schon an Aberglauben. Über den Sonntag schweigt sie, und sie ist überzeugt, daß Sie alles sofort niederschlagen werden, sobald Sie nur wieder auf der Bildfläche erscheinen. Bei Gott, sie glaubt ohne weiteres, daß Sie weiß der Teufel was alles vermögen! Mir scheint, sie bildet sich ein, Sie könnten einfach Wunder zustande bringen. Überhaupt sind Sie jetzt ein noch viel rätselhafteres Wesen als je, dazu dieser Nimbus von Romantik, der sich um Sie gebildet hat – wahrhaftig, eine äußerst vorteilhafte Stellung. Und wie gespannt, wie neugierig man auf Sie ist! Bevor ich verreiste, war es schon heiß, doch als ich zurückkehrte, war die Hitze noch gestiegen. Danke übrigens nochmals bestens für die Beschaffung des Briefes. Graf K... wird hier allgemein mit Andacht gefürchtet. Und Sie hält man für so eine Art höheren Spion. Ich nicke dazu. Sie nehmen es doch nicht übel?«

»Nein.«

»Das ist nämlich für alles Weitere sogar unbedingt nötig.

Digitized by Google

Die Leute haben ja hier ihre beſonderen Bräuche. Ich ſporne ſelbſtverſtändlich noch an. Julija Michailowna iſt die Anführerin, Gaganoff der zweite... Sie lachen? Aber ich lebe doch jetzt nach meiner neuen Taktik: ich lüge und lüge, und dann ſage ich plötzlich ein kluges Wort, und zwar gerade in dem Augenblick, wenn alle ein ſolches ſuchen. Darauf umringt man mich ſofort, fragt und horcht, – ich aber bin ſchon wieder mitten im Lügen. Jetzt haben mich ſchon alle aufgegeben. ‚Ach, der!‘ ſagen ſie und winken ab. ‚Nicht dumm, aber ein bißchen doch vom Monde herabgefallen.‘ Lembke redet mir zu, in den Staatsdienſt zu treten, damit ich mich beſſere. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich ihn trätiere, das heißt, eigentlich kompromittiere. Er glotzt mich nur ſo an mit ſeinen Kalbsaugen. Julija Michailowna hilft mir dabei womöglich noch. Doch was ich ſagen wollte: Gaganoff iſt grenzenlos wütend auf Sie. Geſtern hat er in Duchowo ganz gemein über Sie geſprochen. Ich habe ihm natürlich gleich die ganze Wahrheit geſagt, oder vielmehr, verſteht ſich, nicht die ganze Wahrheit. Ich war geſtern vom Morgen bis zum Abend draußen bei ihm. Prächtiges Gut übrigens, auch das Herrenhaus iſt ſchön.«

»So iſt er jetzt in Duchowo?« rief Stawrogin plötzlich lebhaft, ja, faſt ſprang er auf, – wenigſtens beugte er ſich haſtig nach vorn.

»Nein, jetzt nicht mehr, er hat mich ſelbſt hierher gebracht, wir kamen zuſammen zurück«, ſagte Pjotr Stepanowitſch ruhig, anſcheinend ohne Stawrogins Erregung zu bemerken. »Was iſt das? – Da habe ich ein Buch heruntergeworfen«, und er bückte ſich, um den Band aufzuheben. »‚Die Frauen von Balzac‘? Illuſtriert. Habe nicht geleſen. Lembke ſchreibt auch Romane.«

»Was Sie sagen?« Stawrogin tat, als interessiere es ihn sehr.

»Jawohl, in russischer Sprache; selbstredend heimlich. Nur Julija Michailowna weiß es und erlaubt es ihm. Er ist so eine richtige Schlafmütze, aber mit Manieren. Wie das alles ausgearbeitet ist! Welch eine Strenge der Formen, welch eine Folgerichtigkeit und Disziplin! Übrigens, es wäre gut, wenn auch wir etwas davon hätten!«

»Sie loben die Verwaltung?«

»Wie sollte ich nicht! Sie ist doch das einzige, was bei uns in Rußland natürlich und in einem gewissen Grade fertig ist ... nein, nein, ich werde nicht, ich werde nicht, seien Sie unbesorgt, ich werde nicht!« brach er plötzlich ab. »Über das Delikate kein Wort, seien Sie unbesorgt, kein Wort! Und jetzt leben Sie wohl. – Sie sind ja fast grün.«

»Ich bin erkältet.«

»Das ist glaubwürdig. Legen Sie sich hin! Doch ja, was ich noch sagen wollte: hier im Bezirk gibt es auch einige von der Skopzensekte, interessante Leute ... Doch davon später. Halt ja, eine kleine Anekdote muß ich doch noch erzählen! Hier in der Nähe steht bekanntlich ein Infanterieregiment. Freitag abend habe ich in B... mit den Offizieren zusammen gekneipt. Wir haben doch dort drei Genossen – vous comprenez? Nun, es wurde über den Atheismus gesprochen, und selbstredend ward Gott zum so und so vielten Male kassiert. Man gröhlte und quiekte vor Freude. Übrigens: Schatoff meint, daß man unbedingt mit dem Atheismus beginnen müsse, wenn man es in Rußland zu einem Umsturz bringen wolle – vielleicht hat er recht. Ja, wie gesagt, es wurde über Gott gesprochen – aber da saß auch ein schon ergrauter schnauzbärtiger Hauptmann, saß

und saß, schwieg die ganze Zeit. Plötzlich stand er auf, blieb mitten im Zimmer stehen, breitete die Arme aus, und sagte laut, aber doch wie zu sich selbst: ‚Wenn es keinen Gott gibt, was bin ich dann noch für ein Hauptmann?‘ Und damit nahm er seine Mütze und ging.«

»Hat einen ganz klugen Gedanken ausgedrückt«, sagte Stawrogin und gähnte – jetzt schon zum dritten Male.

»Ja? Ich hab's nicht verstanden – wollte Sie fragen. Und was war da doch noch –? Ja, so: ganz interessant ist die Spigulinsche Fabrik. Fünfhundert Arbeiter, ein vorzüglicher Choleraherd, ist schon seit fünfzehn Jahren nicht mehr gereinigt, und vom Arbeitslohn wird immer ein Teil abgezogen, die Besitzer aber sind Millionäre. Seien Sie überzeugt, von den Arbeitern haben schon eine ganze Reihe durchaus richtige Vorstellungen von der Internationale und Revolution. Wie, Sie lächeln? Sie werden schon sehen, geben Sie mir nur eine ganz, ganz kleine Weile Zeit! Ich habe Sie schon einmal um Zeit gebeten. Jetzt tue ich's zum zweiten Male. Doch Verzeihung, ich höre ja schon auf! Runzeln Sie nicht die Stirn, ich höre ja schon auf! Leben Sie wohl. – Ach so!« er kehrte nochmals um und kam zurück. – »Die Hauptsache vergesse ich ganz! Man hat mir vorhin gesagt, daß unsere Koffer aus Petersburg angekommen sind.«

»Ja, und? . . .« Stawrogin sah ihn an, ohne zu verstehen.

»Das heißt, Ihre Koffer, Ihre Sachen, mit den Fracks, Beinkleidern, der Wäsche – sind die schon hier?«

»Ja, man sagte mir vorhin so etwas . . .«

»Ach, könnte man da nicht gleich . . .«

»Fragen Sie den Alexei.«

Digitized by Google

»Schön! Aber morgen, morgen könnte ich ſie doch bekommen? Es ſind nämlich mein Frack, ein Anzug und drei Paar Beinkleider darin... Die von Charmeur, die er mir noch auf Ihre Empfehlung hin gemacht hat, erinnern Sie ſich?«

»Ich habe gehört, Sie ſollen hier den Dandy ſpielen«, lächelte Stawrogin. »Iſt es wahr, daß Sie ſogar Reitſtunden nehmen wollen?«

Pjotr Stepanowitſch verzog den Mund zu einem gezwungenen Lächeln.

»Wiſſen Sie«, ſagte er dann plötzlich ungeheuer ſchnell, mit einer eigentümlich ſtockenden Stimme, in der etwas zu zucken ſchien. »Wiſſen Sie, Nikolai Wſſewolodowitſch, wir wollen das Perſönliche lieber aus dem Spiel laſſen, nicht wahr, ein für allemal? Sie können mich dabei natürlich verachten, ſo viel Sie wollen, wenn Ihnen etwas lächerlich erſcheint. Aber, wie geſagt, unter uns wollen wir das Perſönliche eine Zeitlang fortlaſſen, nicht wahr?«

»Gut, ich werde es nicht mehr...«, ſagte Stawrogin vor ſich hin.

Pjotr Stepanowitſch lächelte, ſchlug ſich mit dem Hut ans Knie, trat von einem Fuß auf den anderen und ſein Geſicht nahm wieder den alten Ausdruck an.

»Hier halten mich einige ſogar für Ihren Nebenbuhler bei Liſaweta Nikolajewna, wie ſoll ich mich da nicht um mein Äußeres kümmern?« ſagte er lachend. »Übrigens, wer hinterbringt Ihnen denn das alles? Hm! Es iſt ſchon Punkt acht; ich muß gehen. Habe zwar Warwara Petrowna verſprochen, jetzt bei ihr vorzuſprechen, werde das aber bleiben laſſen. Sie aber – legen Sie ſich mal hin, dann ſind Sie morgen munterer. Draußen iſt es ſtockdunkel und es

Digitized by Google

regnet – übrigens, ich habe ja meine Droschke, denn in der Nacht ist es hier nicht ganz geheuer in den Straßen... Doch ja, was ich noch sagen wollte: hier in der Umgegend treibt sich jetzt ein gewisser Fedjka herum, ein entsprungener Zuchthäusler aus Sibirien, und stellen Sie sich vor, er ist mein gewesener Leibeigener, den Papachen vor fünfzehn Jahren unter die Soldaten gesteckt hat, um Geld zu bekommen. Eine äußerst bemerkenswerte Persönlichkeit, dieser Fedjka.«

»Sie... haben mit ihm gesprochen?« fragte Stawrogin, indem er einmal kurz aufblickte.

»Ja. Vor mir versteckt er sich nicht. Er ist zu allem bereit, zu allem; für Geld, selbstredend, aber er hat auch Überzeugungen, so in seiner Art, versteht sich... Ja, und noch etwas: wenn Sie vorhin wirklich im Ernst von dieser Absicht – Sie wissen schon, mit Lisaweta Nikolajewna, – so wiederhole ich nochmals, daß ich gleichfalls eine zu allem bereite Persönlichkeit bin, in jeder Beziehung, in welcher Sie nur wollen, und vollkommen zu Ihren Diensten stehe ... Was, Sie wollen –? Ach so, nein, nicht den Stock. Denken Sie sich, mir schien, daß Sie einen Stock suchten!«

Stawrogin suchte nichts und sagte auch nichts, aber er hatte sich allerdings seltsam plötzlich erhoben, mit einer eigentümlichen Bewegung im Gesicht.

»Und wenn Sie etwas in betreff dieses Herrn Gaganoff brauchen sollten,« fügte Pjotr Stepanowitsch mit einem Mal hinzu und wies dabei mit dem Kopf schon ganz ungeniert auf den Brief und den Umschlag unter dem Briefbeschwerer, »so kann ich natürlich auch da alles ordnen, und ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht umgehen werden.«

Und ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um

Digitized by Google

und verließ das Zimmer – doch bevor er die Tür hinter sich schloß, steckte er noch einmal den Kopf herein:

»Ich bin nur deshalb so...« rief er schnell, »...weil doch beispielsweise auch Schatoff nicht das Recht hatte, damals am Sonntag sein Leben zu riskieren, als er zu Ihnen trat – nicht wahr? Ich möchte wünschen, daß Sie dieses nicht vergäßen.«

Und ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand er.

IV

Vielleicht dachte Pjotr Stepanowitsch, daß Nikolai Wsewolodowitsch, sobald er allein wäre, mit den Fäusten an die Wand schlagen würde, welchem Wutausbruch Pjotr Stepanowitsch natürlich für sein Leben gern heimlich zugesehen hätte, wenn das nur irgendwie möglich gewesen wäre. Doch er täuschte sich sehr. Stawrogin blieb vollkommen ruhig. Wohl ganze zwei Minuten stand er noch in derselben Stellung am Tisch, anscheinend in tiefe Gedanken versunken; doch bald legte sich ein müdes, kaltes Lächeln um seinen Mund. Er setzte sich langsam wieder auf den großen Diwan, auf denselben Platz in der Ecke, und schloß die Augen, wie vor Müdigkeit. Die eine Ecke des Briefes lugte noch immer unter dem Briefbeschwerer hervor, doch er rührte sich nicht einmal, um sie zu bedecken.

Bald vergaß er sich ganz.

Warwara Petrowna hatte sich schon alle die Tage mit Sorgen gequält. Als jetzt auch noch Pjotr Stepanowitsch fortgegangen war, ohne sein Versprechen zu halten und zu ihr zu kommen, hielt sie es nicht länger aus und wagte es, selbst zu ihrem Sohne zu gehen. Die ganze Zeit hatte sie gedacht, vielleicht werde er doch endlich etwas Bestimmtes,

Digitized by Google

Entſcheidendes ſagen. Leiſe, wie vorhin, klopfte ſie an ſeine Tür, und da ſie keine Antwort erhielt, wagte ſie wieder, ſelbſt zu öffnen. Als ſie ſah, wie er ſo unbeweglich und ſonderbar ſtill daſaß, trat ſie mit klopfendem Herzen, vorſichtig näher. Es machte ſie ſtutzig, daß er ſo ſchnell und ſo aufrecht ſitzend eingeſchlafen war; ſogar das Atmen merkte man kaum. Sein Geſicht war blaß und ſtreng, doch dabei wie völlig erkaltet, regungslos. Die Brauen waren ein wenig zuſammengezogen und wirkten finſter: ſo glich er entſchieden einer lebloſen Wachsfigur. Warwara Petrowna ſtand wohl ganze drei Minuten vor ihm, mit verhaltenem Atem, und plötzlich wurde ſie von einer Angſt erfaßt. Auf den Fußſpitzen ging ſie hinaus, doch an der Tür blieb ſie einen Augenblick ſtehen, wandte ſich um, machte das Zeichen des Kreuzes über ihren Sohn und verließ dann unbemerkt den Raum – mit einer neuen ſchweren Empfindung und neuen Sorgen im Herzen.

Er ſchlief lange, über eine Stunde, und die ganze Zeit in derſelben Erſtarrung: kein Muskel ſeines Geſichtes bewegte ſich, nicht das leiſeſte Zucken ging durch ſeinen Körper; die Brauen blieben unverändert ſtreng zuſammengezogen. Wäre Warwara Petrowna noch weitere drei Minuten vor ihm ſtehen geblieben, ſo würde ſie das erdrückende Empfinden dieſer lethargiſchen Regungsloſigkeit ganz gewiß nicht ertragen und ihn aufgeweckt haben. Doch plötzlich ſchlug er von ſelbſt die Augen auf, blieb aber, ohne ſich zu rühren, wohl noch zehn Minuten unverändert ſitzen, nur daß ſeine offenen Augen jetzt beharrlich und wißbegierig in die eine dunkle Ecke des Zimmers ſahen, wie ſich hineinſehend in irgendeinen ihn dort feſſelnden Gegenſtand, obgleich ſich dort weder etwas Neues, noch etwas Beſonderes befand.

Digitized by Google

Da begann die große, alte Wanduhr zu ſchnurren und ſchlug einen einzigen, ſchweren Schlag. Stawrogin wandte mit einer gewiſſen Unruhe den Kopf, um auf das Zifferblatt zu ſehen. Doch in demſelben Augenblick öffnete ſich die Tapetentür, die zum Korridor führte, und der Kammerdiener Alexei Jegorowitſch trat ein. Er brachte einen dicken Mantel, ein Halstuch und einen Hut, und in der rechten Hand hielt er einen ſilbernen Teller, auf dem ein Zettel lag.

»Halb zehn«, meldete er mit leiſer Stimme und trat, nachdem er den Mantel an der Tür auf einen Stuhl gelegt hatte, zu Nikolai Wſſewolodowitſch, dem er das Zettelchen präſentierte, ein kleines, ungeſchloſſenes Papier, auf dem nur zwei Zeilen mit Bleiſtift geſchrieben ſtanden.

Nachdem Stawrogin ſie überflogen hatte, nahm er einen Bleiſtift vom Tiſch und kritzelte ein paar Worte auf dasſelbe Papier, das er dann wieder offen auf den Teller zurücklegte.

»Sofort zu übergeben, ſobald ich ausgegangen bin«, ſagte er und erhob ſich vom Diwan.

Es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß er einen leichten Samtrock an hatte, ſo überlegte er einen Augenblick und befahl dann, ihm einen Tuchrock zu bringen, der zu zeremoniellen Abendbeſuchen beſſer paßte. Nachdem er ſich ganz angekleidet und den Hut ſchon aufgeſetzt hatte, verſchloß er die Tür, durch die vorhin Warwara Petrowna eingetreten war, zog dann den Brief unter dem Briefbeſchwerer hervor, ſteckte ihn zu ſich und ging ſchweigend aus dem Zimmer. Alexei Jegorowitſch folgte ihm. Aus dem Korridor gingen ſie über eine ſchmale ſteinerne Hintertreppe in den Hausflur hinab, aus dem man unmittelbar in den Park

Digitized by Google

treten konnte. In einer Ecke des Flurs hatte Alexei Jegorowitsch eine Laterne und einen Regenschirm versteckt.

»Infolge des starken Regens ist der Schmutz in den Straßen ganz unerträglich«, meldete Alexei Jegorowitsch wie mit einem entfernten letzten Versuch, seinen Herrn von dem Ausgehen abzubringen.

Doch Stawrogin machte den Schirm auf und trat schweigend hinaus in den alten Park, der wie ein Keller dunkel, feucht und naß war. Der Wind brauste und rauschte und schaukelte die Wipfel der großen, halb schon kahlen Bäume, die schmalen Sandwege waren weich und glatt. Alexei Jegorowitsch ging so, wie er war, im braunen Frack und ohne Mütze, mit der kleinen Laterne in der Hand, drei Schritte vor seinem Herrn, und beleuchtete den Weg.

»Wird man es nicht bemerken?« fragte plötzlich Nikolai Wssewolodowitsch.

»Aus den Fenstern wird man es nicht bemerken und außerdem ist alles vorgesehen«, antwortete der Diener leise und maßvoll.

»Meine Mutter schläft?«

»Haben sich nach der Gewohnheit der letzten Tage gleich nach neun Uhr zurückgezogen, und daß die gnädige Frau es erfährt, ist ganz ausgeschlossen. Wann befehlen der Herr, daß ich ihn zurückerwarte?«

»Um eins, halb zwei, nicht später als zwei.«

»Zu Befehl.«

Sie umgingen auf den sich schlängelnden Wegen fast den ganzen Park, bis sie an der Ecke der großen Steinmauer stehen blieben, wo ein kleines Pförtchen auf eine schmale entlegene Nebengasse führte.

»Wird die Tür nicht kreischen?« fragte Nikolai Wssewolo-

Digitized by Google

dowitsch. Doch Alexei Jegorowitsch sagte, daß er zweimal, »sowohl gestern wie heute«, die Angeln geschmiert habe. Er war bereits ganz durchnäßt vom Regen. Als er das Pförtchen geöffnet hatte, reichte er Nikolai Wssewolodowitsch den Schlüssel.

»Wenn der Herr geruhen, einen weiten Weg zu unternehmen, so möchte ich vorher darauf aufmerksam machen, daß den Leuten hier herum nicht zu trauen ist, besonders nicht in entlegenen Gassen und... am allerwenigsten jenseits des Flusses«, wagte er nochmals zu warnen.

Er war ein alter Diener, der einst Nikolai Wssewolodowitsch auf den Armen gewiegt und wie eine Kinderfrau mit ihm gespielt hatte, ein ernster, strenger Mann, der das Gotteswort kannte und gern in der Bibel las.

»Beunruhige dich nicht, Alexei Jegorowitsch.«

»Gott segne Euch, Herr, aber nur beim Anfang guter Taten.«

»Wie?« Nikolai Wssewolodowitsch, der schon über die Schwelle getreten war, blieb stehen.

Der alte Diener wiederholte mit fester Stimme seinen Segenswunsch. Nie hätte er sich früher unterstanden, solche Worte zu seinem Herrn zu sagen.

Stawrogin sagte nichts, schloß die Tür, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging die Gasse entlang, wobei seine Füße bei jedem Schritt an die drei Zoll tief im Schlamm versanken. Endlich erreichte er eine lange, einsame Straße, die wenigstens gepflastert war. Die Stadt kannte er genau: immerhin hatte er noch einen weiten Weg bis zur Bogojawlenskstraße.

Es war schon nach zehn Uhr, als er endlich vor der verschlossenen Pforte des Filippoffschen Hauses stehen blieb.

Digitized by Google

Die untere Etage war unbewohnt, ſeitdem man Lebädkins fortgeſchafft hatte. Die Fenſterläden waren geſchloſſen. Nur oben in Schatoffs Dachzimmer ſah man noch Licht. Da es an der Pforte keine Klingel gab, ſo klopfte Stawrogin. Nichts rührte ſich zunächſt. Aber ſchließlich, nach abermaligem Klopfen, öffnete ſich oben ein Klappfenſter und Schatoff ſteckte den Kopf heraus. Es war ſtockdunkel und daher ſchwer, jemanden zu erkennen.

Schatoff ſah lange hinunter.

»Sind Sie es?« fragte er plötzlich.

»Ja.«

Schatoff ſchlug das Fenſter zu, kam nach unten und öffnete die Pforte.

Stawrogin trat über die hohe Schwelle und ging ſtumm an ihm vorüber in den Flügel zu Kirilloff.

V

Hier war alles unverſchloſſen. Der Flur und die beiden erſten Zimmer waren dunkel, doch im dritten, in dem Kirilloff wohnte, war es hell, und dort hörte man Lachen und dazwiſchen ein ſeltſames frohes Gequiek.

Stawrogin ging auf das Licht zu, blieb aber vor der offenen Tür ſtehen, ohne zunächſt einzutreten.

Der Teetiſch war gedeckt. Mitten im Zimmer ſtand die Alte, die das Haus beaufſichtigte, in einem Unterrock, in Schuhen, doch ohne Strümpfe, und in einer ärmelloſen Pelzjacke aus Haſenfell. Sie trug ein anderthalbjähriges Kindchen mit faſt weißen Locken, nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, mit bloßen, dicken Beinchen und erhitztem, pausbackigem Geſichtchen, auf dem Arm. Offenbar hatte ſie es ſoeben aus der Wiege genommen. Das Kindchen

Digitized by Google

mochte noch vor kurzem geweint haben, denn noch ſtanden dicke Tränen unter ſeinen Augen, doch war es in dieſem Augenblicke froh und luſtig, reckte ſeine Ärmchen und lachte, wie ſo kleine Kinder zu lachen pflegen: mit juchzenden, ſchluchzenden Nebentönen.

Vor dem Kindchen ſpielte Kirilloff mit einem großen roten Gummiball: er warf ihn kräftig auf die Diele, ſo daß er bis an die Decke ſprang, wieder fiel und wieder ſprang, während das Kindchen dazu überſelig ſein »Ba!... Ba!...« rief. Kirilloff fing darauf den »Ba« auf und gab ihn dem Kindchen, das dann natürlich den »Ba« wieder gleich mit ſeinen eigenen, ungeſchickten Händchen fortwarf, während Kirilloff ihm nachlief, um ihn aufzuheben. Zum Schluß rollte der »Ba« unter den Schrank. Kirilloff aber ſtreckte ſich ſofort längelang auf dem Fußboden aus, um ihn mit der Hand wieder hervorzuholen.

In dieſem Augenblick trat Stawrogin ins Zimmer.

Das Kind, das ihn zuerſt erblickte, warf ſich erſchreckt an den Hals der Alten und begann laut ein langgezogenes, eintöniges Kinderweinen, ſo daß die Alte es ſofort hinausbrachte.

»Stawrogin?« fragte Kirilloff, ohne die geringſte Verwunderung über den unerwarteten Beſuch, zog ſeine Hand mit dem Ball unter dem Schrank hervor und erhob ſich. »Wollen Sie Tee?«

»Mit dem größten Vergnügen, wenn er warm iſt, ich bin ganz durchnäßt.«

»Warm, ſogar heiß«, ſagte Kirilloff erfreut, nachdem er ſich davon überzeugt hatte. »Setzen Sie ſich. Sie ſind ſchmutzig, tut nichts. Ich kann's ſpäter mit einem naſſen Tuch...«

Digitized by Google

Stawrogin ſetzte ſich und trank faſt auf einen Zug die eingegoſſene Taſſe Tee aus.

»Noch?«

»Nein, danke.«

Kirilloff, der bis dahin geſtanden hatte, ſetzte ſich ſogleich und fragte: »Wozu ſind Sie gekommen?«

»Bitte, leſen Sie dieſen Brief. Er iſt von Gaganoff. Sie werden ſich entſinnen, ich habe Ihnen von ihm ſchon in Petersburg erzählt.«

Kirilloff nahm den Brief, las ihn durch, legte ihn darauf wieder auf den Tiſch und ſah Stawrogin erwartungsvoll an.

»Mit dieſem Gaganoff«, erklärte Nikolai Wſſewolodowitſch, »bin ich, wie Sie wiſſen, zum erſten Male in Petersburg vor kaum einem Monat zuſammengetroffen, und dann ſind wir uns noch ungefähr dreimal in der Geſellſchaft begegnet. Wir wurden einander nicht vorgeſtellt, ſprachen auch nicht miteinander und doch fand er Gelegenheit, ſich ungezogen mir gegenüber zu benehmen. Ich habe Ihnen das ja damals alles erzählt. Doch was Sie nicht wiſſen, iſt folgendes. Als er darauf Petersburg, noch vor mir, verließ, ſchrieb er mir einen Brief, der zwar noch nicht ſo beleidigend war wie dieſer hier, aber doch ſchon einen durchaus unzuläſſigen Ton hatte. Dabei ſtand mit keinem einzigen Worte darin, warum der Brief eigentlich geſchrieben worden war. Ich antwortete ihm ſofort und erklärte ihm ganz offenherzig, daß ich, ‚da es ſich wohl um den Vorfall mit ſeinem Vater vor vier Jahren hier im Klub handeln werde‘, – daß ich meinerſeits durchaus bereit ſei, ihm noch nachträglich meine Entſchuldigung zu machen, einfach aus dem Grunde, weil meine Handlung damals im Krankheitszuſtande geſchehen ſei. Er antwortete mir nichts darauf und

Digitized by Google

reiſte irgendwohin fort. Nun komme ich hierher und finde ihn hier in einer wahren Tollwut auf mich. Man hat mir öffentliche Äußerungen von ihm mitgeteilt, die regelrechte Beſchimpfungen ſind, dazu die unglaublichſten Anſchuldigungen. Und heute erhalte ich dieſen Brief, – einen ähnlichen hat wohl noch nie jemand geſchrieben! Mit Ausdrücken wie zum Beiſpiel ‚Ihre geſchlagene Fratze‘. – Ich bin nun zu Ihnen gekommen, da ich hoffe, daß Sie mir nicht abſchlagen werden, mein Sekundant zu ſein?«

»In der Wut kann man ſchon... Puſchkin hat auch ſo geſchrieben. Gut, ich komme. Sagen Sie, wie?«

Stawrogin erklärte, daß er ihn bäte, gleich morgen zu Gaganoff zu gehen. Er ſolle die Entſchuldigung wiederholen und ſogar noch einen zweiten Entſchuldigungsbrief ankündigen – dieſen letzteren aber nur unter der Bedingung, daß Gaganoff ſein Wort gibt, keinen weiteren Brief irgendwie beleidigenden Inhalts zu ſchreiben, während ſein letzter Brief als nicht erhalten betrachtet werden ſolle.

»Zu viel Konzeſſionen, er wird nicht darauf eingehen...«

»Ich bin vor allem hierhergekommen, um zu erfahren, ob Sie überhaupt bereit ſind, ihm ſolche Bedingungen zu überbringen?«

»Ich werde ſchon. Aber er wird nicht darauf eingehen...«

»Das weiß ich.«

»Er *will* ſich ſchlagen. Sagen Sie, wie?«

»Das iſt es eben: ich möchte morgen die ganze Geſchichte beendet haben. Sagen wir, um neun ſind Sie bei ihm. Er wird Sie anhören und Ihr Erſuchen abſchlagen. Dann wird er ſeinen Sekundanten zu Ihnen ſchicken, ſagen wir – gegen elf. Mit dem beſprechen Sie ſich alſo, und um eins oder zwei könnten wir an Ort und Stelle ſein. Ich möchte

Digitized by Google

Sie sehr bitten, alles zu tun, was an Ihnen liegt, damit die Angelegenheit diesen Verlauf nimmt. Waffen natürlich Pistolen. Das Weitere – darum bitte ich Sie ganz besonders – richten Sie so ein: Vereinbaren Sie einen Abstand von zehn Schritten zwischen den Barrieren. Stellen Sie einen jeden von uns weitere zehn Schritt von seiner Barriere auf. Nach dem gegebenen Zeichen gehen wir aufeinander zu. Jeder muß unbedingt bis zu seiner Barriere gehen. Doch schießen kann er auch schon früher, im Gehen. So, das wäre alles, denke ich.«

»Zehn Schritt zwischen den Barrieren ist sehr nah«, bemerkte Kirilloff.

»Nun, dann meinetwegen zwölf, aber nicht mehr. Sie begreifen doch, daß er sich nicht zum Vergnügen duellieren will. Verstehen Sie eine Pistole zu laden?«

»Ja. Ich habe selbst Pistolen. Ich werde mein Wort geben, daß Sie mit meinen noch nicht geschossen haben. Sein Sekundant gibt auch sein Wort für seine Pistolen. Dann werfen wir das Los, ob seine oder unsere.«

»Vorzüglich.«

»Wollen Sie die Pistolen sehen?«

»Meinetwegen.«

Kirilloff hockte vor seinem Koffer nieder, der noch immer unausgepackt in der Ecke stand, zog einen Kasten aus Palmenholz hervor, der innen mit rotem Samt ausgeschlagen war, und entnahm ihm zwei prachtvolle, äußerst kostbare Pistolen.

»Habe alles. Pulver, Kugeln, Patronen. Auch einen Revolver, warten Sie.«

Er kramte wieder in seinem Koffer und zog einen zweiten Kasten mit einem sechsläufigen Revolver hervor.

Digitized by Google

»Sie haben ja Waffen mehr als nötig! Und sehr teure.«

»Sehr.«

Der gänzlich mittellose Kirilloff, der übrigens seine Armut selbst nie bemerkte, zeigte sichtlich nicht ohne Stolz seine Kostbarkeiten, die er zweifellos mit unglaublichen Opfern erstanden hatte.

»Sie haben immer noch dieselbe Absicht?« fragte Stawrogin mit einer gewissen Vorsicht, nach minutenlangem Schweigen.

»Dieselbe«, antwortete Kirilloff kurz: am Ton der Stimme hatte er sofort erkannt, wovon sein Gast sprach.

»Und – wann?« fragte Stawrogin noch vorsichtiger, und wieder nach längerem Schweigen.

Kirilloff hatte inzwischen beide Kasten in den Koffer zurückgelegt und setzte sich nun auf seinen alten Platz.

»Das hängt nicht von mir ab. Sie wissen doch. Wann man mir sagen wird«, murmelte er mehr vor sich hin, als wäre die Frage ihm ein wenig lästig, doch gleichzeitig war er, das fühlte man, durchaus bereit, auf andere Fragen zu antworten.

Er sah dabei mit seinen schwarzen glanzlosen Augen Stawrogin unverwandt an, mit einem seltsam gelassenen, doch guten und freundlichen Gefühl.

»Ich verstehe das gewiß – sich zu erschießen...«, begann Stawrogin von neuem, nachdem er lange, wohl drei Minuten lang grübelnd geschwiegen hatte, während sein Gesicht sich verdüsterte. »Ich habe mir das selbst zuweilen vorgestellt. Aber es findet sich dann immer ein gewisser neuer Gedanke ein: wie, wenn man, zum Beispiel, ein Verbrechen beginge, oder etwas vor allem Schimpfliches, das heißt Schmachvolles, eine Schande, nur muß sie unendlich ge-

Digitized by Google

mein ſein und zugleich... lächerlich – eine Schandtat, die von der Menſchheit in tauſend Jahren nicht vergeſſen wird, über die ſie tauſend Jahre lang flucht, und nun plötzlich der Gedanke: ‚ein Schuß in die Schläfe und es iſt nichts mehr da‘. Was gehen einen dann noch die Menſchen an, und daß ſie einem tauſend Jahre lang fluchen werden! Iſt es nicht ſo?«

»Sie meinen, das iſt ein neuer Gedanke?« ſagte Kirilloff, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte.

»Nein... das nicht... aber als ich ihn zum erſten Male dachte, da empfand ich ihn als ganz neu.«

»Sie empfanden einen Gedanken –«, ſprach ihm Kirilloff nach. »Das iſt gut. Es gibt viele Gedanken, die waren immer da, und plötzlich werden ſie neu. Das iſt richtig. Jetzt ſehe ich vieles wie zum erſtenmal.«

»Nehmen wir an, Sie waren auf dem Monde«, unterbrach ihn Stawrogin, ohne Kirilloffs Worte zu beachten, und ſpann ſeinen eigenen Gedanken weiter. »Nehmen wir an, Sie haben dort oben alle dieſe lächerlichen Schmutzereien begangen. Sie wiſſen ganz genau, daß man Ihnen dort oben fluchen wird, tauſend Jahre lang, ewig, auf dem ganzen Monde... Aber Sie ſind jetzt hier auf der Erde und ſehen auf den Mond von hier aus: was geht es Sie dann hier auf der Erde an, was Sie dort oben alles getan haben – und daß die dort tauſend Jahre lang bei Ihrem Namen ausſpeien werden, – iſt es nicht ſo?«

»Weiß nicht«, antwortete Kirilloff. »Ich bin nicht auf dem Monde geweſen«, fügte er hinzu, aber ohne jede Spur von Ironie, einfach als Ausdruck der Tatſache.

»Weſſen Kind war das vorhin?«

Die Schwiegermutter der Alten iſt angekommen. Nein,

Digitized by Google

Schwiegertochter... einerlei. Vor drei Tagen. Liegt jetzt krank mit dem Kind. In der Nacht schreit es viel. Der Magen. Die Mutter schläft, und die Alte bringt es dann her. Ich spiele Ball mit ihm. Ein Hamburger Ball, hab' ihn in Hamburg gekauft. Das stärkt den Rücken. Ein kleines Mädchen.«

»Sie lieben Kinder?«

»Ja«, antwortete Kirilloff, übrigens ziemlich gleichmütig.

»Dann lieben Sie wohl auch das Leben?«

»Ja, auch das Leben. Wieso?«

»Wenn Sie doch beschlossen haben, sich zu erschießen.«

»Wieso denn? Warum zusammen? Das Leben für sich und jenes für sich. Leben ist, aber Tod ist überhaupt nicht.«

»So glauben Sie an ein zukünftiges ewiges Leben?«

»Nein, nicht an ein zukünftiges ewiges, sondern an ein diesseitiges ewiges. Es gibt Minuten, sie kommen zu den Minuten, und die Zeit bleibt plötzlich stehen und wird ewig sein.«

»Sie hoffen, zu so einer Minute zu kommen?«

»Ja.«

»Das ist in unserer Zeit wohl kaum möglich«, meinte Stawrogin, gleichfalls ohne jede Spur von Ironie, langsam und wie in Gedanken verloren. »In der Apokalypse schwört der Engel, daß es keine Zeit mehr geben werde.«

»Ich weiß. Das ist dort sehr richtig. Ist deutlich und genau. Wenn der ganze Mensch das Glück erreicht, dann wird es keine Zeit mehr geben, weil sie nicht nötig ist. Ein sehr richtiger Gedanke.«

»Wo wird man sie denn hinstecken?«

»Nirgendwo wird man sie hinstecken. Zeit ist kein Gegenstand, sondern eine Idee. Sie wird auslöschen im Verstande.«

Digitized by Google

»Alte philoſophiſche Gemeinplätze, immer ein und dieſelben von allem Anfange an«, murmelte Stawrogin wie mit einem gewiſſen angeekelten Bedauern.

»Ein und dieſelben! Ja, immer ein und dieſelben vom Anfang aller Jahrhunderte an und gar keine anderen niemals!« griff Kirilloff mit blitzenden Augen Stawrogins Wort auf, ganz als läge in dieſem Gedanken faſt ein Triumph!

»Ich glaube, Sie ſind ſehr glücklich, Kirilloff?«

»Ja, ſehr glücklich«, antwortete dieſer, als gäbe er die allergewöhnlichſte Antwort.

»Aber noch vor kurzem waren Sie doch ſo betrübt und ärgerten ſich über Liputin.«

»Hm!... Aber jetzt nicht. Damals wußte ich noch nicht, daß ich glücklich war. Haben Sie ein Blatt geſehn? Ein Blatt vom Baum?«

»Freilich.«

»Ich ſah vor kurzem ein gelbes, etwas grün noch, an den Rändern angefault. Es kam mit dem Wind. Als ich zehn Jahre war, ſchloß ich im Winter die Augen und ſtellte mir ein Blatt vor, ein grünes, glänzendes, mit Äderchen, und die Sonne leuchtet. Ich ſchlug die Augen auf und glaubte nicht, denn es war ſo ſchön, und ſchloß ſie wieder.«

»Was ſoll das? Eine Allegorie?«

»N–nein... warum? Keine Allegorie. Einfach ein Blatt. Nur ein Blatt. Ein Blatt iſt gut. Alles iſt gut.«

»Alles?«

»Alles. Der Menſch iſt unglücklich, weil er nicht weiß, daß er glücklich iſt. Nur deshalb. Das iſt alles, alles! Wer es erfährt, der wird ſofort gleich glücklich ſein, im ſelben

Digitized by Google

Augenblick. Dieſe Schwiegertochter wird ſterben, und das Kind bleibt – alles iſt gut. Ich habe es plötzlich entdeckt.«

»Und wenn jemand vor Hunger ſtirbt, oder wenn jemand ein kleines Mädchen entehrt und ſchändet – iſt das auch gut?«

»Auch gut. Und wenn man ihm für das Mädchen den Kopf zerſpaltet, auch das iſt gut. Und wenn man ihm den Kopf nicht zerſpaltet, auch das iſt gut. Alles iſt gut, alles. Für alle die iſt es gut, die da wiſſen, daß – alles gut iſt. Wenn ſie wüßten, daß ſie es gut haben, dann würden ſie es auch gut haben. Aber ſo lange ſie nicht wiſſen, daß ſie es gut haben, ſo lange werden ſie es auch nicht gut haben. Das iſt der ganze Gedanke, der ganze, und außer ihm gibt es überhaupt gar keinen.«

»Wann haben Sie es denn erfahren, daß Sie ſo glücklich ſind?«

»In der vorigen Woche am Dienstag, nein, am Mittwoch, denn es war ſchon Mittwoch. In der Nacht.«

»Und bei welcher Gelegenheit denn?«

»Ich weiß nicht mehr. So. Ich ging im Zimmer... Einerlei. Ich brachte die Uhr zum Stehen. Es war ſiebenunddreißig Minuten nach zwei.«

»Wohl zum Symbol deſſen, daß die Zeit ſtehen bleiben muß?«

Kirilloff ſchwieg.

»Die Menſchen ſind nicht gut,« begann er plötzlich wieder, »weil ſie nicht wiſſen, daß ſie gut ſind. Wenn ſie es wiſſen werden, ſo werden ſie auch nicht mehr ein kleines Mädchen vergewaltigen. Sie müſſen nur alle erfahren, daß ſie gut ſind, und alle werden ſogleich gut ſein. Alle ohne Ausnahme.«

Digitized by Google

»Nun, Sie ſelbſt, zum Beiſpiel, Sie haben es nun erfahren, alſo ſind Sie jetzt gut?«

»Ich bin gut.«

»Damit bin ich übrigens einverſtanden«, ſagte Stawrogin, mit gerunzelter Stirn, vor ſich hin.

»Wer da lehren wird, daß alle gut ſind, wird die Welt beenden.«

»Der das lehrte, den haben ſie gekreuzigt«, ſagte Stawrogin.

»Er wird kommen und ſein Name wird ſein Menſchgott.«

»Gottmenſch?«

»Nein, Menſchgott. Das iſt der Unterſchied.«

»Sind nicht vielleicht Sie es, der hier das Lämpchen vor dem Heiligenbilde angezündet hat?«

»Ja, ich habe es angezündet.«

»Wieder gläubig geworden?«

»Die Alte liebt, daß das Lämpchen... Heute hatte ſie keine Zeit«, ſagte Kirilloff undeutlich.

»Aber ſelbſt beten Sie noch nicht?«

»Ich bete zu allem. Sehen Sie, eine Spinne kriecht dort an der Wand und ich bin ihr dankbar dafür, daß ſie kriecht.«

Seine Augen brannten wieder. Er ſah immer noch unverwandt Stawrogin an, mit feſtem, ſtandhaftem Blick. Stawrogin beobachtete ihn finſter und widerwillig, doch in ſeinem Blick lag kein Spott.

»Ich wette, daß Sie, wenn ich nächſtens wiederkomme, bereits an Gott glauben werden.«

Er ſtand auf und nahm ſeinen Hut.

»Wieſo?« Kirilloff erhob ſich gleichfalls.

»Wenn Sie wüßten, daß Sie an Gott glauben, dann

Digitized by Google

würden Sie an ihn glauben. Da Sie aber noch nicht wissen, daß Sie an ihn glauben, so glauben Sie auch noch nicht an ihn«, sagte Stawrogin mit einem flüchtigen Lächeln.

»Das ist es nicht.« Kirilloff dachte nach. »Sie haben den Gedanken umgekehrt. Ein Kavalierscherz. Denken Sie daran, was Sie in meinem Leben bedeutet haben, Stawrogin.«

»Leben Sie wohl, Kirilloff.«

»Kommen Sie wieder nachts; wann?«

»Ja, haben Sie denn schon vergessen, was morgen bevorsteht?«

»Ach, richtig, ich vergaß. Aber seien Sie unbesorgt, ich werde nicht verschlafen. Ich verstehe aufzuwachen, wann ich will. Ich lege mich hin und sage: um sieben Uhr – und wache auf um sieben Uhr; um zehn Uhr – und wache auf um zehn Uhr.«

»Sie haben ja merkwürdige Eigenschaften.« Stawrogin sah in sein bleiches Gesicht.

»Ich werde die Hofpforte aufmachen.«

»Bemühen Sie sich nicht, Schatoff wird mich hinauslassen.«

»Ach so, Schatoff. Gut. Leben Sie wohl.«

VI

Die Flurtür des leeren Hauses, in dem Schatoff wohnte, war nicht verschlossen. Im Flur war es stockdunkel, so daß Stawrogin mit der Hand tastend nach der Treppe zu suchen begann. Da wurde plötzlich im oberen Stock eine Tür aufgemacht und ein Lichtschimmer ließ ihn die Treppe sehen. Schatoff trat selbst nicht heraus, er ließ nur die Tür offen stehen. Als Stawrogin oben anlangte

Digitized by Google

und an der Türschwelle stehen blieb, sah er ihn in der anderen Ecke des Zimmers an seinem Tisch stehen und warten...

»Würden Sie mich in einer Angelegenheit empfangen?« fragte Stawrogin, ohne einzutreten.

»Treten Sie ein. Setzen Sie sich«, antwortete Schatoff. »Schließen Sie die Tür. Warten Sie, ich werde selbst...«

Er schloß die Tür, drehte den Schlüssel um und setzte sich dann Stawrogin gegenüber. Er war in dieser Woche merklich abgemagert und schien jetzt zu fiebern.

»Sie haben mich müde gequält«, sagte er halblaut murmelnd, den Blick zu Boden gesenkt. »Warum sind Sie nicht früher gekommen?«

»Sie waren so überzeugt, daß ich kommen werde?«

»Ja... Warten Sie, ich habe im Fieber phantasiert... vielleicht phantasiere ich auch jetzt noch... Warten Sie.«

Er stand auf, ging zu seinem Bücherbrett und nahm von dem obersten der drei Bretter einen Gegenstand: es war ein Revolver.

»In einer Nacht träumte mir im Fieber, daß Sie kommen würden, um mich zu töten. Da habe ich mir am anderen Morgen von dem Taugenichts Lämschin für mein letztes Geld diesen Revolver gekauft. Ich wollte mich Ihnen nicht ergeben. Später kam ich wieder zu mir... Ich habe weder Kugeln, noch Pulver... seitdem liegt er hier auf dem Bücherbrett. Warten Sie.«

Er ging schon zum Fenster und wollte es öffnen.

»Nicht doch, warum hinauswerfen!« rief ihn Stawrogin zurück. »Er kostet Geld... und morgen würden die Leute davon sprechen, daß unter Schatoffs Fenster Mordwerkzeuge liegen. Legen Sie ihn wieder hin. – So. Und jetzt setzen

Digitized by Google

Sie ſich. Sagen Sie, warum beichten Sie mir förmlich Ihren Gedanken, daß ich zu Ihnen kommen würde, um Sie zu töten? Ich bin auch jetzt nicht gekommen, um mich mit Ihnen zu verſöhnen, ſondern um über etwas ſehr Notwendiges mit Ihnen zu ſprechen. Erklären Sie mir zunächſt eines: Sie haben mich doch nicht wegen meiner Verbindung mit Ihrer Frau geſchlagen?«

»Sie wiſſen doch ſelbſt, daß ich nicht deswegen...«

Schatoff ſah wieder zu Boden.

»Und auch nicht wegen des dummen Klatſches über Darja Pawlowna?«

»Nein, nein, natürlich nicht! Blödſinn! Meine Schweſter hat mir gleich zu Anfang geſagt...«, erwiderte Schatoff mit Ungeduld, ſchroff, und faſt ſtampfte er mit dem Fuß auf.

»Alſo habe ich es richtig erraten... und auch Sie haben das andere erraten«, fuhr Stawrogin ruhig fort. »Sie irren ſich nicht, es iſt ſo: Marja Timofejewna Lebädkin iſt meine rechtmäßige, mir vor viereinhalb Jahren in Petersburg angetraute Frau. — Sie haben mich doch ihretwegen geſchlagen?«

Ganz beſtürzt ſaß Schatoff da, hörte und ſchwieg.

»Ich ahnte es und konnte es doch nicht glauben«, murmelte er endlich und ſah dabei Stawrogin ſonderbar an.

»Und ſo ſchlugen Sie?«

Schatoff wurde feuerrot und ſtammelte faſt zuſammenhangslos:

»Ich habe es... wegen Ihrer Erniedrigung... für Ihren Fall... Ihre Lüge... Ich trat nicht an Sie heran, um Sie zu beſtrafen... Als ich auf Sie zuging, wußte ich ſelbſt noch nicht, daß ich ſchlagen würde. Ich... habe es des-

Digitized by Google

wegen... weil Sie so viel in meinem Leben bedeutet haben ... Ich —«

»Verstehe, verstehe schon, sparen Sie die Worte. Es tut mir leid, daß Sie heute fiebern, denn ich muß über eine wichtige Sache mit Ihnen sprechen.«

»Ich habe schon zu lange auf Sie gewartet.« Schatoff zitterte geradezu und erhob sich vom Stuhl. »Sprechen Sie von Ihrer Angelegenheit, ich werde dann sprechen... nachher...«

Er setzte sich wieder.

»Diese Sache hat mit alledem nichts gemein«, begann Stawrogin, der ihn mit Neugier beobachtete. »Gewisse Umstände haben mich gezwungen, heute noch diese späte Stunde zu wählen, um Sie zu benachrichtigen, daß man Sie vielleicht bald ermorden wird.«

Schatoff blickte ihn wild an.

»Ich weiß, daß mir Gefahr drohen könnte,« sagte er zurückhaltend, »aber — wie können Sie denn das wissen?«

»Weil ich ebenfalls zu jenen gehöre und eben solch ein Mitglied des Bundes bin, wie Sie.«

»Sie... Sie... ein Glied des... Bundes?«

»Ich sehe an Ihren Augen, daß Sie alles von mir erwartet hätten, nur das nicht«, sagte Stawrogin, mit kaum merklichem Lächeln. »Aber, erlauben Sie, dann wußten Sie also schon, daß man Sie ermorden will?«

»Nicht einmal gedacht habe ich daran! Und auch jetzt glaube ich es nicht, obschon Sie es sagen! Aber wer kann denn vor diesen Eseln sicher sein!« rief er plötzlich wütend und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich fürchte sie aber nicht! Ich habe mit ihnen gebrochen. Der eine ist viermal zu mir gekommen und hat mir gesagt, daß man aus-

Digitized by Google

treten kann... aber –« er ſah auf Stawrogin – »was wiſſen Sie denn eigentlich davon?«

»Oh, fürchten Sie nichts, ich betrüge Sie nicht«, fuhr Stawrogin kühl fort, mit dem Ausdruck eines Menſchen, der nur eine Pflicht erfüllt. »Sie wollen mich examinieren: was ich davon weiß? Ich weiß, daß Sie in dieſen Verband eingetreten ſind, als Sie noch im Auslande waren, kurz vor Ihrer Reiſe nach Amerika und, ich glaube, gleich nach unſerem letzten Geſpräch, über das Sie mir dann ja in Ihrem Brief aus Amerika ſo viel geſchrieben haben. Verzeihen Sie, bitte, daß ich nicht gleichfalls mit einem Brief darauf geantwortet habe, und nur...«

»Das Geld ſchickten! Warten Sie einen Augenblick«, unterbrach ihn Schatoff, zog eilig das Schubfach des Tiſches auf und ſuchte unter einem Stoß von Papieren einen Hundertrubelſchein hervor. »Hier, bitte, nehmen Sie die hundert Rubel wieder, die Sie mir ſchickten, ohne Sie wäre ich dort umgekommen. Ich würde Ihnen die Summe noch lange nicht zurückgeben können, ... wenn nicht Ihre Mutter dieſe hundert Rubel vor neun Monaten... nach meiner Krankheit... mir meiner Armut wegen geſchenkt hätte. Doch fahren Sie fort, bitte...«

Schatoff war vor Aufregung ganz atemlos.

»In Amerika änderten Sie dann Ihre Anſchauungen, und als Sie nach der Schweiz zurückgekehrt waren, wollten Sie ſich vom Bunde losſagen. Man antwortete Ihnen nicht, ſondern beauftragte Sie, hier in Rußland von irgend jemandem eine Setzmaſchine in Empfang zu nehmen und ſie ſo lange aufzubewahren, bis eine von jenen beauftragte Perſon ſie Ihnen wieder abnehmen würde. Ich bin nicht über alle Einzelheiten unterrichtet, doch in der Hauptſache

Digitized by Google

verhält es sich so, nicht wahr? Sie aber nahmen den Auftrag unter der Bedingung oder vielleicht auch nur in der Hoffnung an, daß es – deren letzte Forderung sei, und Sie dann endgültig frei wären. Alles das habe ich nicht von jenen, sondern ganz zufällig erfahren. Ich möchte Sie nun auf eines aufmerksam machen, was Sie noch nicht zu wissen scheinen: daß nämlich jene Leute durchaus nicht die Absicht haben, Sie freizugeben.«

»Das ist unmöglich!« brüllte Schatoff auf. »Ich habe ihnen ehrlich erklärt, daß ich geistig nichts mehr mit ihnen gemein habe! Das ist mein Recht, das Recht meines Gewissens und meiner Überzeugung... Ich werde das nicht dulden! Es gibt keine Macht, die...«

»Wissen Sie, schreien Sie lieber nicht so«, fiel ihm Stawrogin sehr ernst ins Wort. »Dieser Werchowenski ist ein Mensch, der vielleicht in diesem Augenblick hier auf Ihrem Treppenflur zuhört, wenn nicht mit eigenen, so doch mit fremden Ohren, – was sich ja schließlich gleich bleibt. Sogar der ewig betrunkene Lebädkin war verpflichtet, Sie zu beobachten, und Sie mußten vielleicht wiederum auf ihn aufpassen, – war's nicht so? Übrigens, sagen Sie mir lieber, hat sich Werchowenski jetzt mit Ihren Argumenten einverstanden erklärt oder nicht?«

»Er war einverstanden: er sagte, ich könne – und ich hätte das Recht...«

»Nun, dann betrügt er Sie. Ich weiß genau, daß sogar Kirilloff, der beinahe überhaupt nicht zu ihnen gehört, beauftragt war, Nachrichten über Sie zu schicken. Agenten haben sie in Mengen, und viele wissen es nicht einmal, daß sie dem Verbande dienen. Auf Sie hat man beständig aufgepaßt. Pjotr Stepanowitsch ist unter anderem auch des-

Digitized by Google

halb hergekommen, um Ihre Angelegenheit endgültig zu erledigen: da Sie zu viel wissen und vielleicht sie alle verraten könnten, hat er die Vollmacht, Sie in einem passenden Augenblick zu beseitigen. Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß jene die feste Überzeugung haben, daß Sie ein Spion sind, der, wenn er auch bis jetzt noch nichts verraten hat, es doch bestimmt tun wird. Ist das wahr?« fragte Stawrogin in einem ruhigen, ganz gewöhnlichen Tone.

Schatoff verzog den Mund, als er eine solche Frage in einem solchen Tone hörte.

»Und wenn ich ein Spion wäre – *wem* sollte ich denn etwas verraten?« fragte er hämisch zurück. »Nein, lassen Sie das! Zum Teufel mit mir! Aber *Sie!*« rief er aus, sich plötzlich von neuem auf die Nachricht stürzend, die Stawrogin betraf, und die ihn sichtlich weit mehr erschüttert hatte, als die von seiner eigenen Gefahr. »Aber *Sie, Sie*, Stawrogin, wie konnten Sie sich in eine so schamlose, geistlose Knechtsgesellschaft verlieren!... Sie, ein Mitglied dieser Bande! Ist denn das die Heldentat Nikolai Stawrogins!?« rief er ganz verzweifelt aus und erhob wie fassungslos die Hände, als könnte es nichts Bittereres und Trostloseres für ihn geben, als diese Entdeckung.

»Erlauben Sie –,« wunderte Stawrogin sich tatsächlich, »Sie scheinen ja förmlich eine Sonne in mir zu sehen und sich selbst, im Vergleich zu mir, für so etwas wie ein Insekt zu halten? Auch aus Ihrem Brief aus Amerika habe ich das...«

»Sie... Sie wissen... Eh, lassen wir mich aus dem Spiel!« brach Schatoff plötzlich das ab. »Aber wenn Sie über sich selbst etwas sagen, erklären könnten?... Auf meine Frage? – So tun Sie es!« bat er erregt.

Digitized by Google

»Mit Vergnügen. Sie fragen, wie ich mich in diesen Kreis verlieren konnte, in diese geistige Spelunke? Ich bin jetzt sogar verpflichtet, Ihnen einige Mitteilungen darüber zu machen. Genau genommen, gehöre ich durchaus nicht zu diesem Bunde, habe auch früher nicht zu ihm gehört und habe weit mehr das Recht, als Sie, ihn zu verlassen, da ich ausdrücklich niemals in ihn eingetreten bin. Im Gegenteil, ich habe den Leuten gleich zu Anfang erklärt, daß ich ihnen durchaus nicht sonderlich gewogen bin, – und wenn ich ihnen zufällig einmal geholfen habe, so habe ich das nur wie ein müßiger Mensch getan. Ich habe teilweise an der Reorganisation des Verbandes nach einem neuen Plane mitgearbeitet, doch das ist auch alles. Jene aber sind jetzt bedenklich geworden und mit sich übereingekommen, daß auch ich ihnen gefährlich werden könnte, und deshalb bin auch ich, wenn ich mich nicht irre, zum Tode verurteilt.«

»Oh, mit Todesurteilen sind sie gleich bei der Hand, das geht bei ihnen schnell – und alles vorschriftsmäßig auf bestempeltem Papier, das dann von dreieinhalb Menschen unterschrieben wird! Und Sie glauben, daß die dazu fähig wären!...«

»Hierin haben Sie teilweise recht, teilweise auch nicht«, fuhr Stawrogin mit der früheren Gleichmütigkeit, fast Faulheit, fort. »Zweifellos ist auch viel Phantasie dabei, wie ja gewöhnlich in solchen Fällen, und in der Phantasie vergrößert das Häufchen sein Wachstum und seine Bedeutung. Ja, meiner Meinung nach besteht die ganze Gesellschaft, wenn Sie wollen, einzig und allein aus Pjotr Werchowenski, und er ist schon etwas zu bescheiden, wenn er sich nur für einen Agenten des Verbandes hält. Der Hauptgedanke, der der ganzen Sache zugrunde liegt, ist nicht gerade dümmer,

Digitized by Google

als bei anderen Verbänden dieſer Art. Sie haben Beziehungen zur Internationale. Es iſt ihnen gelungen, ſich in Rußland Agenten zu verſchaffen, und ſie haben ſogar ein ziemlich originelles Verfahren erfunden... doch ſelbſtverſtändlich nur theoretiſch. Was nun Sie und mich betrifft, ich meine, ihre Abſichten mit uns, ſo iſt ihre ruſſiſche Organiſation eine ſo dunkle Sache, daß man in der Tat auf alles mögliche gefaßt ſein kann. Und vergeſſen Sie nicht, Werchowenski iſt ein Menſch, der das, was er will, auch durchſetzt.«

»Dieſe Wanze, dieſer ungebildete Flegel, dieſer Flachkopf, der von Rußland überhaupt nichts verſteht!« rief Schatoff wütend aus.

»Sie kennen ihn nur flüchtig. Es iſt wahr, daß ſie alle nur wenig von Rußland verſtehen, aber ſchließlich doch wohl nur wenig weniger als Sie und ich. Außerdem iſt Werchowenski Enthuſiaſt.«

»Werchowenski Enthuſiaſt?«

»O ja. Es gibt einen Punkt, wo er aufhört, bloß Narr zu ſein, und ſich in einen... Halbverrückten verwandelt. Erinnern Sie ſich bitte eines Ihrer eigenen Ausſprüche: ‚Wiſſen Sie auch, wie ſtark ein einzelner Menſch ſein kann'? Bitte, lachen Sie nicht, er iſt ſogar ſehr fähig, den Hahn eines Gewehres abzudrücken. Die Leute ſind überzeugt, daß auch ich ein Spion bin. Und da ſie die Sache nicht anzufaſſen verſtehen, ſo beſchuldigen ſie mit Vorliebe andere der Spionage.«

»Aber Sie fürchten ſie doch nicht.«

»N–nein ... Ich fürchte ſie nicht ſehr ... Doch mit Ihnen iſt es etwas ganz anderes. Ich habe Sie wenigſtens gewarnt, damit Sie ſich einzurichten wiſſen. Es braucht einen

Digitized by Google

nicht zu beleidigen, daß einem von Dummköpfen Gefahr droht. Aber wie ich sehe, ist es schon viertel nach elf.« Stawrogin blickte auf seine Uhr und erhob sich. »Ich möchte nur noch eine ganz nebensächliche Frage an Sie stellen.«

»Um Gottes willen!« rief Schatoff und sprang jäh auf.

»Sie meinen?« Stawrogin sah ihn fragend an.

»Sagen Sie, stellen Sie die Frage... um Gottes willen!« wiederholte Schatoff in unbeschreiblicher Aufregung. »Aber mit der Bedingung, daß auch ich dann eine Frage stellen kann! Ich flehe Sie an... daß auch ich... Ich kann nicht mehr! – Stellen Sie Ihre Frage.«

Stawrogin wartete ein wenig, dann begann er:

»Ich hörte, Sie hätten hier einigen Einfluß auf Marja Timofejewna gehabt, und diese soll Sie gern gesehen und Ihnen zugehört haben. Ist das wahr?«

»Ja... sie sah... Ja – sie sah mich...«, stammelte Schatoff ein wenig wirr.

»Ich habe die Absicht, in diesen Tagen meine Heirat mit ihr hier in der Stadt öffentlich bekanntzumachen.«

»Ist das möglich?« flüsterte Schatoff fast entsetzt.

»Sie meinen das – in welchem Sinne?... Es liegen durchaus keine Schwierigkeiten vor. Die Trauzeugen sind hier. Es geschah, wie gesagt, damals in Petersburg vollkommen ruhig und rechtmäßig in Gegenwart der beiden Trauzeugen, Kirilloff und Pjotr Werchowenski, und von Lebádkin, den ich jetzt das Vergnügen habe, meinen Verwandten zu nennen. Es blieb bisher allen unbekannt, weil diese drei ihr Wort gaben, darüber zu schweigen.«

»Ich meinte nicht das... Sie sagen es so ruhig... aber fahren Sie fort! Hören Sie, man hat Sie doch nicht mit Gewalt zu dieser Ehe gezwungen, doch nicht mit Gewalt?«

Digitized by Google

»Nein, mich hat niemand mit Gewalt dazu gezwungen.« Stawrogin lächelte über Schatoffs einfältigen Eifer.

»Und was ſie da von ihrem Kinde redet?...« beeilte ſich Schatoff, wirr, wie im Fieber.

»Von ihrem Kinde redet? Bah! Das wußte ich nicht; höre es zum erſtenmal. Sie hat nie ein Kind gehabt und hätte es auch gar nicht haben können: Marja Timofejewna iſt Mädchen.«

»Ah! Das dachte ich mir auch! Hören Sie!«

»Was fehlt Ihnen, Schatoff?«

Schatoff bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, wandte ſich ab, kehrte ſich dann wieder um und packte plötzlich Stawrogin feſt an den Schultern.

»Wiſſen Sie denn auch, wiſſen Sie denn wenigſtens,« rief er wieder laut, »warum Sie das alles getan haben und warum Sie ſich jetzt zu dieſer Buße entſchließen?«

»Ihre Frage iſt klug und boshaft, aber ich habe die Abſicht, auch Sie in Erſtaunen zu ſetzen. Ja, faſt weiß ich es, warum ich damals geheiratet und warum ich mich jetzt entſchloſſen habe, dieſe ‚Buße', wie Sie ſagen, auf mich zu nehmen.«

»Laſſen wir das... davon ſpäter... warten Sie... ſprechen Sie von der Hauptſache, von der Hauptſache... Ich habe zwei Jahre auf Sie gewartet!«

»Ja?«

»Ich habe ſchon zu lange auf Sie gewartet, ich habe ununterbrochen an Sie gedacht! Sie ſind der einzige Menſch, der's könnte... Ich habe Ihnen ſchon aus Amerika davon geſchrieben...«

»Ich erinnere mich nur zu gut Ihres langen Briefes.«

»Der zu lang war, um durchgeleſen zu werden? Einver-

Digitized by Google

ſtanden. Sechs Bogen... Schweigen Sie, ſchweigen Sie! Sagen Sie: können Sie mir noch zehn Minuten ſchenken, aber gleich, jetzt gleich... Ich habe zu lange auf Sie gewartet!«

»Bitte, auch eine halbe Stunde, aber nicht mehr, wenn's Ihnen möglich iſt, ſich damit zu begnügen.«

»Aber... nur mit der Bedingung,« unterbrach ihn Schatoff jähzornig, »daß Sie Ihren Ton ändern. Hören Sie, ich verlange es, ich fordere es, während ich Sie doch darum anflehen müßte... Verſtehen Sie, was das heißt, zu fordern, wenn man weiß, daß man flehen müßte?«

»Ich verſtehe, daß Sie ſich ſo über alles Gewöhnliche erheben wollen, um eines höheren Zweckes willen.« Stawrogin lächelte kaum merklich. »Und mit Bedauern ſehe ich, daß Sie im Fieber ſind.«

»Ich bitte, mich zu achten, ich verlange es!« rief Schatoff. »Nicht meine Perſon ſelbſt, zum – Teufel mit ihr, – aber das andere... nur dieſen einen Augenblick, für dieſe paar Worte... Wir ſind zwei Weſen und treffen uns hier außerhalb von Raum und Zeit... zum letztenmal in der Welt. Laſſen Sie dieſen Ihren Ton, und nehmen Sie einen menſchlichen an! Sprechen Sie doch ein einziges Mal im Leben mit einer menſchlichen Stimme! Nicht um meinetwillen, ſondern um Ihretwillen! Verſtehen Sie denn nicht, daß Sie mir dieſen Schlag in Ihr Geſicht ſchon deshalb verzeihen müſſen, weil ich Ihnen damit Gelegenheit gegeben habe, Ihre grenzenloſe Macht zu fühlen. Schon wieder lächeln Sie Ihr verächtliches, angekeltes Geſellſchaftslächeln! Oh! wann werden Sie mich endlich verſtehen! Zum Teufel mit dem verfluchten Herrenſohn in Ihnen! So begreifen Sie doch, daß ich das verlange, ſonſt will ich nicht mit

Digitized by Google

Ihnen sprechen, werde es nicht tun, um keinen Preis, für nichts in der Welt!«

Seine fanatische Wut grenzte schon an Fieberwahnsinn. Stawrogins Gesicht verfinsterte sich und er wurde vorsichtiger.

»Da ich nun schon eingewilligt habe, noch eine halbe Stunde hier zu bleiben,« sagte er eindringlich und ernst, »obgleich meine Zeit sehr kostbar ist, so könnten Sie mir doch glauben, daß ich die Absicht habe, Sie wenigstens mit Interesse anzuhören.«

Er setzte sich wieder auf seinen Platz.

»Setzen Sie sich!« rief Schatoff plötzlich und setzte sich dann gleichfalls.

»Einstweilen erlauben Sie mir aber noch, Sie daran zu erinnern, daß ich meine Bitte an Sie, wegen Marja Timofejewna, eine Bitte, die wenigstens für Marja Timofejewna von großer Wichtigkeit...«

»Nun?« Schatoff ärgerte sich, wie ein Mensch, den man plötzlich an der wichtigsten Stelle seiner Rede unterbricht, und der dann, wenn er seinen Widerpart auch ansieht, doch noch nicht den Sinn der Worte versteht.

»... Und Sie unterbrachen mich, noch bevor ich meine Bitte zu Ende sprechen konnte«, schloß Stawrogin lächelnd.

»Eh, was, Unsinn, nachher!« rief Schatoff und winkte, da er endlich diese Anmaßung begriff, nur angewidert ab und ging sofort gerade auf sein Ziel los.

VII

Wissen Sie auch,« begann er fast drohend, mit vorgebeugtem Körper und glänzenden Augen, wobei er den Zeigefinger seiner Rechten vor sich erhoben hielt, was

Digitized by Google

er ſelbſt gar nicht zu bemerken ſchien, »wiſſen Sie auch, welches jetzt das einzige Gottträgervolk iſt, das da kommen wird, die Welt zu erlöſen und zu erneuern mit dem Namen des neuen Gottes – das einzige Volk, dem die Quellen des Lebens und des neuen Wortes gegeben ſind... Wiſſen Sie auch, welches Volk das iſt und wie ſein Name lautet?«

»Nach Ihrem Gebaren zu urteilen, muß ich unbedingt und wohl ſo ſchnell wie möglich ſagen, daß dieſes Volk das ruſſiſche ſei.«

»Und ſchon lachen Sie! Oh, Ruſſen!«

Schatoff krallte vor Wut die Hand ins Haar.

»Beruhigen Sie ſich, ich bitte Sie darum. Im Gegenteil: ich hatte ſogar gerade etwas von dieſer Art erwartet.«

»Von dieſer Art erwartet? Aber Ihnen ſelbſt ſind dieſe Worte nicht bekannt?«

»Oh, ſie ſind mir durchaus bekannt. Ich ſehe nur zu gut, wohin Sie damit wollen. Alles, was Sie ſagten, und ſogar der Ausdruck ‚Gottträgervolk' iſt nichts anderes, als die Schlußfolgerung aus unſerem Geſpräch, das wir vor zwei Jahren im Auslande hatten, kurz vor Ihrer Reiſe nach Amerika... Wenigſtens ſo weit ich mich deſſen entſinnen kann.«

»Aber das iſt ja doch Ihr Ausſpruch, vom Anfang bis zum Ende Ihr Ausſpruch – und nicht der meinige! Ihre eigenen Worte, und nicht nur die Folgerung aus unſerem Geſpräch! Und wie können Sie überhaupt ſagen ‚unſerem' Geſpräch! Es war da ein Lehrer, der große, mächtige Worte predigte, und es war da ein Schüler, der von den Toten auferſtand und zuhörte. Ich war der Schüler und der Lehrer waren Sie.«

»Doch erlauben Sie, wenn ich mich recht entſinne, ſo

Digitized by Google

war es gerade nach meinen Worten, daß Sie in jenen Bund eintraten und dann nach Amerika reisten?«

»Ja – doch ich schrieb Ihnen darüber aus Amerika. Ich konnte mich damals noch nicht losreißen von all dem, woran ich mich von Kindheit auf festgesogen hatte, das das Entzücken all meiner Hoffnungen gewesen war und die Tränen meines ganzen Hasses und meiner ganzen Verzweiflung... Oh, es ist schwer, die Götter zu wechseln! Ich glaubte Ihnen damals nicht, denn ich wollte nicht glauben und warf mich noch zum letztenmal in diese... in diese Kloake... Doch die Saat blieb und schoß auf und wuchs. Aber sagen Sie im Ernst: haben Sie meinen Brief aus Amerika überhaupt nicht gelesen?«

»Ich habe drei Seiten gelesen, die beiden ersten und die letzte, und das andere überflogen. Übrigens habe ich mir schon immer vorgenommen...«

»Eh, einerlei, lassen Sie es, zum Teufel damit«, winkte Schatoff ab. »Wenn Sie aber Ihren früheren Worten untreu geworden sind, wie konnten Sie sie denn damals aussprechen? Das ist es, was mich jetzt würgt!«

»Ich habe auch damals nicht mit Ihnen gescherzt. Als ich Sie überzeugen wollte, bemühte ich mich vielleicht weit mehr um mich selbst, als um Sie«, antwortete Stawrogin rätselhaft.

»Nicht gescherzt! In Amerika habe ich drei Monate auf Stroh gelegen neben einem... Unglücklichen, von dem ich erfuhr, daß Sie in derselben Zeit, als Sie in meine Seele Gott und die Heimat pflanzten, das Herz dieses selben, dieses Maniaken Kirilloff, vergifteten... Sie haben Lüge und Verleumdung in ihm bestätigt und seine Vernunft schließlich zum Wahnsinn gebracht. Gehen Sie, sehen Sie

Digitized by Google

ihn sich an... Das ist jetzt Ihr Geschöpf! Aber Sie haben ihn ja gesehen...«

»Erstens möchte ich Ihnen sagen, daß mir Kirilloff soeben selbst gesagt hat, daß er glücklich ist und vollkommen. Was Sie da von ‚derselben Zeit' sagen, das ist allerdings fast richtig – aber was liegt daran? Ich wiederhole nochmals, daß ich weder Sie noch ihn betrogen habe.«

»Sie sind Atheist? Sind Sie jetzt Atheist?«

»Ja.«

»Und damals?«

»Ebenso wie heute.«

»Ich habe nicht für mich um Achtung gebeten, als ich das Gespräch begann. Das hätten Sie, bei Ihrem Verstande, wirklich verstehen können«, murmelte Schatoff unwillig.

»Ich bin nicht bei Ihrem ersten Worte aufgestanden, habe nicht dieses Gespräch abgebrochen, bin nicht fortgegangen, sitze noch jetzt hier und antworte gehorsam auf Ihre Fragen und... Schreie – also habe ich doch die Achtung vor Ihnen nicht vergessen.«

Schatoff unterbrach ihn mit einer Handbewegung:

»Erinnern Sie sich noch Ihres Ausspruchs: ‚ein Atheist kann nicht Russe sein' – ‚ein Atheist hört sofort auf, Russe zu sein' – erinnern Sie sich?«

»Ja?« fragte Stawrogin gleichsam.

»Sie fragen noch? Sie haben es vergessen? Und doch ist es einer der richtigsten Hinweise auf eine der wichtigsten Besonderheiten des russischen Geistes, die Sie erraten haben. Nein, das haben Sie nicht vergessen können! Und ich werde Sie an noch etwas erinnern. Damals sagten Sie sogar: ‚Ja, wer nicht rechtgläubig ist, der kann nicht Russe sein'...«

Digitized by Google

»Mir scheint, das ist ein Gedanke der Slawophilen.«

»Nein. Die jetzigen Slawophilen würden sich von ihm lossagen. Heute ist ja alle Welt klüger geworden! Sie aber gingen damals noch weiter: Sie sagten, daß der Katholizismus überhaupt nicht mehr Christentum sei. Sie behaupteten, daß der Christus, den Rom verkündet, der dritten Versuchung des Satans nicht widerstanden hat, und daß Rom, wenn es alle Welt lehrt, Christus könne ohne Erdenreich auf der Erde nicht bestehen, damit den Antichrist verkündet und den ganzen Westen zugrunde gerichtet hat. Und Sie wiesen noch darauf hin, daß, wenn Frankreich sich quält, daran einzig der Katholizismus die Schuld trägt, denn Frankreich habe den stinkenden römischen Gott zwar verworfen, einen neuen Gott aber nicht zu finden vermocht. Ja, das alles haben Sie damals sagen können! Ich habe unsere Gespräche behalten.«

»Wenn ich gläubig wäre, so würde ich zweifellos auch jetzt noch dasselbe wiederholen: ich log nicht, als ich wie ein Gläubiger sprach,« sagte Stawrogin sehr ernst, »aber ich versichere Ihnen, daß diese Wiederholungen meiner früheren Gedanken einen unangenehmen Eindruck auf mich machen. Können Sie nicht abbrechen?«

»Wenn Sie gläubig wären?!« rief Schatoff, ohne der Bitte die geringste Beachtung zu schenken. »Aber wer war es denn, der mir einst sagte: ‚Wenn man mir mathematisch bewiese, daß die Wahrheit nicht in Christus ist, so würde ich es dennoch vorziehen, mit Christus zu bleiben, als mit der Wahrheit‘ —? Sollten Sie das wirklich nicht gewesen sein? Oder haben Sie das gesagt? Haben Sie's?«

»Aber erlauben Sie auch mir, endlich zu fragen,« — Stawrogin erhob nun auch seine Stimme — »was Sie mit

Digitized by Google

dieſem ungeduldigen und... boshaften Examen eigentlich von mir wollen?«

»Dieſes Examen vergeht und Sie werden nie wieder daran erinnert werden.«

»Sie beſtehen immer noch darauf, daß wir außerhalb von Raum und Zeit ſind?«

»Schweigen Sie!« fuhr ihn Schatoff plötzlich an. »Ich bin dumm und ungeſchickt, doch mag mein Name in Lächerlichkeit untergehen – darauf kommt's nicht an. Aber... werden Sie mir geſtatten, hier vor Ihnen wenigſtens noch Ihren größten Gedanken von damals zu wiederholen... nur zehn Zeilen, nur die letzte Zuſammenfaſſung?«

»Wiederholen Sie... wenn es wirklich nur die Zuſammenfaſſung iſt...«

Stawrogin wollte ſchon nach der Uhr ſehen, bezwang ſich aber und tat es nicht.

Schatoff beugte wieder den Oberkörper vor und auf einen Augenblick erhob er ſogar abermals den Zeigefinger.

»Noch kein einziges Volk,« begann er, als leſe er Zeile für Zeile aus einem Buche ab, während er dabei Stawrogin unverändert ſtreng anſah, »noch kein einziges Volk hat ſich auf den Grundlagen der Vernunft und Wiſſenſchaft aufgebaut und eingerichtet. Dieſes Beiſpiel hat noch kein Volk gegeben, außer vielleicht für die Dauer von höchſtens einem Augenblick, und dann geſchah es aus Dummheit. Der Sozialismus muß ſchon ſeinem Weſen nach Atheismus ſein, denn er verkündet gleich ausdrücklich und mit ſeinem erſten Satz, daß er ſeine Welt ausſchließlich auf Vernunft und Wiſſenſchaft aufzubauen beabſichtigt. Doch Vernunft und Wiſſenſchaft haben im Leben der Völker ſtets, ſowohl jetzt wie von jeher, nur eine dienende und eine Aufgabe zweiten

Digitized by Google

Ranges erfüllt; und das werden ſie bis zum Ende der Welt tun. Geſtaltet und bewegt aber werden die Völker von einer ganz anderen Kraft, von einer befehlenden und zwingenden, deren Urſprung jedoch unbekannt und unerklärlich bleibt. Es iſt die Kraft des unſtillbaren Wunſches, zum Ende zu gelangen, und die ſich zu gleicher Zeit ſtändig des Endes erwehrt. Es iſt die Kraft der fortwährenden und unermüdlichen Beſtätigung des Seins und Verneinung des Todes. Es iſt der Geiſt der ewig fließenden Waſſer des Lebens, wie die Heilige Schrift ſagt, und mit deren Verſiegen die Apokalypſe ſo furchtbar droht. Es iſt der äſthetiſche Trieb, wie die Künſtler, es iſt der moraliſche Trieb, wie die Philoſophen ihn nennen. Ich ſage einfach: ‚Es iſt das Suchen nach Gott'. Das ewige Ziel der ganzen Bewegung eines Volkes, jedes Volkes, und jedes beſondere Ziel in jedem Abſchnitt ſeiner Geſchichte iſt immer und einzig ſein Suchen nach Gott, nach ſeinem Gott, unbedingt nach ſeinem eigenen, ſeinem beſonderen Gott, und dann der Glaube an dieſen Gott als an den einzig wahren. Gott iſt die ſynthetiſche Perſönlichkeit eines ganzen Volkes von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ende. Noch nie iſt es vorgekommen, daß zwei oder mehrere Völker ein und denſelben Gott gehabt hätten, ſondern jedes Volk hat ſtets ſeinen eigenen Gott gehabt. Ein Anzeichen des Niedergangs der Völker iſt es, wenn ihre Götter allgemein werden, dann ſterben die Götter und ſtirbt der Glaube an ſie zuſammen mit den Völkern. Je ſtärker aber ein Volk iſt, deſto ausſchließlicher iſt auch ſein Gott. Noch hat es nie ein Volk ohne Religion gegeben, das heißt, ohne Vorſtellung von Gut und Böſe. Jedes Volk hat ſeinen eigenen Begriff von Gut und Böſe, und ſein eigenes Gut und Böſe. Wenn bei vielen Völkern die Begriffe von

Digitized by Google

Gut und Böſe gemeingültig zu werden beginnen, dann verwiſcht ſich und verſchwindet der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe und die Völker gehen zugrunde. Noch nie iſt die Vernunft fähig geweſen, Gut und Böſe zu erklären, oder auch nur Böſe und Gut auseinanderzuhalten, wenn auch nur annähernd. Im Gegenteil, ſtets hat ſie Gut und Böſe nur ſchmählich und kläglich miteinander verwechſelt. Die Wiſſenſchaft aber hat immer nur rohe, plumpe Antworten gegeben. Und beſonders hat ſich darin die Halbwiſſenſchaft ausgezeichnet, dieſe ſchrecklichſte aller Geißeln der Menſchheit, furchtbarer als Peſt, Hunger und Krieg, die bis zum jetzigen Jahrhundert unbekannt war. Die Halbwiſſenſchaft – die iſt ein Deſpot, wie es bisher noch keinen gegeben hat. Ein Deſpot, der ſeine Prieſter und Sklaven hat, ein Deſpot, vor dem alles in Liebe und mit einem Aberglauben ſich beugt, der bisher undenkbar geweſen wäre, vor dem ſogar die Wiſſenſchaft ſelbſt zittert und dem ſie ſchmachvoll genug beipflichtet. – Das ſind alles Ihre eigenen Worte, Stawrogin, nur die über die Halbwiſſenſchaft, die ſind von mir, der ich ſelbſt ſolch ein Halbwiſſenſchaftler bin und ſie darum haſſe, wie ich nur etwas haſſen kann. An Ihren Gedanken aber und ſogar an Ihren Worten habe ich nichts geändert, nicht eine einzige Silbe.«

»Ich glaube nicht, daß Sie nichts verändert haben«, bemerkte Stawrogin vorſichtig, »Sie haben alles leidenſchaftlich erfaßt und es auch leidenſchaftlich verändert – vielleicht ohne es zu bemerken. Schon allein, daß Sie Gott zu einem einfachen Attribut des Volkes erniedrigen –«

Er begann plötzlich, Schatoff mit einer ganz beſonderen Aufmerkſamkeit zu betrachten, nicht einmal ſo ſehr auf ſeine Worte zu hören, als ihn ſelbſt zu beobachten.

Digitized by Google

»Ich erniedrige Gott zu einem Attribut des Volkes! Im Gegenteil, ich erhebe das Volk bis zu Gott! Das Volk, – das ist der Körper Gottes. Jedes Volk ist nur so lange Volk, wie es noch seinen besonderen, seinen eigenen Gott hat und all die anderen Götter auf der Welt stark und grausam von sich stößt; so lange es noch glaubt, daß es nur mit *seinem* Gott siegen und alle anderen Götter sich unterwerfen kann. Das haben alle großen Völker der Erde von sich und ihrem Gotte geglaubt, wenigstens alle einigermaßen hervorragenden, alle, die einmal an der Spitze der Menschheit gestanden. Die Juden haben nur zu dem Zweck gelebt, um den wahren Gott zu erwarten, und so haben sie denn jetzt der Welt den wahren Gott hinterlassen. Die Griechen haben die Natur vergöttert und der Welt ihre griechische Religion, das heißt, Philosophie und Kunst, hinterlassen. Rom hat das Volk im Staate vergöttert und den Völkern den Staat vermacht. Frankreich war in seiner ganzen langen Geschichte nur die Verkörperung und Entwicklung des Gottes ‚Katholizismus'; und wenn es diesen seinen römischen Gott schließlich in den Orkus warf und sich dem Atheismus hingab, der bei den Franzosen vorläufig noch Sozialismus heißt – so geschah das nur deshalb, weil der Atheismus schließlich doch gesünder ist als der römische Katholizismus. Wenn ein großes Volk nicht glaubt, daß in ihm *allein* die Wahrheit ist (gerade in *ihm* allein und unbedingt *ausschließlich* in ihm), wenn es nicht glaubt, daß es ganz allein fähig und berufen ist, alle anderen Völker zu erwecken und sie mit seiner Wahrheit zu erretten, so wird es sofort zu ethnographischem Material, doch nicht zu einem großen Volk! Ein wahrhaft großes Volk kann sich auch nie mit einer Rolle zweiten Ranges in der Mensch-

Digitized by Google

heit zufrieden geben, ja, noch nicht einmal mit einer Rolle ersten Ranges, sondern es muß unbedingt und ausschließlich das Erste unter den Völkern sein wollen. Ein Volk, das diesen Glauben verliert, ist kein Volk mehr. Doch da es nur eine Wahrheit gibt, so kann auch nur ein einziges Volk den einzigen wahren Gott haben, mögen andere Völker auch ihre eigenen und noch so großen Götter besitzen. Das einzige Gottträgervolk aber – das sind wir, das ist das russische Volk, und... und... und sollten Sie mich wirklich für so dumm halten, Stawrogin,« brüllte er plötzlich voll Ingrimm, »daß ich nicht mehr zu unterscheiden vermag, ob diese meine Worte altes, mürbes Gewäsch sind, das von allen möglichen Moskauer Slawophilenmühlen schon durch und durch gemahlen ist, oder ob es neue Worte sind, vollständig reine und neue Worte, die letzten Worte, die einzigen Worte der Erlösung und Auferstehung und... Eh, was geht mich jetzt in diesem Augenblick Ihr Lachen an! Was geht es mich an, daß Sie mich überhaupt nicht, überhaupt nicht verstehen, kein Wort, keinen Ton... Oh, wie unsagbar ich es verachte, Ihr stolzes Lachen und Ihren stolzen Blick gerade jetzt!«

Er sprang auf, sogar Schaum war auf seinen Lippen.

»Im Gegenteil, Schatoff, ganz im Gegenteil,« sagte Stawrogin ungewöhnlich ernst, ohne sich von seinem Platz zu erheben, »im Gegenteil, Sie haben mit Ihren glühenden Worten ungemein starke Erinnerungen in mir wachgerufen. Ich finde meine eigene Stimmung von damals, vor zwei Jahren, wieder, und jetzt werde ich Ihnen schon nicht mehr sagen, daß Sie meine Gedanken vergrößert haben. Es scheint mir sogar, daß ich sie noch schärfer, noch autokratischer damals prägte, und ich versichere Ihnen auf jeden Fall, daß

Digitized by Google

ich ſogar ſehr gerne alles beſtätigen würde, was Sie da ſagten, aber...«

»Aber Sie brauchen den Haſen?«

»Wa–as?«

»Das iſt ja Ihr eigener, gemeiner Ausdruck!« lachte Schatoff höhniſch auf und ſetzte ſich wieder. »‚Um eine Haſenſauce zu machen, braucht man einen Haſen, und um an Gott zu glauben, muß erſt Gott da ſein.‘ Das ſollen Sie in Petersburg geſagt haben, à la Nosdreff*, der den Haſen an den Hinterbeinen fangen wollte.«

»Nein, Nosdreff prahlte, er hätte ihn bereits gefangen. Übrigens, erlauben Sie eine Frage, zumal ich jetzt wohl das volle Recht dazu haben dürfte: Iſt Ihr Haſe eigentlich ſchon gefangen oder läuft er noch?«

»Unterſtehen Sie ſich nicht, mich mit ſolchen Worten zu fragen! Fragen Sie mit anderen, mit anderen!« Schatoff zitterte plötzlich.

»Wie Sie wünſchen. Alſo mit anderen.« Stawrogin ſah ihn mit hartem Blick an. »Ich wollte nur wiſſen: glauben Sie ſelbſt an Gott oder nicht?«

»Ich glaube an Rußland, ich glaube an ſeine Rechtgläubigkeit... Ich glaube an den Leib Chriſti... Ich glaube, daß die neue Wiederkunft in Rußland geſchehen wird... Ich glaube...« ſtammelte Schatoff wie in Verzückung.

»Aber an Gott? An Gott?«

»Ich... ich werde glauben – an Gott.«

Kein einziger Muskel bewegte ſich im Geſicht Stawrogins. Schatoff ſah ihn glühend, mit Herausforderung an, ganz als hätte er ihn verbrennen wollen mit ſeinem Blick.

* Siehe Anmerkung S. 303. E. K. R.

Digitized by Google

»Ich habe Ihnen doch nicht gesagt, daß ich überhaupt nicht glaube«, rief er schließlich. »Ich gebe doch nur zu verstehen, daß ich ein unglückliches, langweiliges Buch bin und vorläufig nichts weiter, vorläufig... Aber was liegt an mir! Es liegt ja alles bei Ihnen! Ich bin nur ein unbegabter Mensch und kann nur mein Blut hingeben und weiter nichts, wie jeder unbegabte Mensch. So mag denn mein Blut auch fließen! Ich spreche jetzt von Ihnen. Ich habe zwei Jahre hier auf Sie gewartet... Nur um Ihretwillen tanze ich jetzt hier nackt vor Ihnen. Nur Sie... Sie allein könnten die Fahne erheben!...«

Er sprach nicht zu Ende, und wie in Verzweiflung stützte er die Arme auf den Tisch und vergrub den Kopf in den Händen.

»Ich möchte, da Sie darauf zu sprechen gekommen sind, nur eines bemerken, als Kuriosität«, unterbrach Stawrogin plötzlich die Stille. »Warum wollen mir alle immer eine Fahne aufdrängen? Auch Pjotr Stepanowitsch ist überzeugt, ich allein könnte ihre ‚Fahne erheben', – wenigstens hat man mir diesen Ausspruch von ihm wiedergegeben. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, ich wäre fähig, für sie die Rolle eines Stenka Rasin* zu spielen, dank meiner ‚ungewöhnlichen Fähigkeit zum Verbrechen' – gleichfalls seine Worte.«

»Wie? Dank Ihrer ‚ungewöhnlichen Fähigkeit zum Verbrechen?'« fragte Schatoff.

»Genau so.«

»Hm!... Aber ist es wahr,« fragte Schatoff mit einem bösen Lächeln, »daß Sie in Petersburg zu einer viehischen,

* Anführer des Kosakenaufstandes von 1667–71. Freiheitsheld. 1671 hingerichtet. E. K. R.

Digitized by Google

wollüſtigen Geſellſchaft gehört haben? Daß Sie ſich ſelbſt gerühmt haben, der Marquis de Sade hätte von Ihnen noch lernen können? Daß Sie Kinder zu ſich gelockt und verdorben haben? Antworten Sie! Und wagen Sie nicht, zu lügen! Stawrogin kann nicht lügen – vor Schatoff, der ihn ins Geſicht geſchlagen hat! Sagen Sie, ſagen Sie alles, und wenn es wahr iſt, ſo werde ich Sie auf der Stelle totſchlagen!« ſchrie Schatoff wie wahnſinnig.

»Dieſe Worte habe ich geſagt, aber Kindern habe ich nichts angetan«, ſagte Stawrogin ſchließlich, aber erſt nach einem gar zu langen Schweigen.

Er war erblaßt und ſeine Augen glühten.

»Aber Sie haben es geſagt!« fuhr Schatoff herriſch fort, ohne ſeinen ſprühenden Blick von ihm abzuwenden. »Und iſt es wahr, daß Sie verſichert haben, Sie wüßten keinen Schönheitsunterſchied zwiſchen irgendeinem wollüſtigen, tieriſchen Streiche und gleichviel welcher Heldentat, und wäre es ſelbſt das Opfer des Lebens für die Menſchheit? Iſt es wahr, daß Sie in beiden Polen die gleiche Schönheit fanden, den gleichen Genuß?«

»So zu antworten iſt unmöglich... ich will nicht antworten«, murmelte Stawrogin, der jetzt ſehr gut hätte aufſtehen und fortgehen können und doch nicht aufſtand und nicht fortging.

»Ich weiß es auch nicht, warum das Böſe häßlich und das Gute ſchön iſt, aber ich weiß, warum die Empfindung dieſes Unterſchieds erliſcht und verloren geht bei ſolchen Herrſchaften, wie Stawrogin und ſeinesgleichen«, ließ Schatoff, am ganzen Körper bebend, nicht davon ab. »Wiſſen Sie auch, warum Sie damals geheiratet haben, ſo ſchmachvoll, ſchändlich und gemein? Gerade deshalb, weil hier die

Digitized by Google

Schmach und Gemeinheit ſchon an Genialität grenzte! Oh, Sie ſchlendern nicht bloß ſo am Rande, Sie ſtürzen ſich dreiſt mit dem Kopf voran in den Abgrund hinab. Aus Leidenſchaft zur Qual haben Sie geheiratet, aus Leidenſchaft zu Reue und Gewiſſensbiſſen, aus geiſtiger, ſittlicher Wolluſt. Hier waren Ihre Nerven wund... Die Herausforderung an die geſunde Vernunft, die hierin lag, war ſchon gar zu verführeriſch! Stawrogin! und eine häßliche, ſchwachſinnige Bettlerin, die dazu noch krüppelig iſt! – Als Sie den Gouverneur ins Ohr biſſen, empfanden Sie da nicht Wolluſt? Empfanden Sie ſie? Müßiger, ſich herumtreibender Herrenſohn, empfanden Sie ſie?«

»Sie ſind Pſychologe,« ſagte Stawrogin, der bleicher und bleicher wurde, »obſchon Sie ſich in den Gründen meiner Heirat teilweiſe irren... Wer hat Ihnen übrigens all dieſes mitteilen können?...« Er zwang ſich zu einem Spottlächeln. »Doch nicht Kirilloff? Aber der war ja nicht zugegen...«

»Warum ſind Sie bleich geworden?«

»Was wollen Sie nur von mir?« Stawrogin erhob ſchließlich die Stimme: »Ich habe hier eine halbe Stunde unter Ihrer Knute geſeſſen, nun könnten Sie mich doch wenigſtens höflich fortgehen laſſen... wenn Sie in der Tat keinen vernünftigen Grund haben, mit mir in dieſer Art umzugehen.«

»Vernünftigen Grund?«

»Zweifellos. Es wäre zum mindeſten Ihre Pflicht, mir zu ſagen, was Sie eigentlich bezwecken. Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, daß Sie es tun würden. Ich habe aber nur eine einzige raſende Bosheit in Ihnen gefunden. Ich bitte Sie, mir die Hofpforte zu öffnen.«

Digitized by Google

Er erhob ſich. Schatoff ſtürzte ihm nach, wild vor Grimm.

»Küſſen Sie die Erde, tränken Sie ſie mit Tränen, bitten Sie um Vergebung!« rief er, ihn an der Schulter packend.

»Ich habe Sie nicht erſchlagen... an jenem Sonntagmorgen... Ich nahm beide Hände zurück...« ſagte Stawrogin wie im Schmerz und ſah zu Boden.

»So ſprechen Sie doch, ſo ſagen Sie doch alles! Sie kamen her, um mich vor der Gefahr zu warnen, Sie ließen es zu, daß ich ſprach, und morgen wollen Sie Ihre Heirat öffentlich bekanntmachen!... Sehe ich es denn nicht Ihrem Geſicht an, daß Sie mit irgendeinem neuen furchtbaren Gedanken ringen... Stawrogin, warum bin ich dazu verurteilt, bis in alle Ewigkeit an Sie zu glauben? Hätte ich denn mit einem anderen ſo ſprechen können? Ich habe Keuſchheit, aber ich habe mich meiner Nacktheit nicht geſchämt, — denn es war Stawrogin, vor dem ich ſprach! Ich habe mich nicht gefürchtet, den großen Gedanken durch meine Berührung zu karikieren, denn Stawrogin hörte mir zu! ... Und werde ich denn nicht die Spuren Ihrer Tritte küſſen, wenn Sie fortgegangen ſind? Ich kann nicht, ich kann Sie nicht aus meinem Herzen reißen, Nikolai Stawrogin!«

»Es tut mir leid, daß ich Sie nicht lieben kann, Schatoff!« ſagte Stawrogin kalt.

»Ich weiß, daß Sie es nicht können, und ich weiß auch, daß Sie nicht lügen. Aber hören Sie, ich werde alles gutmachen: ich werde Ihnen den Haſen verſchaffen!«

Stawrogin ſchwieg.

»Sie ſind Atheiſt, weil Sie ein Herrenſohn ſind, der letzte Herrenſohn. Sie haben den Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe verloren, denn Sie haben aufgehört, Ihr Volk zu ver-

Digitized by Google

ſtehen... Es ſteigt eine neue Generation herauf, unmittelbar aus dem Herzen dieſes Volkes, doch Sie werden ſie nie erkennen, weder Sie noch die Werchowenski, Vater und Sohn, noch ich, denn auch ich bin ein Herrenſohn, ja, ich, der Sohn Ihres leibeigenen Dieners Paſchka... Hören Sie, verſchaffen Sie ſich Gott durch Arbeit – hierin liegt der ganze Kern... Oder verſchwinden Sie als gemeine, faulende Schimmelſchicht... Erwerben Sie ſich Gott durch Arbeit!«

»Gott durch Arbeit? Mit welcher Arbeit?«

»Mit gemeiner Bauernarbeit! Gehen Sie, werfen Sie Ihren ganzen Reichtum hin... Ah! Sie lachen, Sie fürchten wohl, daß eine Poſſe dabei herauskommen wird?«

Doch Stawrogin lachte nicht.

»So glauben Sie, daß man Gott durch Arbeit erringen kann, und zwar gerade Bauernarbeit?« wiederholte er nachdenklich, als hätte man ihm in der Tat etwas Neues und Ernſtes geſagt, worüber nachzudenken ſich lohnte. »Aber wiſſen Sie auch,« ſagte er plötzlich, auf etwas anderes übergehend, »daß ich durchaus nicht reich bin und faſt nichts mehr hinwerfen könnte? Ich bin ſogar kaum imſtande, die Zukunft Marja Timofejewnas ſicherzuſtellen... Ja, und damit ich es nicht vergeſſe: ich wollte Sie bitten, Marja Timofejewna auch fernerhin, wenn es Ihnen möglich iſt, beizuſtehen, da doch nur Sie allein einen gewiſſen Einfluß auf ihren armen Verſtand haben könnten. Ich ſage das nur auf alle Fälle.«

»Schon gut, ſchon gut!« Schatoff winkte mit der einen Hand ab, während er mit der anderen das Licht hielt, »Sie reden von Marja Timofejewna, gut, ich werde ſchon, das iſt ja ſelbſtverſtändlich... Aber hören Sie, gehen Sie zu Tichon.«

Digitized by Google

»Zu wem?«

»Zu Tichon. Er ist ein früherer Bischof, der jetzt – krankheitshalber zurückgezogen – hier in der Stadt wohnt, hier in unserem Jefimjeff-Kloster.«

»Und –?«

»Nichts weiter. Man pilgert und fährt jetzt zu ihm. Gehen Sie auch zu ihm, was macht es Ihnen denn aus? Gehen Sie auch!«

»Höre es zum erstenmal und... Diese Sorte Menschen habe ich noch nie gesehen. Ich danke Ihnen, ich werde hingehen.«

»Hierher!« Schatoff leuchtete und geleitete ihn die Treppe hinunter.

»So«, sagte er und stieß die Hofpforte sperrangelweit zur Straße auf.

»Ich werde nicht mehr zu Ihnen kommen, Schatoff«, sagte Stawrogin leise, indem er durch die Pforte trat.

Die Nacht war nach wie vor finster und der Regen hatte noch immer nicht aufgehört...

Digitized by Google

Siebentes Kapitel

Die Nacht (Fortsetzung)

I

Er ging die ganze Bogojawlenskstraße hinunter; schließlich führte der Weg leicht abwärts, seine Füße glitschten im Schlamm, und plötzlich öffnete sich vor ihm im Dunkeln ein breiter, nebliger, gleichsam leerer Raum – der Fluß. Die Häuser waren hier nicht mehr Häuser zu nennen, sondern Hütten, und die Straße hatte sich in vielen Sackgassen und Gäßchen verloren. Nikolai Wssewolodowitsch ging eine ganze Weile an den Zäunen entlang, ohne sich vom Flußufer zu entfernen, verfolgte aber standhaft seinen Weg, doch eigentlich ohne viel an ihn zu denken. Er war mit ganz anderen Dingen beschäftigt und sah sich erstaunt um, als er sich plötzlich, aus tiefem Denken erwachend, fast in der Mitte unserer langen, nassen Floßbrücke fand. Keine Seele ringsum. Nichts rührte sich. Um so sonderbarer erschien es ihm da, als plötzlich fast unmittelbar neben seinem Ellenbogen eine höflich familiäre, doch übrigens ganz angenehme Stimme ertönte, aber in jenem süßlich abgerundeten Redefluß, mit dem bei uns gar zu zivilisierte Kleinbürger oder lockenhäuptige junge Kommis in den Kaufläden zu paradieren pflegen.

»Würde mir der gnädige Herr nicht erlauben, das Regenschirmchen mit eins zu benützen?«

Digitized by Google

Und tatsächlich, eine Gestalt drückte sich unter seinen Schirm, oder tat wenigstens so, als wage sie es. Der Strolch ging neben ihm, ihn fast »mit dem Ellenbogen fühlend«, wie unsere Soldaten sagen. Nikolai Wsewolodowitsch verlangsamte den Schritt und beugte sich ein wenig, um dem Unbekannten ins Gesicht sehen zu können, soweit das in der Finsternis möglich war: ein Mensch, nicht groß von Wuchs und in etwa wie ein heruntergekommener, verbummelter Kleinbürger, schlecht und nicht warm gekleidet; auf dem krausen, zottigen Haar saß schief eine nasse Tuchmütze mit halbabgerissenem Schirm. Es schien ein schwarzhaariger Mensch zu sein, mager und braun; die Augen waren groß, unbedingt schwarz, mit jenem starken Glanz und gelben Schimmer, wie ihn Zigeuner haben, – das erriet man in der Dunkelheit. Alt mochte er sein – gegen vierzig, und er war nicht betrunken.

»Du kennst mich?« fragte Stawrogin.

»Herr Stawrogin, Nikolai Wsewolodowitsch. Man hat Sie mir auf der Bahnstation gezeigt, kaum daß die Maschine hielt, akkurat am vorvergangenen Sonntag. Außer daß man schon früher von Ihnen gehört hat.«

»Von Pjotr Stepanowitsch? Du... du bist der Zuchthäusler Fedjka?«

»Getauft hat man mich Fjodor Fjodorowitsch. Hab' bis auf den heutigen Tag noch eine leibliche Mutter in hiesiger Gegend, eine alte Gottesdienerin, die zur Erde wächst, für uns selber Tag und Nacht alleweil zu Gott betet, damit daß sie nicht ganz umsonst ihre Altweiberzeit auf dem Ofen verliert.«

»Du bist aus dem Zuchthause entsprungen?«

»Ich hab' halt selber mein Los verändert und ihnen da

Digitized by Google

den ganzen Krempel hingeworfen. Denn ich war halt beinah auf Lebenszeit zur Zwangsarbeit verurteilt, und da war's denn ſchon ganz abſonderlich lang auf das Ende zu warten...«

»Was treibſt du hier?«

»Ja, ſo, ein Tag und eine Nacht und immer iſt noch nichts gemacht. Die Zeit vergeht halt von ſelber. Was unſer Onkel iſt, der iſt hier in der vorigen Woche im Gefängnis geſtorben, wo er von wegen falſcher Gelder ſaß, und da hab' ich denn ein Gedächtnisfeierchen für ihn gemacht und dabei ſo ſelbentlich zweimal zehn Rubel an die Hunde gebracht – das iſt auch alles von unſeren Taten bis eben jetzt. Und dabei haben Pjotr Stepanowitſch die Möglichkeit, uns einen Paſchport auf ganz Rußland zu verſchaffen, als was das Herz nur will, ſogar als Kaufmann. Und da wart' ich denn, bis er mir ſeinen Segen ſchenkt. Darum ſagen ſie, – ich meine: er, Pjotr Stepanowitſch –, darum ſagt er, daß Papa dich im engliſchen Klub beim Kartenſpiel verſpielt hat, und ſo finde ich, ſagt er, ich meine Pjotr Stepanowitſch, ſo finde ich dieſe Unmenſchlichkeit ungerecht. – Sie könnten mir doch, gnädiger Herr, mit drei Rubelchen ſo zum Erwärmen, für ein Teechen, wohlwollen?«

»Du haſt mir hier alſo aufgelauert. Das liebe ich nicht. Auf weſſen Befehl haſt du es getan?«

»Was von Befehl, ſo iſt davon gar nichts geweſen: ich kenn' nur bloß auch Ihre Menſchenliebe, wie alle Welt es eben tut. Denn unſere Einkünftekens, Sie wiſſen ja ſelbſt, Herr, daß die halt 'ne Maus auf'm Schwanz fortſchleppen kann. Das war vor'gen Freitag, da habe ich mich mal vollgeſchlagen mit Fleiſch, wie Martyn mit Seife, wie man zu ſagen pflegt, aber ſeit damals hab' ich den erſten Tag

Digitized by Google

nichts gegeſſen, den zweiten gefaſtet und den dritten wieder nichts. Waſſer iſt ja im Fluß, bei Gott, ſo viel du willſt, aber davon allein kann man im Magen doch nur Karauſchen züchten... Na, und ſo überhaupt, der gnädige Herr werden doch wohl von den Mildtätigen ſein? Und ich hab' hier gerade 'ne Gevatterin nich weit, die mich erwartet: nur komm du nich ohne Rubelchen zu ihr!«

»Was hat dir denn Pjotr Stepanowitſch von mir verſprochen?«

»Nicht, daß er mir was vorverſprochen hat, er hat nur ſo mit Worten geſagt, daß ich, nu ja, dem gnädigen Herrn mal nötig ſein könnte, wenn ſolch ein Streifen mal vorkommt; aber zu was, das hat er eigentlich nich ſo geradeheraus geſagt, ſo mit Genauigkeit, denn Pjotr Stepanowitſch will nur ſo zum Beiſpiel ſehen, ob ich nich Koſakengeduld habe, und Vertrauen hat er nich für 'ne Kopeke zu mir.«

»Warum denn nicht?«

»Ja, Pjotr Stepanowitſch mag wohl ein Aſtrolom ſein und hat jetzt vielleicht auch alle Gottesplaneten erkannt, aber der Allerklügſte iſt er doch noch nich. Ich bin vor Ihnen, gnädiger Herr, wie vor Gottes Antlitz ſelber, denn ich hab' vieles gehört, was man ſo ſpricht von Ihnen. Pjotr Stepanowitſch – das iſt eins, aber Sie, gnädiger Herr, das iſt es eben, ſind das andere. Wenn der von einem Menſchen ſagt: 'n Gauner, ſo ahnt ihm ſchon außer dieſem von dieſem Menſchen gar nichts mehr. Sagt er: 'n Kamel, ſo kann der Menſch bei ihm ſchon nie und nimmer einen anderen Namen kriegen. Ich aber, ich bin vielleicht, kann ſein, nur am Dienstag und Mittwoch 'n Kamel, aber Donnerstag vielleicht auch klüger als er ſelber. Jetzt weiß er

Digitized by Google

bloß eben von mir, daß ich gerade große Sehnſucht nach einem Paſchport habe, denn wiſſen Sie, in Rußland geht's ohne Dokumentchen auf keinerlei Art – und ſchon glaubt er, er hat meine Seele in der Hand! Hehe, gepfiffen! Ich ſag' Ihnen, Herr, Pjotr Stepanowitſch hat's furchtbar leicht zu leben auf der Welt, denn, ſehen Sie, er ſtellt ſich einen Menſchen ſo vor, wie er ihn haben will, und ſo lebt er denn auch mit ihm. Dazu iſt er noch geizig, daß es ſchon gar keine Art mehr mit ihm hat. Er glaubt, daß ich außer als durch ihn ſchon nie nich wagen werde, Sie zu beläſtigen, aber ich bin vor Ihnen, gnädiger Herr, wie vor'm Angeſicht des leibhaftigen Gottes ſelber, – ſchon die vierte Nacht erwarte ich den gnädigen Herrn hier auf dieſer Brücke, in der Sache, daß ich auch ohne ihn mit leiſen Schritten, wie man ſagt, meinen eigenen Weg finden kann. Beſſer, denke ich, du verneigſt dich vor 'nem Stiefel als vor 'nem Baſtſchuh.«

»Wer hat es dir denn geſagt, daß ich nachts über dieſe Brücke gehen werde?«

»Ja, das iſt ſchon, muß ich ſagen, von anderweitig herausgekommen, mehr aus der Dummheit des Hauptmann Lebädkin, denn der kann ſchon gar nichts für ſich behalten ...Alſo dann drei Rubelchen vom gnädigen Herrn für die drei Nächte, als für die Langeweile, zum Beiſpiel? Und daß die Kleider quatſchnaß ſind, davon ſchweigen wir ſchon allein von wegen der Beleidigung.«

»Ich gehe jetzt nach links und du nach rechts; die Brücke iſt zu Ende. Höre, Fedjka, ich liebe es, daß man meine Worte ein für allemal behält: ich gebe dir keine Kopeke und werde dich niemals – hörſt du? – niemals brauchen; ferner werde ich dich weder hier auf der Brücke noch ſonſt wo treffen, verſtanden? Und wenn du dir das nicht merkſt

Digitized by Google

– ſo binde ich dich und übergebe dich der Polizei. Jetzt – marſch!«

»O je! Aber für die Unterhaltung ſchmeißen Sie mir doch wenigſtens was – es war doch luſtiger, ſo zu gehen.«

»Pack dich!«

»Ja, aber wiſſen Sie denn hier auch den Weg? Hier gehen ja doch ſo verdrehte Wege ... ich könnte zeigen, denn die hieſige Stadt auf dieſem Ufer – das iſt doch ganz, als ob der Teufel ſie im Korb getragen hätte: alles hat er durcheinandergeſchüttelt.«

»Zum... Ich binde dich!« wandte ſich Stawrogin drohend nach ihm um.

»Denken Sie nach, vielleicht doch, gnädiger Herr? Kann man denn eine Waiſe lange beleidigen?«

»Du ſcheinſt ja wirklich auf dich zu bauen!«

»Ach, gnädiger Herr, ich baue auf Sie, aber nicht, daß ich ſonderlich auf mich baute!«

»Ich brauche dich nicht, hab' ich dir ſchon geſagt!«

»Aber ich brauche doch Sie, gnädiger Herr! Das iſt es ja eben. Nu, werde alſo warten, bis Sie zurückkommen.«

»Mein Wort: wenn ich dich antreffe, binde ich dich!«

»So werd' ich denn ſchon einen Gurt bereit halten. Glückliche Reiſe, gnädiger Herr; haben doch alleweil mit dem Schirmchen 'ne Waiſe beſchützt; ſchon dafür allein werden wir bis zum Grabe dankbar ſein, gnädiger Herr.«

Er blieb zurück. Stawrogin ging beſorgt weiter. Dieſer plötzlich aus der Nacht aufgetauchte Menſch war von ſeiner Notwendigkeit für ihn doch ſchon gar zu überzeugt und beeilte ſich doch ſchon zu ſchamlos, ihm das zu zeigen. Überhaupt machte man mit ihm jetzt keine Umſtände mehr. Aber es konnte doch auch ſein, daß der Strolch nicht alles ge-

Digitized by Google

logen und seine Dienste wirklich nur von sich aus angeboten hatte, und zwar heimlich, hinter Pjotr Stepanowitschs Rücken. Das aber gab dann doch am meisten zu denken.

II

Das Haus, zu dem Stawrogin ging, lag an einer öden, entlegenen Gasse buchstäblich am äußersten Rande der Vorstadt, zwischen niedrigen Zäunen, hinter denen sich Gemüsegärten hinzogen. Es war ein alleinstehendes kleines hölzernes Haus, das man gerade erst erbaut hatte und das von außen noch nicht einmal mit Brettern beschlagen war. Die Läden des einen Fensters hatte man wohl absichtlich nicht geschlossen, denn auf dem Fensterbrett stand ein brennendes Licht, augenscheinlich als Wegweiser und Zeichen für den spät erwarteten Gast. Schon von weitem, über dreißig Schritte von der Tür, erkannte Stawrogin auf der kleinen Haustreppe die Gestalt eines Menschen von hohem Wuchs, der offenbar über dem Warten die Geduld verloren hatte und herausgetreten war. Da hörte er auch schon seine Stimme, voll Ungeduld und doch gleichsam zaghaft.

»Sind Sie es? Sie?«

»Ich bin's«, antwortete Stawrogin, doch nicht eher, als bis er ganz herangetreten war und den Schirm schloß.

»Endlich!« Hauptmann Lebädkin trat hin und her und bewegte sich mit geschäftigem Diensteifer. »Das Schirmchen, wenn ich bitten darf; sehr naß heute; ich werde es aufspannen und hier in der Ecke auf den Fußboden stellen. Bitte – bitte einzutreten, hier geht's hinein; bitte schön.«

Die Tür aus dem Flur ins Wohnzimmer, in dem zwei Kerzen brannten, stand weit offen.

»Wenn Sie nicht selbst Ihr unbedingtes Kommen an-

Digitized by Google

gesagt hätten, so hätte ich es schon aufgegeben, Sie zu erwarten.«

»Viertel vor eins«, sagte Stawrogin, der ins Zimmer trat, nach einem Blick auf seine Uhr.

»Und dabei noch Regen – und eine so interessante Entfernung... Eine Uhr habe ich nicht, und vor dem Fenster nur Gemüsegärten, da – da bleibt man hinter den Ereignissen zurück. – Aber das soll kein Vorwurf sein, das wage ich ja gar nicht, bewahre, sondern einzig nur so... aus Ungeduld, wenn man sich die ganze Woche verzehrt... um endlich erlöst zu werden...«

»Wie?«

»Um seinen Schicksalsspruch zu hören, Nikolai Wsewolodowitsch.« Und mit einer Verbeugung auf das Sofa weisend, vor dem ein Tisch stand: »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Stawrogin sah sich im Zimmer um: es war klein und niedrig. Die ganze Einrichtung bestand nur aus dem Notwendigsten: aus zwei einfachen neuen Holzstühlen, einem gleichfalls neuen, noch unüberzogenen Sofa mit hölzerner Lehne und ohne Seitenpolster, und zwei Tischen. Auf dem kleineren, in der Ecke, standen irgendwelche Dinge, über die man eine saubere Serviette gebreitet hatte. Überhaupt schien man das ganze Zimmer äußerst sauber gehalten zu haben. Der Hauptmann war nun schon an die acht Tage nüchtern. Sein Gesicht sah gelb und abgefallen aus, der Blick war unruhig, neugierig und eigentlich verständnislos: man sah ihm an, daß er noch nicht wußte, in welch einem Ton er sprechen durfte und welcher schließlich der ratsamste war.

»Wie Sie sehen,« und mit pathetischer Geste wies er herum, »lebe ich wie ein Heiliger: Nüchternheit, Einsamkeit und Armut – das Gelübde der alten Ritter!«

Digitized by Google

»Sie glauben, die alten Ritter hätten solche Gelübde getan?«

»Tja, vielleicht habe ich mich auch verhauen? O weh, für mich gibt es keine Entwicklung mehr! Alles verdorben! Glauben Sie mir, Nikolai Wssewolodowitsch, hier bin ich zum erstenmal aufgewacht aus diesem Schandleben, – kein Gläschen mehr, kein Tröpfchen! Habe jetzt einen Winkel – und sechs Tage lang genieße ich nun schon die Wohltat der Gewissensbisse. Sogar die Wände riechen noch nach Harz, erinnern somit an die Natur. Aber was war ich, was stellte ich vor?

‚Ohne Obdach in der Nacht,
Tagsüber eine Hetze‘...

wie sich ein genialer Dichter ausgedrückt hat! Aber... Sie sind ja so durchnäßt... Wollen Sie nicht ein Gläschen Tee?«

»Bemühen Sie sich nicht.«

»Der Samowar kocht seit acht Uhr abends, aber – da ist er nun ausgelöscht! – wie alles in der Welt! Und auch die Sonne, sagt man, wird einmal auslöschen, wenn sie an die Reihe kommt... Aber wenn Sie wollen, bringe ich ihn wieder zum Kochen... Agaphja schläft noch nicht.«

»Sagen Sie: Marja Timofejewna...«

»Hier, hier,« fiel ihm Lebädkin sofort flüsternd ins Wort, »wenn Sie sie sehen wollen...?« und er wies auf die geschlossene Tür zum Nebenzimmer.

»Sie schläft nicht?«

»O nein, nein, wie sollte sie denn? Im Gegenteil, erwartet Sie schon vom Abend an!... wie sie es vorhin erfuhr, putzte sie sich gleich auf«, – er wollte schon sarkastisch den Mund verziehen, unterließ es aber im Nu.

Digitized by Google

»Wie ist sie jetzt im allgemeinen?« fragte Nikolai Wssewolodowitsch mit zusammengezogenen Brauen.

»Im allgemeinen? Ja, das geruhen Sie ja selbst zu wissen«, und er zuckte mitleidig mit den Schultern. »Jetzt... jetzt sitzt sie da und legt Karten...«

»Gut, nachher. Zuerst muß ich mit Ihnen zu einem Ende kommen.«

Stawrogin setzte sich auf einen Stuhl. Der »Hauptmann« wagte es nicht, sich auf das Sofa zu setzen, und so zog er denn schnell den anderen Stuhl herbei, setzte sich, und war, leicht vorgebeugt, in zitternder Erwartung bereit, alles zu vernehmen.

»Was haben Sie denn dort auf dem Tisch unter der Serviette?« fragte Stawrogin, der plötzlich seine Aufmerksamkeit jenem Tisch zuwandte.

»Da–a?« Lebädkin drehte sich sofort gleichfalls um. »Ja, das ist so von Ihren eigenen Gaben, in Gestalt, wie man zu sagen pflegt, in Gestalt von Salz und Brot... in der neuen Wohnung... und ich dachte auch an Ihren weiten Weg und die natürliche Müdigkeit«, er sah ihn fast bittend an und versuchte unschuldig zu lächeln. Darauf erhob er sich, ging auf den Fußspitzen zum Tisch und entfernte ehrerbietig und vorsichtig die Serviette.

Er hatte einen ganzen Imbiß vorbereitet: geräucherten Schinken, Kalbfleisch, Sardinen, Käse, eine kleine grüne Karaffe und eine lange Flasche Bordeaux – alles war ungemein sauber, mit Sachkenntnis und fast elegant geordnet.

»Das haben Sie besorgt?«

»Jawohl... Schon gestern... Marja Timofejewna ist ja in der Beziehung, wie Sie wissen, gleichgültig. Aber die Hauptsache: daß es von Ihren Gaben ist, also Ihr eige-

Digitized by Google

nes... da Sie ja doch hier der Hausherr sind, und nicht ich – ich bin ja doch nur so Ihr Angestellter, wenn auch, wenn auch, Nikolai Wssewolodowitsch, wenn auch mein Geist noch unabhängig ist! Diesen meinen letzten Besitz werden Sie mir doch nicht nehmen wollen!« schloß er geradezu gerührt.

»Hm!... wie wär's, wenn Sie sich setzen würden?«

»Ich bin da–ankbar, dankbar und unabhängig!« (Er setzte sich.) »Ach, Nikolai Wssewolodowitsch, in diesem Herzen hat sich so viel angesammelt, so viel, daß ich schon gar nicht mehr wußte, wie ich noch länger auf Sie warten sollte! Sehen Sie, Sie werden jetzt mein Schicksal entscheiden und auch das... jener Unglücklichen, und dann... dann wieder so, wie es früher war? Ich werde dann wieder meine ganze Seele vor Ihnen ausschütten, wie damals vor vier Jahren. Würdigten Sie mich doch damals dessen, mir zuzuhören, lasen Verse... Mag man mich auch dort Ihren Falstaff genannt haben, nach Shakespeare, aber Sie haben doch so viel in meinem Leben bedeutet!... Jetzt habe ich wieder meine große Angst und erwarte nur von Ihnen Rat und Heil. Pjotr Stepanowitsch behandelt mich ganz furchtbar!«

Stawrogin hörte ihm neugierig zu und beobachtete ihn aufmerksam. Augenscheinlich befand sich Lebädkin, wenn er nun auch schon eine Woche nicht mehr getrunken hatte, doch noch längst nicht in einem harmonischen Gemütszustande. In solchen langjährigen Trinkern setzt sich schließlich für immer etwas Ungereimtes, Dunstiges, Irrsinniges fest, das sie gleichsam benommen erscheinen läßt – was sie übrigens nicht hindert, wenn es nötig ist, nicht ungeschickter als nüchterne Leute zu betrügen, zu intrigieren und auch zu berechnen.

»Ich sehe, daß Sie sich in diesen viereinhalb Jahren nicht

Digitized by Google

im geringſten verändert haben, Hauptmann«, ſagte Stawrogin wie ein wenig freundlicher. »Man ſieht wieder einmal, daß die ganze zweite Hälfte des menſchlichen Lebens meiſt nur aus den in der erſten Hälfte angenommenen Gewohnheiten beſteht.«

»Erhabene Worte! Sie löſen das Rätſel der Welt!« rief der »Hauptmann« entzückt, halb mit verſtellter, halb mit wirklich echter Begeiſterung, denn er war ein großer Liebhaber guter Ausſprüche. »Von allem, was Sie geſagt haben, Nikolai Wſſewolodowitſch, habe ich eines ganz beſonders behalten... noch in Petersburg haben Sie's geſagt: ‚Man muß in der Tat ein großer Menſch ſein, um ſogar gegen die geſunde Vernunft ſtandhalten zu können'. Sehen Sie!«

»Oder ebenſogut auch ein Dummkopf.«

»So? Na, dann mein'twegen auch ein Dummkopf, nur haben Sie Ihr Lebelang mit dem Scharfſinn nur ſo um ſich geworfen, die anderen aber? Mögen doch Liputin und Pjotr Stepanowitſch auch einmal etwas Ähnliches ſagen! Oh, wie grauſam Pjotr Stepanowitſch mit mir umgegangen iſt!...«

»Aber Sie, Hauptmann, wie haben Sie ſich denn ſelbſt benommen?«

»Ach, das betrunkene Ausſehen und dazu noch die Unmenge meiner Feinde! Aber jetzt iſt alles, alles vorüber und ich erneuere mich, fahre aus der alten Haut wie eine Schlange. Wiſſen Sie auch, Nikolai Wſſewolodowitſch, daß ich mein Teſtament ſchreibe, daß ich's ſchon geſchrieben habe?«

»Das iſt allerdings intereſſant. Was vermachen Sie denn und wem das?«

»Dem Vaterlande, der Menſchheit und den Studenten.

Digitized by Google

Nikolai Wſſevolodowitſch, ich habe einmal in einer Zeitung die Biographie eines Amerikaners geleſen. Er vermachte ſein ganzes, rieſiges Vermögen den Fabriken und den poſitiven Wiſſenſchaften, ſein Skelett den Studenten der Univerſität ſeiner Stadt und ſeine Haut beſtimmte er für eine Trommel, auf der man Tag und Nacht die amerikaniſche Nationalhymne trommeln ſollte! Ach, wir ſind ja Pygmäen im Vergleich mit dem Gedankenflug der nordamerikaniſchen Staaten! Rußland iſt ja nur ein Spiel der Natur, aber nicht des Verſtandes. Wenn ich's verſuchen wollte, meine Haut, ſagen wir, dem Akmolinskſchen Infanterieregiment, in dem ich die Ehre hatte, meinen Dienſt zu beginnen, mit der Bedingung zu vermachen, daß man aus ihr ein Trommelfell verfertigt, auf dem man täglich vor dem ganzen Regiment die ruſſiſche Nationalhymne trommeln ſoll – man hielte es ſofort für Liberalismus und konfiszierte meine Haut!... Darum habe ich mich denn mit den Studenten begnügt. Mein Skelett hab' ich der Akademie vermacht, aber mit der Bedingung, einſtweilen nur unter der Bedingung, daß ſie auf die Stirn für alle ewigen Ewigkeiten ein Zettelchen kleben mit den Worten: ‚Ein reuiger Freidenker'. Jawohl.«

Der Hauptmann ſprach mit Begeiſterung und glaubte jetzt natürlich ſchon ſelbſt an die Schönheit des amerikaniſchen Vermächtniſſes, wenn er auch als ſchlauer Menſch zu gleicher Zeit Stawrogin, deſſen »Narr« er früher geweſen war, aus Berechnung beluſtigen wollte. Aber der hatte diesmal keine Luſt zu lachen, ſondern fragte im Gegenteil nur eigentümlich mißtrauiſch:

»Sie beabſichtigen wohl, Ihr Teſtament noch bei Lebzeiten zu veröffentlichen und dafür eine Belohnung zu erhalten?«

Digitized by Google

»Und wenn dem so wäre, Nikolai Wssewolodowitsch, und wenn dem so wäre?« Lebädkin sah sich vorsichtig in ihn hinein. »Denn – was ist denn mein Los jetzt eigentlich! Sogar Verse schreibe ich nicht mehr, und einst haben doch sogar Sie sich an meinen kleinen Gedichten ergötzt, Nikolai Wssewolodowitsch, wissen Sie noch, bei der Flasche? Aber aus ist's nun mit der Feder! Hab' nur noch ein einziges Lied geschrieben, wie Gogol seine ‚Letzte Geschichte'. Sie wissen doch, Gogol verkündete ganz Rußland, daß sie sich aus seiner Seele ‚herausgesungen' habe. So auch ich: hab's herausgesungen und damit – basta!«

»Was ist denn das für ein Gedicht?«

»Tja, es heißt: ‚Im Fall sie sich den Fuß mal bräche'!«

»Wi–ie?«

Darauf hatte der Hauptmann nur gewartet. Seine Gedichte achtete und schätzte er zwar grenzenlos, doch zugleich gefiel es ihm – wohl aus einer gewissen durchtriebenen Zwiespältigkeit der Seele – daß sie Stawrogin, der früher zuweilen so über sie gelacht hatte, daß er sich die Seiten hielt, immer belustigten. Auf diese Weise erreichte er gewöhnlich zwei Ziele mit einem Mittel: ein poetisches und ein geschäftliches Ziel. Diesmal aber gab es noch ein drittes, ein ganz besonderes und äußerst kitzliches: der Hauptmann hoffte nämlich, als er das Gedicht heranzog, sich auf diese Manier am leichtesten in einem gewissen Punkte rechtfertigen zu können, er hoffte dies um so mehr, als er aus einem bestimmten Grunde gerade in diesem Punkt seine Schuld für größer als in allen anderen Punkten hielt.

»‚Im Fall sie sich den Fuß mal bräche', das heißt, beim Reiten. Eine bloße Phantasie, Nikolai Wssewolodowitsch, ein Traumbild, aber das Traumbild eines Dichters! Einmal,

Digitized by Google

beim Spazierengehen, sah dieser Dichter eine Reiterin, und da stellte er sich dann die materialistische Frage: ‚Was würde dann sein?‘ – das heißt, in dem Falle, wenn! Die Sache ist doch klar: alle Kurmacher gehen sogleich wie die Krebse rückwärts, fort sind all die Heiratskandidaten, also – ‚wisch den Mund ab morgen früh‘«, fügte er plötzlich auf Deutsch hinzu, »nur der Dichter bleibt treu, nur er mit dem gebrochenen Herzen in der Brust! Nikolai Wsewolodowitsch, sogar eine winzige Laus darf verliebt sein, denn kein Gesetz verbietet's ihr. Und doch fühlte sich die Dame gekränkt durch meinen Brief, wie durch das Gedicht. Sogar Sie sollen sich geärgert haben, sagt man – ist's wahr? Das wäre jammerschade, wollt's gar nicht glauben! Nun, sagen Sie doch selbst, wen konnte ich denn mit bloßer Einbildung beleidigen? Zudem ist hier noch, mein Ehrenwort, Liputin dabei: ‚Schreiben Sie, schreiben Sie unbedingt, jeder Mensch hat das Recht, Briefe zu schreiben‘, sagte er – und so schickte ich's denn ab.«

»Sie haben sich, glaube ich, als Bräutigam vorgeschlagen?«

»Feinde, Feinde, nichts als Feinde!...«

»Sagen Sie das Gedicht!« fiel ihm Stawrogin streng ins Wort.

»Ein Traum, bloß ein Traum, sag' ich Ihnen.«

Aber er setzte sich doch in Positur, streckte die Hand aus und begann:

»Das schönste Weib brach mal ein Glied,
Doch ward es dadurch nur aparter!
Und doppelt liebte sie fortan
Der ohnehin in sie verliebte Dichtersmann...«

»Genug!« Stawrogin winkte ab.

Digitized by Google

»Oh, ich sehne mich nach Pietjer*!« rief Lebádkin, schnell auf ein anderes Gebiet überspringend, als wäre von Gedichten nie die Rede gewesen. »Ich denke an eine Auferstehung, ich träume von einer Wiedergeburt ... Mein Wohltäter! Darf ich darauf rechnen, daß Sie mir nicht die Mittel zur Reise verweigern werden? Ich hab' Sie die ganze Woche wie die liebe Sonne erwartet.«

»Nein, darauf dürfen Sie nicht rechnen. Außerdem ist mir von meinem Kapital fast nichts mehr verblieben. Und überhaupt, warum sollte ich Ihnen Geld geben?...«

Stawrogin schien sich plötzlich geärgert zu haben. Kurz und trocken zählte er alle Vergehen des Hauptmanns auf: das unmäßige Trinken, die Lügengeschichten, Verschwendung des Geldes, das Marja Timofejewna gehörte, dann, daß er sie aus dem Kloster genommen hatte, die frechen Briefe mit den Drohungen, das Geheimnis bekanntzumachen, die Geschichte mit Darja Pawlowna usw., usw. Der Hauptmann wogte geradezu hin und her, gestikulierte, wollte widersprechen, doch Stawrogin wies ihn jedesmal herrisch zur Ruhe.

»Und erlauben Sie,« bemerkte er zum Schluß, »Sie schreiben immer von einer ‚Familienschande'. Ich sehe darin keine Schande für Sie, daß Ihre Schwester Stawrogins rechtmäßig getraute Frau ist.«

»Aber die Ehe ist ein Geheimnis, Nikolai Wssewolodowitsch, niemand weiß davon, ein verhängnisvolles Geheimnis! Ich bekomme Geld von Ihnen, und plötzlich stellt man mir die Frage: Wofür bekommst du dieses Geld? Ich aber bin gebunden und kann nicht antworten, zum Schaden meiner Schwester – und zum Schaden meiner Familienehre!«

* Burschikose Abkürzung für Petersburg. E. K. R.

Digitized by Google

Der Hauptmann erhob bereits die Stimme: dieses Thema liebte er ganz besonders und er hatte sich in diesem Sinne schon vorbereitet, denn darauf beruhte seine ganze Hoffnung. Wie hätte er auch ahnen sollen, welch eine niederschmetternde Überraschung ihn gerade auf dieser seiner Basis erwartete! Ruhig und bestimmt, als ob es sich um die alltäglichste häusliche Angelegenheit handelte, teilte ihm Stawrogin mit, daß er die Absicht habe, in diesen Tagen, vielleicht morgen oder übermorgen, seine Heirat allgemein bekanntzumachen, sie ‚sowohl der Polizei wie der Gesellschaft' anzuzeigen – so daß denn die Frage der »Familienehre« damit endgültig erledigt sein werde, und die der Subsidien gleichfalls.

Der Hauptmann riß die Augen auf: er begriff nicht einmal, was er da hörte; so mußte denn alles noch durchgesprochen werden.

»Aber sie ist doch... halbverrückt?«

»Das ist meine Sache.«

»Aber... was wird denn Ihre Mutter –?«

»Das geht Sie wenig an, Lebädkin.«

»Aber Sie werden doch Ihre Frau in Ihr Haus führen?«

»Sehr leicht möglich. Übrigens ist das schon ganz und gar nicht Ihre Sache, das geht Sie nicht das geringste an.«

»Wie, nicht angehen?« schrie der Hauptmann auf. »Und ich?«

»Nun, Sie kommen doch selbstverständlich *nicht* in mein Haus.«

»Aber ich bin doch Ihr Verwandter!«

»Für solche Verwandte dankt man. Und warum soll ich Ihnen nun noch Geld geben, sagen Sie doch selbst?«

»Nikolai Wsewolodowitsch, Nikolai Wsewolodowitsch,

Digitized by Google

das kann ja nicht sein, Sie werden sich das doch noch überlegen, Sie werden doch nicht Hand an sich legen wollen... was wird man denken, was wird man in der Gesellschaft sagen?«

»Fürchte wahrlich sehr diese Gesellschaft! Habe ich doch Ihre Schwester geheiratet, als ich es wollte, damals, nach dem Gelage, auf die trunkene Wette hin, und jetzt zeige ich es öffentlich an... wenn mir das jetzt Vergnügen macht.«

Er sagte das ganz eigentümlich gereizt, so daß Lebâdkin schon mit Entsetzen zu glauben begann.

»Aber ich, was wird denn mit mir, die Hauptsache dabei bin doch ich!... Sie scherzen vielleicht nur, Nikolai Wssewolodowitsch?«

»Nein, ich scherze nicht.«

»Wie Sie wollen, Nikolai Wssewolodowitsch, aber ich glaube Ihnen nicht... dann werde ich eine Bittschrift einreichen.«

»Sie sind furchtbar dumm, Hauptmann.«

»Meinetwegen, aber das ist doch alles, was mir übrigbleibt!« sagte der Hauptmann ganz wirr in seiner Benommenheit. »Früher gab man mir dort in den Winkeln für ihre Arbeit wenigstens ein Obdach, aber was soll denn jetzt aus mir werden, wenn Sie mich ganz fallen lassen?«

»Aber Sie wollen doch nach Petersburg, um Ihre Karriere zu verändern. Übrigens, ist es wahr, daß Sie, wie ich hörte, beabsichtigten, zu denunzieren — in der Hoffnung, begnadigt zu werden, wenn Sie die anderen anzeigen?«

Der Hauptmann öffnete den Mund und riß die Augen auf, doch eine Antwort gab er nicht.

»Hören Sie, Hauptmann«, begann plötzlich Stawrogin ungewöhnlich ernst und beugte sich ein wenig vor zum Tisch.

Digitized by Google

Bis jetzt hatte er noch gewissermaßen zweideutig gesprochen, so daß Lebädkin, der sich nun einmal an die Rolle des Narren gewöhnt hatte, noch immer ein wenig im Zweifel war: ob sich sein Prinz Heinz in der Tat ärgerte oder ob er, als er von der Veröffentlichung seiner Heirat sprach, nur zu scherzen beliebte. Jetzt aber war der ungewöhnliche Ernst Stawrogins dermaßen überzeugend, daß dem Hauptmann plötzlich geradezu ein Frösteln über den Rücken lief.

»Hören Sie, und sagen Sie die ganze Wahrheit, Lebädkin: haben Sie schon denunziert, oder noch nicht? Ist es Ihnen nicht schon gelungen, irgend etwas in der Hinsicht zu tun? Haben Sie nicht aus Dummheit schon irgendeinen Brief abgeschickt?«

»Nein, noch nicht, und... ich hab' nicht einmal daran gedacht!« und der Hauptmann sah ihn an, ohne sich zu rühren.

»Nun, das lügen Sie, daß Sie daran noch nicht gedacht haben. Deswegen wollen Sie ja auch nach Petersburg. Aber wenn Sie noch nichts geschrieben haben, sollten Sie dann nicht hier irgend etwas mit irgend jemandem geschwätzt haben? Sagen Sie die Wahrheit. Ich habe so etwas gehört.«

»In der Betrunkenheit mit Liputin. Liputin ist ein Verräter. Ich habe ihm nur mein Herz ausgeschüttet«, flüsterte der arme Hauptmann.

»Nun ja, das eine Herz dem anderen Herzen, ich weiß schon, aber man braucht doch nicht gleich blödsinnig zu sein. Wenn Sie den Gedanken hatten, so hätten Sie ihn für sich behalten sollen. Heutzutage schweigen kluge Leute und reden nicht.«

»Nikolai Wsewolodowitsch,« – der Hauptmann erzitterte.

Digitized by Google

»Sie ſelbſt haben ſich doch an nichts beteiligt, ich hab' doch nicht Sie...«

»Wie ſollten Sie denn, bewahre, Ihre eigene Milchkuh!«

»Nikolai Wſſewolodowitſch, ſo urteilen Sie doch ſelbſt! So ſagen Sie doch!...«

Und in der Verzweiflung begann er, mit Tränen in den Augen, ſein Leben in dieſen letzten vier Jahren zu erzählen. Es war die törichte Geſchichte eines hereingefallenen Dummkopfs, der ſeine Naſe in Sachen geſteckt, die nicht für ihn geſchaffen waren, und deren Wichtigkeit er über Trinken und Schlemmen faſt bis zum letzten Augenblick noch nicht begriffen hatte. Er erzählte, er habe ſich ſchon in Petersburg »einfach verleiten laſſen, aus reiner Freundſchaft, wie ein treuer Student, das heißt, ohne eigentlich Student zu ſein«, verſchiedene Blätter durch die Türen, in die Schirme zu ſtecken, oder wie Zeitungen in die Briefkäſten, und wo ſich nur eine Gelegenheit bot, im Theater wie auf der Straße, in die Hüte oder Taſchen zu befördern. Späterhin habe er auch Geld von ihnen genommen, denn »was ſind denn meine Einnahmen, Sie wiſſen doch ſelbſt!« Kurz, in zwei ganzen Gouvernements hatte er »allerlei Schund« verſtreut.

»Oh, Nikolai Wſſewolodowitſch,« rief er aus, »am meiſten hat mich empört, daß dieſe Papierlappen ſo ganz gegen alle bürgerlichen und beſonders vaterländiſchen Geſetze waren! Da iſt denn plötzlich gedruckt, ſie ſollen mit den Heugabeln kommen und nicht vergeſſen, daß, wer morgens arm ausgeht, abends reich zurückkommen kann – ſtellen Sie ſich doch nur ſo was vor! Ein Schauer faßt mich ſelber und doch ſtopfe ich die Schandblätter überall hin... oder plötzlich fünf, ſechs Zeilen an ganz Rußland, ſo, mir nichts, dir

Digitized by Google

nichts, ganz einfach: ‚Schließt schnell die Kirchen, vernichtet Gott, löst die Ehe, hebt das Recht der Erbfolge auf, nehmt die Messer!‘ – und das ist alles, und der Teufel weiß, was weiter. Und gerade mit diesem Papierchen, dem fünfzeiligen, bin ich dann beinahe hereingefallen, im Regiment haben mich die Offiziere verprügelt, aber dann – Gott gebe ihnen Gesundheit! – haben sie mich wieder laufen lassen. Doch im vorigen Jahre haben sie mich beinahe wirklich gepackt, wie ich Fünfzigrubelscheine, französische Kopien, Korowajeff übergab. Aber, Gott sei Dank, Korowajeff ertrank bald darauf in betrunkenem Zustande im Teich – und man konnte nichts gegen mich unternehmen. Hier bei Wirginski hatte er noch die Freiheit der sozialen Frau verkündet. Im Juni hab' ich wieder im ...schen Kreise alles mögliche herumgestreut. Die sagen, ich müsse bald wieder... Pjotr Stepanowitsch gibt plötzlich zu verstehen, daß ich gehorchen muß und droht mir einfach. Aber wie hat er mich damals am Sonntag behandelt! Nikolai Wsewolodowitsch, ich bin ein Sklave, ein Wurm, aber kein Gott – nur dadurch unterscheide ich mich von Derschawin. Doch was sind denn meine Einnahmen? Sie wissen ja selbst!«

Stawrogin hatte ihm aufmerksam zugehört.

»Vieles war mir davon ganz unbekannt,« sagte er; »mit Ihnen konnte selbstverständlich alles geschehen... Hören Sie,« er dachte ein wenig nach, »wenn Sie wollen, so sagen Sie ihnen – Sie wissen schon, wem –, daß Liputin gelogen hat und daß Sie nur mich mit einer Denunziation hätten schrecken wollen, in der Annahme, auch ich sei kompromittiert... um auf diese Weise mehr Geld aus mir herauszubekommen... Verstanden?«

»Nikolai Wsewolodowitsch, Liebling, Täubchen, droht mir

Digitized by Google

denn wirklich solch eine Gefahr? Ich habe ja nur auf Sie gewartet, um Sie das fragen zu können!«

Stawrogin lachte kurz auf.

»Nach Petersburg wird man Sie natürlich nicht lassen, selbst wenn ich Ihnen das Geld zur Reise geben wollte... Übrigens, es ist Zeit, zu Marja Timofejewna zu gehen.« Er erhob sich.

»Nikolai Wssewolodowitsch, aber wie wird das nun mit ihr, mit Marja Timofejewna?«

»Ja, so, wie ich sagte.«

»Ist das denn wirklich wahr?«

»Sie glauben noch immer nicht?«

»Wollen Sie mich denn wirklich so liegen lassen, wie einen alten, vertragenen Stiefel?«

»Ich werde sehen,« meinte Stawrogin halb lachend. »Nun, lassen Sie mich.«

»Wünschen Sie nicht, daß ich so lange auf der Treppe stehe... damit ich nicht irgendwie versehentlich zuhöre... die Zimmerchen sind klein.«

»Das ist recht. Warten Sie ein wenig auf der Treppe. Nehmen Sie meinen Regenschirm.«

»Ihren Regenschirm, Ihren... bin ich denn das wert?« fragte der Hauptmann unterwürfig.

»Einen Schirm ist jeder wert.«

»Mit einem Schlage treffen Sie wieder das Minimum der menschlichen Rechte...« sagte Lebädkin, doch schon mehr mechanisch: er war doch gar zu bedrückt und eigentlich ganz wie vor den Kopf geschlagen. Einstweilen aber, fast gleich darauf, als er den Schirm über sich aufgespannt hatte, begann sich in seinem leichtsinnigen Gehirn schon ein äußerst beruhigender Gedanke mehr und mehr auszubreiten: wie,

Digitized by Google

wenn man ihn bloß betrügen wollte und ihn belog? War dem aber ſo, dann fürchtete man ſich alſo vor ihm und – wozu ſollte er ſich dann noch fürchten?

»Wenn man lügt und betrügt, ſo tut man das doch ſtets aus irgendeinem Grunde – was für einer mag das nun hier ſein?« krabbelte es in ſeinem Kopf herum. Die Veröffentlichung der Heirat ſchien ihm Blödſinn zu ſein: »Aber weiß Gott: bei dieſem Wundertäter iſt nichts unmöglich, – lebt ja überhaupt nur zu dem Zweck, um die Menſchen zu ärgern! Wie aber, wenn er Angſt vor mir bekommen hat nach dem Sonntag? Hm... und noch ſo, wie nie zuvor? Da iſt er nun hergeeilt, um zu verſichern, daß er ſelbſt alles bekanntmachen werde, aus Angſt, ich könnte es ſonſt tun. Lebädkin, ſieh dich vor, ſchieß keinen Bock! Hm!... Und warum kommt er denn heimlich in der Nacht, wenn er's ſelbſt ausblaſen will? Aber wenn er ſich fürchtet, ſo fürchtet er ſich jetzt, fürchtet gerade für dieſe paar Tage. Hm!... paß auf, Lebädkin!...«

»Schreckt mich mit Pjotr Stepanowitſch! Da kann einem ganz angſt und bange werden – gerade, was das betrifft! Hm... weiß Gott! wahrhaftig angſt und bange. Was plagte mich nur, dieſem Liputin, ſolch einem... Der Teufel mag wiſſen, was dieſe üblen Kerle da im Spiele haben – bin nie draus klug geworden! Haben ſich jetzt wieder eingefunden, genau wie vor fünf Jahren... Ja, wem hätt' ich's denn ſagen ſollen? ‚Haben Sie nicht aus Dummheit irgend jemandem geſchrieben?' Hm! Alſo kann man auch unter dem Anſchein großer Dummheit ſchreiben? War das vielleicht gar ein Rat? ‚Deswegen wollen Sie ja nach Petersburg.' Der Schuft! Ich hab's bloß mal geträumt, er aber hat ſogar den Traum ſchon erraten! Ganz als ob er ſelber zur

Digitized by Google

Reiſe nach Petersburg raten möchte. Hm! Hier werden wohl zwei Sachen im Spiele ſein: entweder er fürchtet ſich ſelber, weil er wieder was Schönes angerichtet hat, oder... oder er fürchtet ſelbſt überhaupt nichts und ſchubſt nur mich, damit ich ſie alle da anzeige! Ach, Lebädkin, da kann einem wahrhaftig angſt und bange werden! Wenn man dabei nur keinen Bock ſchießt!...«

Und er kam dermaßen ins Nachdenken, daß er ſelbſt das Lauſchen vergaß. Übrigens wäre es ihm auch ſchwer gefallen, etwas zu verſtehen; die Tür war nicht dünn und das Geſpräch wurde nur leiſe geführt – nur hin und wieder drang ein unklarer Laut zu ihm. Endlich ſpuckte er aus und trat wieder aus dem Flur auf die Treppe hinaus, wo er in Gedanken leiſe vor ſich hin pfiff.

III

Das Zimmer, in dem Marja Timofejewna ſaß, war faſt zweimal ſo groß wie das erſte, das der Hauptmann bewohnte. Alle Gegenſtände der Einrichtung waren von derſelben einfachſten Art, doch der Tiſch vor dem Sofa war mit einem geblümten Paradetiſchtuch bedeckt, und auf ihm ſtand eine brennende Lampe. Über den ganzen ungeſtrichenen Fußboden hatte man einen ſchönen Teppich gebreitet und die Bettſtelle mit einem grünen Vorhang völlig abgeteilt. Außerdem befand ſich in dem Zimmer noch ein großer weicher Lehnſtuhl, in den ſich aber Marja Timofejewna niemals ſetzte. In der einen Ecke hing ganz wie in der alten Wohnung ein Heiligenbild, vor dem das Lämpchen brannte, und ganz wie damals lagen auch jetzt wieder die unvermeidlichen Sachen auf dem Tiſch vor Marja Timofejewna: ein Spiel

Digitized by Google

Karten, ein kleiner Spiegel, das Liederbuch und auch wieder eine Semmel. Hinzugekommen waren nur zwei kleine Bücher mit bunten Bildern, von denen das eine für die Jugend bearbeitete Reisebeschreibungen enthielt, das andere kleine moralische Erzählungen, vornehmlich Rittergeschichten – so ein Buch für den Weihnachtstisch oder junge Mädchen im Institut. Marja Timofejewna hatte natürlich den Gast erwartet, doch als Stawrogin eintrat, schlief sie halb liegend auf dem Sofa, auf ein hartes Kissen gebeugt. Der Gast schloß unhörbar die Tür hinter sich und begann ohne sich von der Stelle zu rühren, die Schlafende zu betrachten.

Der Hauptmann hatte übertrieben, als er sagte, sie habe sich besonders geputzt. Sie war in demselben dunklen Kleide, in dem sie am Sonntag bei Warwara Petrowna gewesen war. Das Haar hatte sie im Nacken ebenso zu einem winzigen Knoten zusammengesteckt, und der lange magere Hals war genau so wie damals entblößt. Der schwarze Schal, den Warwara Petrowna ihr geschenkt hatte, lag sorgfältig zusammengefaltet neben ihr auf dem Sofa. Sie war wie gewöhnlich ungeschickt gepudert und geschminkt. Stawrogin stand noch nicht eine Minute, als sie plötzlich, als hätte sie seinen Blick gefühlt, erwachte, die Augen aufschlug und sich schnell aus der halb liegenden Stellung aufrichtete. Doch offenbar ging auch in dem Gaste etwas Sonderbares vor: er blieb auf demselben Fleck an der Tür stehen und rührte sich nicht; regungslos und mit durchdringendem Blick fuhr er fort, ihr wortlos und beharrlich ins Gesicht zu sehen. Vielleicht war dieser Blick übermäßig hart, vielleicht drückte sich in ihm Ekel aus, oder sogar schadenfroher Genuß an ihrem Schreck – wenn das nicht Marja Timofejewna nach

Digitized by Google

dem Erwachen nur so schien. Doch wie dem auch war, jedenfalls drückte sich im Gesicht der Armen plötzlich, nach fast minutenlangem Warten, vollständiges Entsetzen aus: ein krampfartiges Zucken lief durch ihre Züge, sie erhob ihre bebenden Hände, wie zur Abwehr, und plötzlich begann sie zu weinen, genau so, wie ein erschrecktes Kind; noch ein Augenblick – und sie hätte geschrien. Doch der Gast kam zur Besinnung: in einer Sekunde veränderte sich sein ganzes Gesicht, und mit dem freundlichsten, liebenswürdigsten Lächeln trat er an den Tisch.

»Verzeihen Sie mir, ich habe Sie erschreckt, Marja Timofejewna, Sie schliefen und ich bin so unbemerkt eingetreten«, sagte er und streckte ihr die Hand entgegen.

Der Ton der freundlichen Worte tat seine Wirkung: der Schreck verschwand aus ihrem Gesicht, wenn sie ihn auch immer noch angstvoll anblickte, augenscheinlich bemüht, sich irgend etwas zu erklären. Ängstlich streckte sie ihm die Hand entgegen und schließlich zuckte denn auch ein schüchternes Lächeln um ihre Lippen.

»Guten Tag, Fürst«, flüsterte sie und sah ihn dabei ganz sonderbar und aufmerksam an.

»Sie haben wohl einen bösen Traum gehabt?« fragte er und lächelte noch liebenswürdiger, noch freundlicher.

»Wie können Sie wissen, daß mir davon geträumt hat?«

Und plötzlich erbebte sie wieder, taumelte erschrocken zurück, erhob wie zur Abwehr die Hand und wieder verzog sich ihr Gesicht, wie das eines kleinen Kindes, das weinen will.

»Aber so beruhigen Sie sich doch! Warum fürchten Sie sich? Haben Sie mich denn wirklich nicht erkannt?« redete

Digitized by Google

ihr Nikolai Wſſewolodowitſch zu, doch diesmal konnte er ſie lange nicht beruhigen.

Schweigend ſah ſie ihn an und noch immer lag in ihrem fragenden Blick ein quälender Zweifel, irgendein ſchwerer Gedanke, den ihr armer Kopf nicht zu faſſen vermochte. Dabei war es, als ſtrenge ſie ſich krampfhaft an, irgend etwas zu Ende zu denken. Bald ſenkte ſie die Augen, bald ſchlug ſie ſie plötzlich wieder auf und überflog ihn mit einem ſchnellen, umfaſſenden Blick. Endlich ſchien ſie ſich – zwar nicht beruhigt, aber doch wie zu etwas entſchloſſen zu haben.

»Setzen Sie ſich, bitte, neben mich, damit ich Sie nachher gut ſehen kann«, ſagte ſie ziemlich feſt, augenſcheinlich mit einer ganz beſtimmten und neuen Abſicht. »Aber jetzt ſeien Sie ganz ruhig, denn ich werde Sie nicht anſehen, und auch Sie ſollen mich nicht anſehen, ſo lange nicht, bis ich Sie ſelbſt darum bitte. Setzen Sie ſich nun!« fügte ſie plötzlich ſogar mit Ungeduld hinzu.

Die neue Empfindung bemächtigte ſich ihrer ſichtlich immer mehr.

Stawrogin ſetzte ſich und wartete; ein Schweigen begann und dauerte ziemlich lange.

»Hm! Sonderbar erſcheint mir das alles«, murmelte ſie plötzlich und faſt wie angeekelt. »Mich haben natürlich ſchlechte Träume beſtrickt; nur – warum mußten gerade Sie mir in eben dieſer Geſtalt im Traume erſcheinen?«

»Laſſen wir jetzt die Träume«, unterbrach er ſie ungeduldig und wandte ſich zu ihr, trotz des Verbotes, ſie anzuſehen, und vielleicht blitzte flüchtig wieder jener Ausdruck von vorhin in ſeinen Augen auf. Er ſah, daß ſie mehrmals und ſogar ſehr gern zu ihm aufblicken wollte, ſich je-

Digitized by Google

doch jedesmal bezwang und hartnäckig den Blick zu Boden gesenkt hielt.

»Hören Sie, Fürst«, sagte sie plötzlich lauter. »Hören Sie, Fürst...«

»Warum wenden Sie sich von mir ab, warum sehen Sie mich nicht an, was soll diese ganze Komödie?« rief er geärgert, da ihm die Geduld riß.

Sie aber schien ihn überhaupt nicht zu hören.

»Hören Sie, Fürst«, wiederholte sie zum drittenmal mit fester Stimme und mit einem unangenehmen, geschäftigen Ausdruck im Gesicht. »Als Sie mir damals in der Equipage sagten, die Heirat werde jetzt öffentlich bekanntgemacht werden, da erschrak ich schon damals, weil dann das Geheimnis doch aufhören würde. Jetzt aber weiß ich gar nicht mehr ... Ich habe die ganze Zeit gedacht, und sehe nun deutlich, daß ich nicht dazu tauge. Zu putzen würde ich mich schon verstehen, zu empfangen schließlich auch: als ob es wunder wie schwer wäre, zu einer Tasse Tee einzuladen, besonders wenn man noch Diener in Livree hat! Aber immerhin, wenn man so von der Seite sehen wird... Ich habe damals, am Sonntag vormittag, vieles in jenem Hause gesehen. Dieses hübsche Fräulein hat mich die ganze Zeit angesehen, besonders als Sie eintraten. Das waren doch Sie, der eintrat, nicht? Ihre Mutter war nur eine drollige alte Dame. Mein Lebädkin hat sich auch ausgezeichnet. Um nicht über ihn lachen zu müssen, hab' ich immer zur Zimmerdecke hinaufgeschaut, schön war sie da bemalt! Seine Mutter aber müßte nur Äbtissin sein. Ich fürchte mich vor ihr, wenn sie mir auch den schwarzen Schal geschenkt hat. Die haben mich damals wohl alle nur als Überraschung empfunden; das kränkt mich ja nicht, nur saß ich dort so und dachte bei

Digitized by Google

mir: was bin ich denn für die hier für eine Verwandte? Ich weiß wohl, von einer Gräfin verlangt man nur seelische Eigenschaften – denn für die wirtschaftlichen hat sie doch viele Diener – und dann noch so ein bißchen gesellschaftliche Koketterie, damit sie ausländische Gäste zu empfangen versteht. Aber trotzdem, damals am Sonntag sahen sie mich doch ganz ohne Vertrauen an. Nur Daſcha ist ein Engel. Ich fürchte sehr, daß sie ihn irgendwie mit einer unvorsichtigen Bemerkung über mich kränken könnten.«

Stawrogin verzog den Mund.

»Fürchten Sie sich nicht und machen Sie sich keine Sorgen«, sagte er.

»Aber das machte mir ja auch nichts aus, selbst wenn er sich meinetwegen ein wenig schämen sollte, denn es wäre doch immer mehr Mitleid als Schande dabei, denke ich – freilich, je nach dem, wie der Mensch selbst ist. Denn er weiß doch, daß eher ich sie bemitleiden kann, nicht aber sie mich.«

»Sie haben sich wohl sehr gekränkt gefühlt, Marja Timofejewna?«

»Wer, ich? Nein.« Sie lachte gutmütig. »Nicht ein bißchen. Ich sah mir damals nur alle so an und dachte so bei mir: alle ärgert ihr euch, alle seid ihr entzweit; nicht einmal zusammenzukommen und von Herzen zu lachen verstehen sie. So viel Reichtum, und dabei so wenig Fröhlichkeit – traurig war mir das alles. Übrigens, jetzt tut mir niemand leid, außer mir selbst.«

»Ich hörte, Sie hätten mit Ihrem Bruder ein schlechtes Leben gehabt, ohne mich?«

»Wer hat Ihnen das gesagt? Unsinn! Jetzt ist es viel schlechter: jetzt sind die Träume schlecht, und schlecht sind

Digitized by Google

die Träume deshalb geworden, weil Sie angekommen sind. Sie aber, fragt es sich, warum sind Sie denn hergekommen, sagen Sie das doch gefälligst!«

»Wollen Sie nicht wieder ins Kloster gehen?«

»So, das ahnte ich ja, daß man mir wieder das Kloster vorschlagen wird! Als ob euer Kloster da Gott weiß was für ein Wunderding wäre! Und warum soll ich denn wieder ins Kloster gehen, und womit soll ich denn jetzt noch dorthin? Jetzt bin ich doch schon ganz und gar allein! Es ist zu spät für mich, ein drittes Leben anzufangen.«

»Sie scheinen sich über irgend etwas sehr zu ärgern, — fürchten Sie nicht schon, daß ich aufgehört haben könnte, Sie zu lieben?«

»Ach, um Sie mache ich mir ja gar keinen Kummer. Ich fürchte nur für mich, daß ich selbst aufhören könnte, jemanden sehr zu lieben.«

Sie lächelte verächtlich.

»Ich werde wohl vor ihm in etwas sehr Großem schuldig sein«, sagte sie plötzlich wie zu sich selbst. »Nur weiß ich nicht, worin ich schuldig sein könnte, und das ist nun mein ewiges Leid. Immer und immer, diese ganzen fünf Jahre, habe ich Tag und Nacht gebangt, daß ich vor ihm schuldig sein könnte. Und da bete ich denn lange und bete und denke immer an meine große Schuld vor ihm. Und nun hat es sich auch richtig herausgestellt, daß ich wahr gefühlt habe.«

»Was hat sich herausgestellt?«

»Nur fürchte ich, ob da nicht etwas von ihm aus geschieht«, fuhr sie fort, ohne auf die Frage zu antworten, die sie vielleicht überhaupt nicht gehört hatte. »Und doch, wie könnte er sich denn mit solchen Leutchen zusammentun!

Digitized by Google

Die Gräfin würde mich wohl gern verſchlingen, obſchon ſie mich in ihre Karoſſe geſetzt hat. Alle ſind ſie an der Verſchwörung beteiligt – ſollte auch er es ſein!? Sollte auch er ein Verräter ſein?« (Ihr Kinn und ihre Lippen begannen zu zittern.) »Hören Sie, haben Sie von Griſchka Otrepjeff geleſen, dem falſchen Demetrius, der in ſieben Kathedralen verflucht ward?«

Stawrogin ſchwieg.

»Aber ja, jetzt werde ich mich zu Ihnen wenden und werde Sie anſehen«, entſchloß ſie ſich plötzlich. »Wenden Sie ſich auch zu mir und ſehen Sie mich an, aber recht aufmerkſam: ich will mich zum letztenmal überzeugen.«

»Ich ſehe Sie ſchon lange an.«

»Hm!« ſagte Marja Timofejewna und betrachtete ihn angeſtrengt.

»Viel dicker ſind Sie geworden...«

Sie wollte noch etwas ſagen, doch plötzlich ergriff der frühere Schreck ſie wieder und zum drittenmal fuhr ſie mit geradezu entſetztem Geſicht zurück und erhob dabei wieder wie zur Abwehr die Hand.

»Was haben Sie nur, was fehlt Ihnen?« rief Stawrogin wütend.

Doch der Schreck dauerte nur einen Augenblick; ihr Geſicht verzog ſich zu einem ſonderbaren, mißtrauiſchen, unangenehmen Lächeln.

»Ich bitte Sie, Fürſt, ſtehen Sie auf und treten Sie ein«, ſagte ſie plötzlich ſehr beſtimmt und mit feſter Stimme.

»Wie, eintreten? Wohin eintreten?«

»Dieſe ganzen fünf Jahre habe ich mir immer nur vorgeſtellt, wie das ſein wird, wenn Er eintritt. Stehen Sie auf und gehen Sie ins andere Zimmer, hinter die Tür. Ich

Digitized by Google

werde dann hier ſitzen, als erwartete ich nichts, und werde ein Buch in die Hand nehmen. Und plötzlich treten Sie dann ein, nach fünf Jahren, und ſind von der Reiſe zurückgekehrt. Ich möchte ſehen, wie das ſein wird.«

Stawrogin knirſchte mit den Zähnen und murmelte etwas Unverſtändliches.

»Genug«, ſagte er und ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch. »Ich bitte Sie, Marja Timofejewna, mich jetzt anzuhören. Haben Sie die Güte, Ihre ganze Aufmerkſamkeit zuſammenzunehmen, wenn Sie es können. Sie ſind doch nicht total verrückt!« entfuhr es ihm in der Gereiztheit. »Morgen werde ich unſere Ehe bekanntmachen. Sie werden nie in Schlöſſern wohnen – faſſen Sie ſich, bitte! Wollen Sie nun mit mir zuſammenwohnen, das ganze Leben, aber nur ſehr weit von hier? Das wäre in der Schweiz, in den Bergen, dort gibt es einen Ort... Beunruhigen Sie ſich nicht, ich werde Sie niemals verlaſſen, oder in eine Irrenanſtalt ſtecken. Geld werde ich noch genug haben, um nicht für uns betteln zu müſſen. Sie werden ein Dienſtmädchen haben; Sie werden keine einzige Arbeit zu verrichten brauchen. Alles, was Sie innerhalb der Grenzen des Möglichen wünſchen, wird Ihnen verſchafft werden. Sie werden beten und tun können, was Sie wollen, und gehen können, wohin Sie wollen. Ich werde Sie nicht anrühren. Und auch ich werde dieſen Ort nie mehr verlaſſen. Wenn Sie wollen, werde ich das ganze Leben lang kein Wort mit Ihnen ſprechen, oder, wenn Sie wollen, ſo erzählen Sie mir abends, wie damals in Petersburg in den Winkeln, Ihre kleinen Geſchichten. Oder ich kann Ihnen auch vorleſen, wenn Sie zum Zuhören Luſt haben. Aber dafür das ganze Leben ſo an einem einzigen Ort – und es iſt ein düſterer Ort. Wollen

Digitized by Google

Sie? Können Sie sich entschließen? Und werden Sie es auch nie bereuen, werden Sie mich nie peinigen mit Tränen und Verwünschungen?«

Sie hatte ihm mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zugehört, darauf schwieg sie lange und dachte nach.

»Unwahrscheinlich kommt mir das alles vor«, sagte sie endlich spöttisch und launisch. »So könnte ich ja womöglich noch vierzig Jahre in jenen Bergen leben.«

Sie begann zu lachen.

»Nun, dann leben wir eben noch vierzig Jahre«, sagte er mit stark gerunzelter Stirn.

»Hm!... Um keinen Preis fahre ich dorthin.«

»Sogar mit mir nicht?«

»Wer sind Sie denn, daß ich mit Ihnen fahren sollte? Vierzig Jahre nacheinander mit ihm auf einem Berge sitzen – hört doch, womit er mir kommt! Was doch die Menschen heutzutage geduldig geworden sind! Aber nein, es kann doch nicht sein, daß ein Falke zum Uhu ward. Nicht so ist mein Fürst!« und sie hob stolz und triumphierend den Kopf.

Da war es ihm, als ginge ihm plötzlich etwas auf.

»Warum nennen Sie mich Fürst und... für wen halten Sie mich überhaupt?« fragte er schnell.

»Wie? Sind Sie denn kein Fürst?«

»Ich bin niemals Fürst gewesen.«

»Und das gestehen Sie mir noch, so einfach, so ganz offen, mir ins Gesicht, daß Sie kein Fürst sind!«

»Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich nie einer gewesen bin.«

»Mein Gott!« Sie schlug die Hände zusammen. »Alles habe ich von *seinen* Feinden erwartet, aber solche Dreistigkeit doch wirklich nicht! Lebt er überhaupt noch?« rief sie

Digitized by Google

außer ſich und rückte auf ihn zu. »Haſt du ihn getötet oder nicht, geſtehe!«

»Für wen hältſt du mich?« rief er aufſpringend und ſah ſie an mit verzerrtem Geſicht.

Aber es war ſchwer, ſie jetzt noch zu erſchrecken. Sie triumphierte bereits.

»Wer kann es denn wiſſen, was du biſt und woher du kommſt! Nur mein Herz, mein Herz hat in all dieſen fünf Jahren die ganze Intrige geahnt! Und da ſitze ich nun und wundere mich: was iſt das doch für eine blinde Eule, die heute zu mir gekommen iſt? Nein, mein Lieber, du biſt ein ſchlechter Schauſpieler, ſogar ſchlechter als mein Lebädkin. Grüße die Gräfin von mir recht höflich und richte ihr aus, ſie ſolle doch einen ſchicken, der etwas gewandter iſt als du. Hat ſie dich gemietet, ſag'? Sonſt dienſt du wohl in ihrer Küche, wo ſie dich vielleicht aus Gnade und Barmherzigkeit hält! Ich durchſchaue ja euren ganzen Betrug, euch alle, bis auf den letzten durchſchaue ich!«

Er faßte ſie mit feſter Kraft am Arm, über dem Ellenbogen; ſie aber lachte ihm ins Geſicht.

»Ähnlich biſt du ihm, ja, ſehr ähnlich, vielleicht biſt du auch verwandt mit ihm, – ſchlaues Volk! Nur iſt meiner ein lichter Falke und ein Fürſt, du aber biſt eine Eule und ein Krämer! Wenn meiner will, ſo beugt er ſich vor Gott, will er aber nicht, ſo beugt er ſich auch vor Gott nicht! Dich aber hat Schatuſchka (der Gute, der Liebe, mein Täubchen Schatuſchka!) ins Geſicht geſchlagen, wie Lebädkin erzählte. Und warum wurdeſt du damals ſo feig, als du hereinkamſt? Was ſchreckte dich denn? Wie ich es ſah, dein gemeines Geſicht, als ich fiel und du mich auffingſt – da kroch es mir wie ein Wurm ins Herz: das iſt nicht er,

Digitized by Google

denke ich, nicht er! Würde sich doch mein Falke meiner nie vor einem vornehmen Fräulein geschämt haben! O Gott! Machte mich doch schon der Gedanke glücklich, in diesen ganzen fünf Jahren, daß mein Falke dort irgendwo hinter den Bergen lebt und fliegt und die Sonne schaut... Sag', Usurpator, hast du viel genommen? Hast wohl für großes Geld eingewilligt? Ich hätte dir keinen Groschen gegeben! Ha–ha–ha! Ha–ha–ha!...«

»Idiotin!« knirschte Stawrogin, der sie immer noch am Arm gepackt hielt.

»Fort, Usurpator!« rief sie plötzlich befehlend. »Ich bin meines Fürsten Frau und fürchte mich nicht vor deinem Messer!«

»Messer!«

»Ja, Messer! Du hast ein Messer in der Tasche. Du glaubtest wohl, ich schlief, aber ich habe alles gesehen: als du vorhin eintratest, zogst du ein Messer hervor!«

»Was hast du gesagt, Unglückliche, was träumst du für Träume!« schrie er sie an und stieß sie aus aller Kraft von sich fort, so daß sie sogar schmerzhaft mit dem Kopf und den Schultern an die Sofalehne schlug.

Er stürzte hinaus; sie aber sprang sofort auf und lief ihm hinkend und humpelnd nach, doch erst auf der kleinen Treppe, wo sie von dem erschreckten Lebádkin mit aller Gewalt zurückgehalten wurde, gelang es ihr noch, ihm kreischend und mit Gelächter durch die Finsternis nachzurufen:

»Der falsche Demet–rius ward ver–flucht!«

Digitized by Google

Ein Meſſer, ein Meſſer!« wiederholte Stawrogin immer wieder in unſtillbarem Haß, während er mit großen Schritten in den Straßenſchlamm und die Regenpfützen trat, ohne auf den Weg zu achten. Und plötzlich, auf Augenblicke, erfaßte ihn eine unbändige Luſt zu lachen, laut und toll; aber aus irgendeinem Grunde bezwang er ſich und unterdrückte das Lachen. Er kam erſt wieder zu ſich, als er ſchon auf der Brücke war, gerade an der Stelle, wo ihn vorhin Fedjka angeredet hatte. Und dieſer ſelbe Fedjka wartete hier auch jetzt, zog, als er Stawrogin erblickte, die Mütze, grinſte heiter, und ſchloß ſich ihm, keck und luſtig losplaudernd, wieder ohne Bedenken an. Stawrogin ging zunächſt unverändert weiter, ja, er achtete gar nicht darauf, vernahm nicht einmal, was der Strolch, der ſich ihm wieder zugeſellt hatte, da ſchwatzte. Auf einmal fiel ihm aber ein – und er wunderte ſich darüber – daß ihm dieſer Zuchthäusler gerade in der Zeit gar nicht in den Sinn gekommen war, als er ſelbſt innerlich in einem fort »Ein Meſſer, ein Meſſer!« gemurmelt hatte.

Und plötzlich packte er ihn blitzſchnell am Kragen und riß ihn aus aller Kraft mit der ganzen in ihm angeſammelten Wut zu Boden, daß er nur ſo auf die Brücke krachte. Einen Augenblick gedachte dieſer wohl ſich zu wehren, ſagte ſich aber ſofort, daß er gegen einen ſolchen Gegner, der ihm zudem noch ſo überraſchend zuvorgekommen war, ungefähr wie ein Strohhälmchen unmöglich aufkommen konnte. Und ſo verharrte er denn, halb kniend zu Boden gedrückt, die Ellenbogen auf den Rücken geriſſen, wie ihn Stawrogin hielt, lautlos und reglos, ſogar ohne den geringſten Wider-

Digitized by Google

ſtand auch nur zu verſuchen, und wartete ruhig in ſchlauer Klugheit ab, was nun kommen werde. Ja, wie es ſchien, glaubte er überhaupt nicht an eine ernſte Gefahr für ſich.

Und er täuſchte ſich nicht. Stawrogin hatte ſich zwar ſchon mit der linken Hand das Halstuch abgeriſſen, um ſeinen Gefangenen zu binden, doch plötzlich, Gott weiß weshalb, gab er es auf und ſtieß ihn nur von ſich. Im Augenblick ſtand Fedjka auf den Füßen, wandte ſich um, und ein kurzes, breites Meſſer blitzte in ſeiner Hand.

»Fort das Meſſer! Steck es ſofort ein! Sofort!« befahl Stawrogin mit ungeduldiger Geſte – und das Meſſer verſchwand ebenſo ſchnell, wie es aufgetaucht war.

Nikolai Wſſewolodowitſch ging darauf wieder ſtumm und ohne ſich umzuſehen weiter: aber der hartnäckige Verbrecher folgte ihm doch – diesmal freilich ohne zu ſchwatzen, vielmehr in reſpektvoller Entfernung, einen ganzen Schritt hinter ihm. So gingen ſie über die ganze Brücke und kamen ans Ufer, wo Stawrogin diesmal nach links bog, in eine lange, öde Gaſſe, denn das war ein näherer Weg zur inneren Stadt, als der über die Bogojawlenskſtraße.

»Iſt es wahr, man ſagt, du hätteſt hier in der Umgegend in dieſen Tagen eine Kirche geplündert?« fragte Stawrogin plötzlich.

»Gnädiger Herr, eigentlich ging ich zuerſt nur hin, um zu beten«, antwortete Fedjka geſetzt und höflich, und als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre. Ja, nicht nur geſetzt, ſondern geradezu würdevoll ſagte er es, und von der früheren »freundſchaftlichen« Familiarität war auch nicht eine Spur mehr zu bemerken. Er war in dieſem Augenblick ganz wie ein ernſter, ſachlicher Menſch, den man grundlos gekränkt hat, der aber auch Kränkungen zu vergeſſen verſteht.

Digitized by Google

»Doch wie mich da unſer Herrgott hingeführt hatte,« fuhr er fort, »ach, du himmliſches Gnadenkraut, denke ich! Nur von wegen meiner Verwaiſtheit iſt ja das alles geſchehen, denn in unſerem Leben geht's nu mal gar nich ohne Unterſtützung. Und ſehen Sie, glauben Sie mir, gnädiger Herr, zu ſeinem eigenen Nachteil hat der Herr mich hingeführt: hab' für die Sachen im ganzen nur zwölf Rubelchen bekommen. Des heiligen Nikolai ſilbernes Kinnband aber iſt faſt auf den Kauf gegangen: ſemiliert, ſagte man.«

»Du haſt vorher den Wächter erſtochen?«

»Nee, das heißt, wir haben's ja beide gemacht, der Wächter und ich, und dann erſt, am Morgen, am Flüßchen, kam's zum Streit, wer den Sack tragen ſollte. Da ſündigte ich, erleichterte ihn ein klein wenig.«

»Erſtich noch, ſtiehl noch!«

»Ganz dasſelbe rät mir auch Pjotr Stepanowitſch, mit genau denſelben Worten, da er mir ſelber nie nich was geben will, denn er iſt halt geizig und hartherzig in Fragen wie Unterſtützung. Außerdem, daß er an den himmliſchen Schöpfer, der uns doch alleſamt aus einem Erdkloß gemacht hat, nich für eine Kopeke glaubt. Er ſagt, alles hat die Natur gemacht, ſogar jedes letzte Tier, und überdies begreift er ſchon ganz und gar nich, daß uns in unſerem Leben ohne milde Unterſtützung überhaupt nichts möglich iſt. Fängſt du ihm was zu erklären an, glotzt er wie ein Schaf ins Waſſer: nur ſo wundern kannſt du dich über ihn. Aber werden Sie es wohl glauben, gnädiger Herr, beim Hauptmann Lebädkin beiſpielsweiſe, wo Sie ſoeben beſuchten, da kam's vor, als er noch vor Ihnen bei Filippoff wohnte, daß die Tür die ganze Nacht unverſchloſſen ſteht, ſchläft ſelbſt vollgeſoffen wie ein Fiſch, und das Geld, das

Digitized by Google

kullert man ſo aus allen Taſchen auf die Diele. 's kam vor, daß man's mit eigenen leibhaftigen Augen ſah, denn nach unſerer Meinung, daß man ohne milde Unterſtützung was könnte, daran iſt ſchon gar nich zu denken...«

»Wie das, mit eigenen Augen? Biſt du etwa in der Nacht hingegangen?«

»Vielleicht bin ich auch hingegangen, nur weiß das niemand nich.«

»Warum haſt du ihn denn nicht erſtochen?«

»Hab' erſt nachgezählt und mich dann bedacht. So wußte ich denn, daß ich immer hundertfünfzig Rubel rausnehmen kann, aber warum ſoll ich denn das, wenn ich ganze tauſendfünfhundert kriegen kann, wenn ich nur eben jetzt ein wenig warte? Denn Hauptmann Lebädkin hat immer ſehr auf Sie gebaut, hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, wenn er voll war, und es gibt hier überhaupt keine Schenke mehr, wo er nich dasſelbe genau ſo wiederholt hat. Das hab' ich auch noch von anderen gehört, und ſo begann ich nun gleichfalls, meine ganze Hoffnung auf den gnädigen Herrn zu ſetzen. Ich bin wirklich zu Ihnen, gnädiger Herr, wie zu meinem Vater oder leiblichen Bruder, denn Pjotr Stepanowitſch wird darüber niemals was von mir zu hören bekommen und auch ſonſt keine einzige Seele. Alſo deshalb meine ich, der gnädige Herr könnte mir doch wirklich jetzt mit drei Rubelchen wohlwollen? Wenn der gnädige Herr mir nur ſomit klar zu verſtehen geben wollte, damit ich dann die Wahrheit weiß, denn für unſereins iſt's nun einmal ohne milde Unterſtützung ganz und gar unmöglich.«

Da lachte Stawrogin laut auf, zog aus der Taſche ſein Portemonnaie, in dem an fünfzig Rubel in kleineren Scheinen waren, und warf einen Schein aus dem Paket ihm zu,

Digitized by Google

dann noch einen, dann einen dritten, vierten, fünften. Fedjka fing sie in der Luft auf, sprang hin und her, die Banknoten flatterten, fielen in den Schmutz, immer gieriger griff er nach ihnen, und immer erregter stieß er dabei ein kurzes »Ach, Ach« hervor. Schließlich schleuderte ihm Stawrogin aus voller Faust das ganze Geldpaket zu und bog, immer noch lachend, in eine Quergasse ein – diesmal allein. Der Strolch blieb zurück, rutschte fast auf den Knien im Schmutz herum und suchte nach den vom Wind verstreuten Geldscheinen, die in den Pfützen versanken, und noch eine ganze Stunde lang konnte man hören, wie er in der Dunkelheit sein kurzes »Ach, Ach!« hervorstieß.

Digitized by Google

Achtes Kapitel

Das Duell

I

Am anderen Tage um zwei Uhr nachmittags fand das Duell ſtatt. Daß dasſelbe wirklich ſo ſchnell zuſtande kam, dazu hatte vor allem der leidenſchaftliche Wunſch Artemij Pawlowitſch Gaganoffs beigetragen, ſich um jeden Preis und ſo ſchnell wie nur möglich zu ſchlagen. Er begriff die Haltung ſeines Gegners nicht und war außer ſich vor Empörung. Schon einen ganzen Monat beleidigte er Stawrogin, und noch immer war es ihm nicht gelungen, dieſen zu einer Forderung zu bewegen. Dabei ſchämte er ſich im Grunde der eigenen innerſten Gründe des krankhaften Haſſes, mit dem er Stawrogin ſeit der »Masführung« ſeines Vaters verfolgte. Auch konnte er Stawrogin nicht gut zuerſt fordern, da dieſer nicht den geringſten Anlaß dazu bot – ganz abgeſehen davon, daß er ihm wegen jenes Vorfalls mit dem Vater ja bereits die allerhöflichſten Entſchuldigungen angeboten hatte. Unbegreiflich war es ihm auch, wie Stawrogin die Ohrfeige Schatoffs ſo ohne weiteres hatte hinnehmen können. Und da er ihn denn alles in allem ſchließlich für einen ausgemachten Feigling halten mußte, ſo hatte er ſich endlich entſchloſſen, den letzten, in ſeiner Frechheit ſo unerhörten Brief zu ſchreiben, der denn

Digitized by Google

auch richtig den Verhaßten zu einer Forderung bewog. In fieberhafter Ungeduld hatte Gaganoff die Antwort auf diesen Brief erwartet, hatte die Chancen berechnet, die diesmal für eine Forderung bestanden, und war am Ende geradezu verzweifelt bei dem Gedanken, daß auch jetzt vielleicht aus irgendeinem Grunde nichts daraus werden könnte. Für alle Fälle aber hatte er bereits Mawrikij Nikolajewitsch Drosdoff, seinen alten Jugendfreund, zu sich gebeten: der sollte sein Sekundant sein. So hatte denn Kirilloff, als er am Morgen um neun Uhr erschien, die beiden zusammen angetroffen. Seine Erklärungen und alle die unerhörten Zugeständnisse Stawrogins waren von Gaganoff mit einer unglaublichen Heftigkeit zurückgewiesen worden. Mawrikij Nikolajewitsch hatte, nicht wenig erstaunt, zuerst darauf eingehen wollen und schon geglaubt, es ließe sich eine Versöhnung zustande bringen. Doch als er bemerkte, daß Artemij Pawlowitsch vor Zorn geradezu erzitterte, da hatte er schnell wieder geschwiegen. Er wäre wohl überhaupt aufgestanden und fortgegangen, wenn er dem Freunde nicht bereits sein Wort gegeben hätte; so aber blieb er denn, in der Hoffnung, später vielleicht noch irgendwie vermitteln zu können. Im übrigen wurden alle Bedingungen Stawrogins von Gaganoff sofort angenommen und sogar auf einen dreimaligen Kugelwechsel erweitert – ganz gegen Kirilloffs Wunsch und Absicht, der sich durchaus dagegen wehrte, aber nichts erreichte. So blieb es denn bei diesen scharfen Abmachungen.

Das Duell selbst fand um zwei Uhr in Brykowo statt, in einem kleinen Walde zwischen Skworeschniki und der Fabrik der Gebrüder Spigulin. Der gestrige Regen hatte völlig aufgehört, aber es war feucht und windig. Niedrige,

Digitized by Google

trübe, zerrissene Wolken zogen schnell am kalten Himmel vorüber; die Bäume rauschten volltönend und mit den Wipfeln wogend und knarrten in den Stämmen; es war ein sehr trauriger Tag.

Gaganoff und Mawrikij Nikolajewitsch kamen in einem eleganten char à bancs mit zwei prachtvollen Pferden, die Artemij Pawlowitsch selbst lenkte, auf dem Kampfplatze an; auch hatten sie einen Diener mitgenommen. Fast in demselben Augenblick trafen auch Stawrogin und Kirilloff ein, jedoch nicht im Wagen, sondern reitend, und gleichfalls in Begleitung eines Dieners. Kirilloff, der in seinem Leben noch nie auf einem Pferde gesessen hatte, hielt sich steif, doch mutig im Sattel, unter dem rechten Arm den schweren Pistolenkasten, den er um keinen Preis dem Diener hatte anvertrauen wollen, während er mit der linken Hand aus Unwissenheit beständig die Zügel anzog, weswegen denn das gereizte Pferd immer heftiger mit dem Kopf schüttelte und bereits deutlich die Absicht bekundete, sich auf die Hinterbeine zu stellen – was übrigens den Reiter nicht im geringsten zu schrecken schien. Der mißtrauische Gaganoff, der sich schon beim geringsten Anlaß leicht tief gekränkt fühlte, faßte diese Ankunft hoch zu Roß als neue Beleidigung auf: waren doch die Gegner offenbar von vornherein von einem für sie günstigen Ausgang des Duells überzeugt, so daß sie es gar nicht erst für nötig gehalten hatten, auf alle Fälle einen Wagen zum Transport eines Verwundeten zur Stelle zu haben. Ganz gelb vor Ärger stieg Gaganoff aus seinem char à bancs, wobei er bemerkte, daß seine Hände zitterten. Auf Stawrogins Gruß dankte er nicht, sondern wandte sich einfach ab.

Die Sekundanten warfen das Los: es traf Kirilloffs Pi-

Digitized by Google

ſtolen. Der Wagen und die Pferde wurden mit den Dienern an den Waldrand zurückgeſchickt. Dann maßen die Sekundanten die Barriere ab, wieſen den Gegnern ihren Platz an und händigten ihnen die geladenen Piſtolen ein.

Mawrikij Nikolajewitſch war beſorgt und traurig, Kirilloff dagegen vollkommen ruhig und unbekümmert, ſehr genau in der Ausübung ſeines Amtes, doch ohne allzu geſchäftig zu ſein, kurz, er machte den Eindruck, als intereſſierte ihn die unheimliche Entſcheidung eigentlich nicht im geringſten. Stawrogin war etwas bleicher als gewöhnlich, ziemlich leicht gekleidet, in einem Mantel, und trug einen weißen Kaſtorhut. Er ſchien ſehr müde zu ſein, dann und wann flog ein düſterer Schatten über ſein Geſicht, und offenbar war es ihm nicht der Mühe wert, ſeine ſchlechte Laune zu verbergen. Am eigentümlichſten verhielt ſich jedoch Artemij Pawlowitſch Gaganoff, und ich ſehe mich ſchon aus dieſem Grunde gezwungen, über ihn ein paar Worte hinzuzufügen.

II

Artemij Pawlowitſch Gaganoff war ein großer Menſch, weiß und wohlgenährt, wie der Volksmund ſagt, ja, beinahe feiſt, etwa dreiunddreißig Jahre alt, mit blondem, anliegendem Haar und, wenn man will, ſogar hübſchen Geſichtszügen. Er war mit dem Oberſtenrang aus dem Dienſt geſchieden, doch wenn er es bis zum General gebracht hätte, ſo wäre er als ſolcher in voller Uniform eine noch imponierendere Erſcheinung geweſen, und es wäre ſehr leicht möglich, daß er im Felde einen guten Heerführer abgegeben hätte.

Zur Kennzeichnung ſeines Charakters darf nicht verſchwie-

Digitized by Google

gen werden, daß der Grund, weshalb er seinen Abschied nahm, der ihn so lange und qualvoll verfolgende Gedanke an seine »Familienschande« war: die Beleidigung seines Vaters – vor mehr als vier Jahren in unserem Klub – durch Nikolai Stawrogin. Er hielt es mit Ehre und Gewissen für unvereinbar, nach wie vor im Heer zu bleiben, und war innerlich überzeugt, daß er das Regiment und die Kameraden schände, obschon keiner von ihnen etwas von jenem Vorfall wußte. Allerdings hatte er schon früher einmal die Absicht gehabt, den Abschied zu nehmen, schon lange vor jener Beleidigung, aus einem ganz anderen Grunde, aber er hatte doch noch geschwankt und sich nicht entschließen können. Den Anstoß zu dieser ersten Absicht, den aktiven Dienst aufzugeben, oder richtiger den Anlaß zu diesem Gedanken hatte seinerzeit* – wie sonderbar das auch klingen mag – das Manifest vom 19. Februar gegeben, das die Leibeigenschaft der Bauern aufhob. Dabei verlor er, Gaganoff, als einer der reichsten Gutsbesitzer unseres Gouvernements, durch dieses Manifest noch nicht einmal so viel, und außerdem sah er die Berechtigung der humanitären Gesichtspunkte selbst ein, ja er begriff fast auch die ökonomischen Vorteile der Reform, – doch ungeachtet dessen fühlte er sich nach Erscheinen des Manifestes gleichsam persönlich beleidigt. Es war das zwar nur ein Gefühl bei ihm, beinahe unbewußt, doch vielleicht empfand er es gerade deshalb um so stärker. Bis zum Tode seines Vaters hatte er sich nicht entschließen können, etwas Entscheidendes zu tun; doch durch seinen »aristokratischen« Standpunkt wurde er in Petersburg selbst mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten bekannt, worauf er

* 1861. Siehe Anm. S. 435. E. K. R.

Digitized by Google

den Verkehr mit ihnen eifrig zu pflegen begann. Im übrigen war er ein zurückhaltender, verschlossener Mensch, der zu jenen sonderbaren, doch in Rußland noch nicht ausgestorbenen Edelleuten gehörte, die auf das Alter und die Reinheit ihres Adelsgeschlechts ungeheuer viel geben und sich damit schon gar zu ernsthaft beschäftigen. Dabei war ihm aber die Geschichte Rußlands geradezu ein Greuel, wie er denn die ganze russische Art teilweise für eine Schweinerei hielt. Schon in seiner Kindheit, als er noch in einer besonderen militärischen Schule für ausschließlich vornehme und reiche Zöglinge war, hatten sich in ihm gewisse poetische Auffassungen entwickelt: ihm gefielen Schlösser und Burgen, das mittelalterliche Leben von seiner opernhaften Seite, das Rittertum. Schon damals weinte er fast vor Scham, wenn er daran dachte, daß der Zar des alten moskowitischen Reiches die russischen Bojaren körperlich hatte strafen dürfen, und er errötete, wenn er diese Bräuche mit denen des ausländischen ritterlichen Mittelalters verglich. Dieser steife, äußerst strenge Mensch, der seinen Dienst so ausgezeichnet kannte und jede Pflicht gewissenhaft erfüllte, war im Grunde seiner Seele verträumt. Man behauptete von ihm, er könne Reden, sogar gute Reden halten – einstweilen jedoch hatte er seine ganzen dreiunddreißig Jahre lang fast nur geschwiegen, und sogar in jenem vornehmen und vielbedeutenden Petersburger Kreise, in dem er seit einiger Zeit verkehrte, hatte er sich ungewöhnlich hochmütig verhalten. Da traf ihn die Begegnung mit Stawrogin, der aus dem Auslande nach Petersburg zurückgekehrt war, und brachte ihn fast um den Verstand. So war er denn von einer geradezu krankhaften Unruhe, als er jetzt vor der Barriere stand: noch immer fürchtete er, daß das Duell auf irgendeine Weise nicht

Digitized by Google

zuſtandekommen könnte, und ſelbſt die kleinſte Verzögerung machte ihn erzittern. Ein geradezu ſchmerzhafter Ausdruck trat in ſein Geſicht, als Kirilloff, anſtatt das Zeichen zum erſten Schuß zu geben, plötzlich zu ſprechen begann, allerdings nur pflichtſchuldig, was er auch ſofort vorausſchickte.

»Nur pro forma noch ein paar Worte: jetzt, da ſchon die Piſtolen in den Händen der Duellanten ſind, frage ich zum letztenmal, ob Sie nicht wünſchen, ſich zu verſöhnen? – Die Pflicht des Sekundanten«, fügte er faſt gleichgültig hinzu.

Und wie um ſeinen Freund zu ärgern – ſo ſchien es wenigſtens Gaganoff –, begann nun auch Mawrikij Nikolajewitſch Drosdoff zu ſprechen, der bisher noch kein Wort geſagt, ſich aber ſchon ſeit dem vorigen Abend über ſeine Zuſage quälende Vorwürfe gemacht hatte. So griff er denn Kirilloffs Vorſchlag ſchnell auf.

»Ich ſchließe mich vollkommen Herrn Kirilloffs Worten an... Daß man ſich an der Barriere nicht mehr verſöhnen könne – iſt ein Vorurteil, das zu den Franzoſen paſſen mag... Und eigentlich liegt doch überhaupt keine richtige Beleidigung vor, wenigſtens vermag ich ſie nicht zu entdecken – Verzeihung, das wollte ich ſchon geſtern ſagen... es werden doch alle erdenklichen Entſchuldigungen angeboten, nicht wahr?«

Er war dabei ganz rot geworden. Selten hatte er ſo viel und in ſolcher Aufregung geſprochen.

»Ich wiederhole meine Bereitwilligkeit, alle mir möglichen Entſchuldigungen zu machen«, ſagte Stawrogin ungewöhnlich entgegenkommend.

»Wie iſt das nur möglich?!« ſchrie Gaganoff, zu Dros-

Digitized by Google

doff gewandt, außer ſich, und ſtampfte mit dem Fuß. »Erklären Sie doch dieſem Menſchen,« – er ſtieß dabei mit der Piſtole in die Richtung, in der Stawrogin ſtand – »wenn Sie mein Sekundant und nicht mein Feind ſind, Mawrikij Nikolajewitſch, daß ſolche Zugeſtändniſſe die Beleidigung nur verſtärken! Er hält es nicht für möglich, von mir beleidigt zu werden!... Er hält es für keine Schande, vor mir von der Barriere zurückzutreten! Für wen hält er mich denn nach alledem! Was glauben Sie ... und Sie ſind noch mein Sekundant! Sie regen mich nur auf, damit ich nicht treffe!«

Wieder ſtampfte er mit dem Fuß und Speichel ſpritzte von ſeinen Lippen.

»Die Unterhandlung iſt beendet. Bitte, auf das Kommando zu hören!« rief Kirilloff laut. »Eins, zwei, drei!«

Bei »drei« gingen die Gegner aufeinander zu. Gaganoff erhob ſofort die Piſtole und beim fünften oder ſechſten Schritt – ſchoß er. Eine Sekunde lang blieb er ſtehen und, nachdem er ſich überzeugt, daß er nicht getroffen hatte, ging er ſchnell zur Barriere. Auch Stawrogin trat an die Barriere, erhob die Piſtole, aber ziemlich hoch und ſchoß faſt ohne zu zielen. Darauf zog er ſein Taſchentuch hervor und umwickelte den kleinen Finger ſeiner rechten Hand. Da bemerkten erſt die anderen, daß Artemij Pawlowitſch doch nicht ganz gefehlt hatte: freilich hatte die Kugel den Finger nur geſtreift, ohne den Knochen zu berühren. Kirilloff erklärte ſofort, daß das Duell, wenn die Gegner ſich jetzt nicht verſöhnen wollten, ſeinen Fortgang nehmen könne.

»Ich behaupte, daß dieſer Menſch,« ſchrie Gaganoff heiſer (ſeine Kehle war trocken geworden), ſich wieder nur an Drosdoff wendend, und er wies von neuem mit der Piſtole

Digitized by Google

auf Stawrogin, »daß dieſer Menſch abſichtlich in die Luft geſchoſſen hat... abſichtlich!... Das iſt eine neue Beleidigung! Er will das Duell unmöglich machen!«

»Ich habe das Recht, ſo zu ſchießen, wie ich will, wenn es nur nach den Regeln geſchieht«, bemerkte Stawrogin feſt.

»Nein, das hat er nicht! Erklären Sie ihm das, erklären Sie es ihm doch!« ſchrie Gaganoff.

»Ich bin ganz der Meinung Nikolai Wſſewolodowitſchs«, ſagte Kirilloff.

»Warum ſchont er mich!?« raſte Gaganoff, ohne auf die anderen zu hören. »Ich verachte ſeine Schonung... Ich ſpucke... Ich...«

»Ich gebe mein Wort, daß ich Sie durchaus nicht beleidigen wollte«, ſagte Stawrogin ungeduldig. »Ich habe in die Luft geſchoſſen, weil ich niemanden mehr töten will, ob Sie oder einen anderen, geht Sie perſönlich nichts an. Es iſt wahr, ich halte mich nicht für beleidigt, und es tut mir leid, daß Sie das aufbringt. Ich erlaube aber keinem, ſich in mein Recht einzumiſchen.«

»Wenn er ſich vor Blut fürchtet, ſo fragen Sie ihn doch, warum er mich überhaupt gefordert hat?« brüllte Gaganoff, immer noch ausſchließlich zu Mawrikij Nikolajewitſch Drosdoff gewandt.

»Wie ſollte man Sie denn nicht fordern?« miſchte ſich Kirilloff ein. »Sie wollten doch nichts hören, wie ſollte man Sie denn los werden?«

»Ich möchte nur bemerken,« ſagte Mawrikij Nikolajewitſch, der angeſtrengt und qualvoll über die Sache nachdachte, »wenn der Gegner im voraus erklärt, er werde in die Luft ſchießen, ſo kann das Duell, meiner Meinung nach,

Digitized by Google

nicht mehr fortgesetzt werden... aus delikaten und, ich glaube ...auch klaren Gründen.«

»Ich habe durchaus nicht erklärt, daß ich jedesmal in die Luft schießen werde!« rief Stawrogin, der nun wirklich die Geduld verlor. »Wie können Sie wissen, was ich im Sinne habe und wie ich zum zweitenmal schießen werde... Ich mache das Duell keineswegs unmöglich.«

»Wenn dem so ist, kann das Duell seinen Fortgang nehmen«, wandte sich Mawrikij Nikolajewitsch an Gaganoff.

»Meine Herren, nehmen Sie Ihre Plätze ein!« kommandierte Kirilloff.

Sie stellten sich auf, gingen wieder aufeinander zu, wieder fehlte Gaganoff und wieder schoß Stawrogin in die Luft. Übrigens waren diese Schüsse in die Luft doch zweifelhaft – es ließ sich über sie streiten: Stawrogin hätte sehr wohl behaupten können, daß er, ganz wie es sich gehört, auf den Gegner gezielt habe, wenn er nicht vorher selbst das Gegenteil angekündigt hätte, denn er richtete die Pistole nicht etwa gerade auf den Himmel oder auf einen Baumwipfel, sondern immerhin so, als ziele er auf den Gegner, – wenn er auch tatsächlich einen halben Meter über dessen Hut zielte. Dieses zweite Mal hatte er sogar ein noch niedrigeres, noch täuschenderes Ziel genommen; doch Gaganoff wäre jetzt wohl überhaupt nicht mehr zu überzeugen gewesen.

»Wieder!« knirschte er ingrimmig. »Einerlei! Ich bin gefordert und werde von meinem Recht Gebrauch machen! Ich will zum drittenmal schießen... unbedingt!...«

»Dazu haben Sie das volle Recht«, schnitt ihm Kirilloff das Wort ab.

Mawrikij Nikolajewitsch sagte nichts. Zum drittenmal wurden sie aufgestellt, zum drittenmal wurde kommandiert.

Digitized by Google

Diesmal schritt Gaganoff bis zur Barriere, und von dort, auf zwölf Schritt Distanz, begann er zu zielen. Doch seine Hände zitterten zu sehr, um richtig zielen zu können. Stawrogin stand mit gesenkter Pistole und erwartete regungslos den Schuß des Gegners.

»Zu lange, zu lange gezielt!« rief Kirilloff schließlich ungestüm. »Schießen Sie! Schießen Sie!«

Der Schuß ertönte, und diesmal riß die Kugel Stawrogins weißen Hut vom Kopfe. Gaganoff hatte gut gezielt, der Hutboden war ganz unten durchschossen; nur zwei Zentimeter niedriger und alles wäre zu Ende gewesen. Kirilloff hob den Hut auf und reichte ihn Stawrogin.

»Schießen Sie, halten Sie den Gegner nicht auf!« rief Mawrikij Nikolajewitsch in ungewöhnlicher Erregung, als er sah, daß Stawrogin, der mit Kirilloff den Hut betrachtete, seinen dritten Schuß gleichsam vergessen hatte.

Stawrogin zuckte zusammen, blickte auf Gaganoff, wandte sich dann zur Seite und schoß diesmal schon ohne jedes Zartgefühl einfach in den Wald hinein. Das Duell war beendet. Gaganoff stand wie erstarrt. Mawrikij Nikolajewitsch trat zu ihm und sprach etwas, doch er schien ihn gar nicht zu verstehen. Kirilloff zog den Hut, als er fortging, und nickte Mawrikij Nikolajewitsch zu; doch Stawrogin vergaß jetzt die Höflichkeit, die er vorhin bezeugt hatte; nach seinem letzten Schuß in den Wald, drückte er Kirilloff die Pistole in die Hand und ging, ohne sich auch nur einmal zur Barriere zu wenden, schnell zu den Pferden. Sein Gesicht drückte Wut aus; er schwieg. Auch Kirilloff schwieg. Sie bestiegen die Pferde und ritten im Galopp davon.

Digitized by Google

Warum ſchweigen Sie?« rief Stawrogin ungeduldig Kirilloff zu, kurz bevor ſie das Haus erreichten.

»Was wollen Sie?« fragte dieſer, faſt vom Pferde rutſchend, da es ſich bäumte.

Stawrogin bezwang ſich.

»Ich wollte ihn nicht beleidigen, dieſen... Dummkopf, und doch habe ich es wieder getan«, ſagte er langſam.

»Ja, Sie haben ihn wieder beleidigt,« ſagte Kirilloff trocken, – »und dabei iſt er gar kein Dummkopf.«

»Immerhin habe ich alles getan, was ich konnte.«

»Nein.«

»Was hätte ich denn tun ſollen?«

»Nicht fordern.«

»Noch einen Schlag ins Geſicht ertragen?«

»Ja, noch einen Schlag ertragen.«

»Ich fange an nichts mehr zu begreifen!« ſagte Stawrogin geärgert. »Warum erwartet man von mir, was man ſonſt von niemandem erwartet? Warum ſoll ich ertragen, was ſonſt niemand erträgt, und mir Bürden aufladen, die keiner tragen kann?«

»Ich glaube, Sie ſuchen eine Bürde.«

»Ich ſuche eine Bürde?«

»Ja.«

»Sie... haben das bemerkt?«

»Ja.«

»Iſt das ſo bemerkbar?«

»Ja.«

Sie ſchwiegen. Stawrogin ſah beſorgt aus, faſt erſchreckt.

Digitized by Google

»Ich habe nur deshalb nicht auf ihn geschossen, weil ich nicht töten wollte, und das war alles, ich versichere Sie«, sagte er schnell und erregt, als wollte er sich rechtfertigen.

»Es war nicht nötig, zu beleidigen.«

»Was hätte man denn tun sollen?«

»Man hätte töten sollen.«

»Es tut Ihnen leid, daß ich ihn nicht erschossen habe?«

»Mir tut gar nichts leid. Ich glaubte, Sie wollten ihn wirklich erschießen. Sie wissen selbst nicht, was Sie suchen.«

»Ich suche eine Bürde«, lachte Stawrogin auf.

»Wenn Sie nicht Blut vergießen wollten, warum gaben Sie sich denn selbst dazu her?«

»Wenn ich ihn nicht gefordert hätte, so wäre ich von ihm so erschlagen worden, ohne Duell.«

»Das ist nicht Ihre Sache. Vielleicht hätte er auch nicht erschlagen.«

»Sondern nur geschlagen?«

»Nicht Ihre Sache. Tragen Sie die Bürde. Sonst gibt es keinen Lohn.«

»Aus dem mache ich mir gerade was! Habe ihn noch bei niemandem gesucht!«

»Ich glaubte, Sie suchten«, schloß Kirilloff unglaublich kaltblütig.

Sie ritten auf den Hof.

»Kommen Sie zu mir?« lud ihn Stawrogin ein.

»Nein, ich gehe nach Haus. Leben Sie wohl.«

Er stieg aus dem Sattel und nahm seinen Kasten unter den Arm.

»Aber wenigstens Sie ärgern sich doch nicht über mich?« fragte Stawrogin und hielt ihm die Hand hin.

»Nicht im geringsten!« Kirilloff kehrte sofort zurück, um

Digitized by Google

ihm die Hand zu drücken. »Wenn meine Bürde mir leicht ist, so ist es, weil das von Natur so ist, und wenn Ihre Bürde Ihnen vielleicht schwerer ist, so kommt das auch, weil die Natur so ist. Sehr zu schämen braucht man sich deshalb nicht, nur ein wenig.«

»Ich weiß, daß ich ein nichtiger Charakter bin, aber ich dränge mich ja auch nicht unter die Starken.«

»Tun Sie's auch nicht. Sie sind kein starker Mensch. Kommen Sie wieder Tee trinken.«

Stawrogin trat verwirrt und erregt bei sich ein.

IV

Alexei Jegorowitsch meldete ihm sofort, daß Warwara Petrowna, die sich über den Spazierritt Nikolai Wsse-wolodowitschs – den ersten nach acht Tagen Krankheit – sehr gefreut hatte, nun gleichfalls ausgefahren sei, »so wie früher alle Tage, um wieder einmal frische Luft zu atmen, dieweil sie es seit acht Tagen nicht mehr getan haben.«

»Ist sie allein gefahren oder mit Darja Pawlowna?« unterbrach Stawrogin den alten Diener hastig, und sein Gesicht verdüsterte sich sehr, als er hörte, daß Darja Pawlowna »krankheitshalber vorgezogen haben, nicht mitzufahren und sich augenblicklich in ihren Zimmern befinden«.

»Höre, Alter,« sagte er, wie nach einem plötzlichen Entschluß, »paß auf sie heute den ganzen Tag auf, und wenn du bemerkst, daß sie zu mir kommen will, so halte sie zurück und sag' ihr, daß ich sie nicht empfangen kann, wenigstens in diesen Tagen nicht... daß ich sie selbst darum bitten lasse... und wenn es Zeit sein wird, werde ich sie selbst rufen – hörst du?«

Digitized by Google

»Zu Befehl«, ſagte Alexei Jegorowitſch mit Kummer in der Stimme und ſenkte die Augen.

»Aber nicht früher, als bis du ſicher biſt und genau ſiehſt, daß ſie zu mir kommen will.«

»Der gnädige Herr können unbeſorgt ſein, es wird alles ſo gemacht werden. Durch mich ſind bis jetzt auch alle Beſuche ermöglicht worden, ſie haben ſich immer an mich gewandt.«

»Ich weiß. Alſo nicht früher, als bis ſie ſelbſt kommt. Und jetzt bring mir Tee, wenn es geht, möglichſt ſchnell.«

Kaum hatte der Alte das Zimmer verlaſſen, als dieſelbe Tür ſich wieder öffnete und Darja Pawlowna auf der Schwelle erſchien. Ihr Blick war ruhig, doch das Geſicht bleich.

»Woher kommen Sie?« rief Stawrogin.

»Ich ſtand an der Tür und wartete, bis er hinausging, um dann bei Ihnen einzutreten. Ich habe gehört, was Sie ihm aufgaben. Als er fortging, verſteckte ich mich hinter den Mauervorſprung rechts, und ſo hat er mich nicht bemerkt.«

»Ich wollte ſchon lange mit Ihnen brechen, Daſcha... ſo lange... es noch Zeit iſt. Ich konnte Sie heute Nacht nicht empfangen, trotz Ihrer brieflichen Bitte. Ich wollte Ihnen gleichfalls ſchreiben, aber ich verſtehe nicht zu ſchreiben«, fügte er mit Ärger und ſogar wie angeekelt hinzu.

»Auch ich habe bereits daran gedacht, daß wir brechen müſſen. Warwara Petrowna argwöhnt ſchon zu ſehr unſere Beziehungen.«

»Nun, mag ſie doch.«

»Sie ſoll ſich nicht beunruhigen. Und ſo bleibt es denn jetzt bis zum Ende?«

»Sie erwarten immer noch unbedingt ein Ende?«

Digitized by Google

»Ja, ich bin überzeugt, daß es kommen wird.«

»Auf der Welt hat nichts ein Ende.«

»Hier aber wird es ein Ende geben. Rufen Sie mich dann, ich werde kommen. Und jetzt leben Sie wohl.«

»Und was für ein Ende wird denn das sein?« fragte Stawrogin halb lachend.

»Sie sind nicht verwundet und... haben auch kein Blut vergossen?« fragte sie, ohne auf die Frage nach dem Ende zu antworten.

»Es war dumm; ich habe niemanden getötet, beunruhigen Sie sich nicht. Übrigens werden Sie heute noch alles von allen hören. Ich fühle mich nicht ganz wohl.«

»Ich gehe schon. Die Anzeige der Heirat wird heute nicht erfolgen?« fragte sie noch wie unschlüssig.

»Heute nicht; morgen nicht... übermorgen – sind wir vielleicht alle tot,... um so besser. Lassen Sie mich, lassen Sie mich doch endlich!«

»Sie werden die andere nicht zugrunde richten... die Wahnsinnige?«

»Ich werde keine Wahnsinnige zugrunde richten, weder die eine noch die andere, aber ich glaube, die Vernünftige richte ich zugrunde: ich bin so gemein, so niedrig, Dascha, daß ich Sie vielleicht wirklich rufen werde – ‚ganz zum Schluß', wie Sie sagen, und Sie werden dann, trotz Ihrer Vernunft, zu mir kommen. Warum richten Sie sich selbst zugrunde?«

»Ich weiß, daß zum Schluß nur ich bei Ihnen bleiben werde und... ich warte darauf.«

»Wenn ich Sie aber zum Schluß nicht rufe und von Ihnen fortlaufe?«

»Das ist unmöglich, Sie werden mich rufen.«

Digitized by Google

»Darin liegt viel Verachtung für mich.«

»Sie wiſſen, daß nicht nur Verachtung...«

»Alſo iſt Verachtung immerhin dabei?«

»Ich wollte es nicht ſo ſagen. Gott iſt mein Zeuge, daß ich von Herzen wünſchte, Sie hätten mich niemals nötig.«

»Die eine Phraſe iſt die andere wert. Auch ich wünſchte, Sie nicht zugrunde zu richten.«

»Niemals und durch nichts werden Sie mich zugrunde richten können – und das wiſſen Sie ja ſelbſt am beſten«, ſagte Darja Pawlowna ſchnell und überzeugt. »Wenn ich nicht zu Ihnen komme, ſo werde ich barmherzige Schweſter, Krankenwärterin. Oder werde als Büchertrödlerin Bibeln verkaufen. Das habe ich beſchloſſen. Ich kann nicht in ſolchen Häuſern leben, wie dieſes hier. Nicht das iſt es, was ich will... Sie wiſſen alles... –«

»Nein, ich habe es nie erfahren können, was Sie wollen; ich glaube, Sie intereſſieren ſich für mich, wie zuweilen alte Krankenwärterinnen aus irgendeinem Grunde einen Pflegling den anderen vorziehen, oder, noch beſſer, wie auf unſeren Kirchhöfen die betenden Greiſinnen von den vielen Leichen ſich eine etwas anſehnlichere ausſuchen, die ſie dann beſonders in ihr Herz ſchließen*. Warum ſehen Sie mich ſo ſonderbar an?«

»Sind Sie ſehr krank?« fragte ſie teilnehmend und ſah ihn dabei ganz eigentümlich nachdenklich und forſchend an. »Gott! Und dieſer Menſch will ohne mich auskommen!«

»Hören Sie, Daſcha, ich ſehe jetzt immer Geſpenſter. Heute nacht bot ſich mir ein kleiner Teufel auf der Brücke

* Nach altruſſiſchem Brauch werden Leichen in offenem Sarge auf den Kirchhof getragen, wo der Sarg erſt vor der Verſenkung in die Gruft geſchloſſen wird. E. K. R.

Digitized by Google

an, – erbot sich, Lebädkin und Marja Timofejewna zu ermorden, um meiner gesetzlichen Ehe ein Ende zu machen, und so, daß nichts ruchbar wird. Als Handgeld verlangte er nur drei Rubel, doch gab er deutlich zu verstehen, daß die ganze Operation nicht weniger als tausendfünfhundert kosten werde. Das war mir mal ein gut berechnender Teufel! Ein Buchhalter! Ha–ha!«

»Und Sie sind fest überzeugt, daß es ein Gespenst war?«

»O nein, durchaus kein Gespenst! Das war ganz einfach der entsprungene Zuchthäusler Fedjka, ein sibirischer Sträfling und Raubmörder. Doch das ist Nebensache. Aber was glauben Sie, daß ich getan habe? Ich habe ihm das ganze Geld aus meinem Portemonnaie hingeworfen, und er ist jetzt vollkommen überzeugt, daß ich ihm damit das Handgeld gezahlt habe!«

»Sie haben ihn in der Nacht getroffen und er hat Ihnen diesen Vorschlag gemacht? Ja, sehen Sie denn wirklich nicht, daß Sie von dem Netz jener Leute schon vollständig umstrickt sind?«

»Nun, mögen sie. Aber soll ich Ihnen sagen, was für eine Frage sich jetzt in Ihnen dreht und windet? – ich sehe sie in Ihren Augen«, fügte er gereizt mit bösem Lächeln hinzu.

Dascha erschrak:

»Gar keine Frage und es gibt da überhaupt keinen Zweifel, schweigen Sie!« rief Sie in Unruhe, die Frage gleichsam von sich fortscheuchend.

»Sie sind also überzeugt, daß ich nicht zu Fedjka in die Kneipe gehen werde?«

»O Gott!« Sie erhob die Hände. »Warum quälen Sie mich so?«

Digitized by Google

»Nun, verzeihen Sie mir meinen dummen Scherz, offenbar habe ich mir von jenen deren ſchlechte Manieren angeeignet. Wiſſen Sie, ſeit dieſer Nacht habe ich ſo wahnſinnige Luſt zu lachen. Ich bin wie geladen mit Gelächter ...Hu! Mama iſt angekommen; ich kenne den Ruck, mit dem ihre Equipage vor dem Portal anhält.«

Daſcha ergriff ſeine Hand.

»Wird doch Gott Sie vor Ihrem Dämon bewahren und ...rufen Sie mich, rufen Sie mich dann ſchnell!«

»Oh, mein Dämon! Der iſt ja nur ein kleines, widerliches, ſkrofulöſes Teufelchen, das ſich erkältet und den Schnupfen hat, eines von den mißlungenen. Aber Sie, Daſcha, Sie wagen ja wieder nicht, etwas auszuſprechen?«

Sie ſah ihn mit Schmerz und Vorwurf an und wandte ſich zur Tür.

»Hören Sie«, rief er ihr mit boshaftem, verzerrtem Lächeln nach. »Wenn... nun, da, mit einem Wort, wenn ... Sie verſtehen ſchon, wenn ich ſelbſt zu Fedjka in die Kneipe ginge... und Sie nachher riefe, – würden Sie dann auch noch kommen, ſelbſt nach meinem Gang in die Kneipe?«

Sie ging hinaus, ohne zurückzuſehen, ohne zu antworten, das Geſicht mit den Händen bedeckt.

»Sie wird kommen, auch nach meinem Gang in die Kneipe!« murmelte er nach kurzem Nachdenken vor ſich hin, und in ſeinem Geſicht drückte ſich angewiderte Verachtung aus: – »Krankenwärterin! Hm... Doch übrigens, vielleicht brauche ich gerade das.«

Digitized by Google

Neuntes Kapitel

Alle in Erwartung

I

Die Geschichte dieses Duells wurde in unserer Gesellschaft ungemein schnell bekannt. An dem Eindruck, den sie machte, war das Bemerkenswerteste die Einstimmigkeit, mit der alle sich schon am nächsten Tage rückhaltlos für Nikolai Stawrogin erklärten. Selbst viele von seinen ehemaligen Feinden zählten sich plötzlich entschieden zu seinen Freunden.

Den Anstoß zu diesem überraschenden Umschwung der öffentlichen Meinung hatte zunächst nur eine einzige treffende Bemerkung gegeben; diese aber war von einer Persönlichkeit gemacht worden, die sich bis dahin noch nie öffentlich geäußert oder gar ihre Stellungnahme verraten hatte. So ward denn jene Bemerkung sogleich von ungeheurer Bedeutung für den größten Teil unserer Gesellschaft. Zugetragen aber hatte sich das alles folgendermaßen:

Gerade an dem Tage nach dem Duell feierte die Gemahlin des Adelsmarschalls unseres Gouvernements ihren Geburtstag. Die ganze höhere Gesellschaft war bei ihr versammelt. Unter den Gästen befand sich auch, oder richtiger, präsidierte, als Gattin unseres neuen Gouverneurs, Julija Michailowna, die in Begleitung von Lisaweta Nikolajewna

Digitized by Google

erſchienen war. Liſa war von geradezu ſtrahlender Schönheit und ſah ganz beſonders froh und glücklich aus – was freilich viele Damen ſogleich äußerſt verdächtig fanden. Hier muß ich erwähnen, daß an ihrer tatſächlichen Verlobung mit Mawrikij Nikolajewitſch eigentlich nicht mehr zu zweifeln war: auf die ſcherzhafte Frage eines alten Generals, von dem gleich noch die Rede ſein wird, antwortete Liſa ſelbſt, daß ſie Braut ſei. Und doch – wie ſonderbar das auch erſcheinen mag –: keine einzige von unſeren Damen wollte daran glauben, und alle fuhren ſie eigenſinnig fort, von einem verhängnisvollen Familiengeheimnis, von einem Roman zu munkeln, der ſich in der Schweiz abgeſpielt haben ſollte, und zwar – ich weiß nicht, weshalb – unbedingt unter Mitwirkung von Julija Michailowna. Es iſt wirklich ſchwer zu ſagen, wie alle dieſe Gerüchte ſich ſo lange und hartnäckig behaupten konnten, und warum immer wieder und unbedingt gerade Julija Michailowna in dieſe Geſchichten hineingeflochten wurde und warum man glaubte, daß ſie auch in die Geheimniſſe der Ohrfeigengeſchichte eingeweiht ſei.

So kam es denn, daß man ihr auch auf der Abendgeſellſchaft beim Adelsmarſchall, als ſie mit Liſa eintrat, ſogleich und ganz allgemein mit Spannung entgegenſah, mit Blicken, die die Erwartung deutlich verrieten. Von dem Duell wagte man noch nicht laut zu ſprechen, nur unter Bekannten tuſchelte man ſich dies und jenes zu. Es geſchah das wohl vor allem deshalb, weil man noch nicht wußte, wie ſich die Behörden zu dem Vorfall ſtellen würden. Soweit bekannt war, hatte man die beiden Duellanten bis jetzt noch völlig unbehelligt gelaſſen, und Gaganoff war, wie man wußte, ſchon am Morgen dieſes Tages auf ſein Gut Duchowo zu-

Digitized by Google

rückgekehrt, ohne vorher irgendwelchen Beläſtigungen ausgeſetzt geweſen zu ſein. Selbſtredend warteten nun alle darauf, daß endlich jemand laut davon zu ſprechen anfange und damit der allgemeinen Ungeduld und Neugier, die ſich ſo nicht äußern konnten, gewiſſermaßen die Tür öffne. Dabei rechnete man ganz beſonders auf den bereits erwähnten alten General, und richtig: man verrechnete ſich dabei nicht.

Dieſer General war eines der angeſehenſten Mitglieder unſeres Adelsklubs: Gutsbeſitzer, doch nicht ſonderlich reich, mit Anſchauungen, die in ihrer Art geradezu einzig waren, und in Damengeſellſchaft ein unverbeſſerlicher Kurmacher. Unter anderem liebte er es beſonders, auf großen Verſammlungen, ſei es nun im Klub oder in der Geſellſchaft, mit der ganzen Würde ſeines Ranges und Alters plötzlich laut gerade davon zu ſprechen, wovon alle nur ängſtlich und heimlich zu flüſtern wagten. Es war das gewiſſermaßen eine Spezialität von ihm. Und ſo tat er es denn auch diesmal wieder nach ſeiner alten Gewohnheit. – Mit Gaganoff war er irgendwie entfernt verwandt, jetzt aber entzweit; ich glaube, er prozeſſierte ſogar mit ihm. Außerdem hatte er in ſeiner Jugend ſelbſt zwei Duelle gehabt und war wegen des letzten zeitweilig als Gemeiner nach dem Kaukaſus verbannt geweſen.

Nun ließ jemand ein paar Worte über Warwara Petrowna fallen, die »nach der Krankheit« jetzt wieder ausgefahren ſei – oder eigentlich nicht gerade über ſie, ſondern mehr über den herrlichen grauen Viererzug eigener, Stawroginſcher, Zucht, mit dem ſich dies Ereignis begeben hatte. Da bemerkte plötzlich der alte General, daß er heute den »jungen Stawrogin« zu Pferde angetroffen habe... Alles verſtummte ſofort. Der General aber ſchob eine Weile lang

Digitized by Google

die Lippen hin und her, spielte mit seiner goldenen, ihm hohen Orts geschenkten Tabaksdose und sagte schließlich, die Worte wie ein Feinschmecker auseinanderziehend:

»Tut mir faktisch un–gemein leid, daß ich vor einigen Jahren nicht hier war... Hielt mich gerade in Karlsbad auf. Hm... Dieser junge Mensch in–te–ressiert mich, in der Tat, se–ehr. Es kursi–ierten ja seinerzeit die tollsten Gerüchte über ihn. Hm... Aber wie, – sollte es fak–tisch wahr sein, daß er nicht ganz, hm, zu–rechnungs–fähig ist? Hab' so etwas gehört... Jetzt aber hörte ich, ein Student habe ihn in Gegenwart seiner Kusinen beleidigt, und er soll vor ihm unter den Tisch gekrochen sein. Und nun sagt mir plötzlich Stepan Wyssotzki, daß dieser Stawro–gin sich mit diesem... Gaga–noff geschlagen hat. Und das ein–zig in der chevaleres–ken Ab–sicht, sei–ne Stirn der Kugel eines ...Toll–gewordenen zu bieten, bloß um ihn... äh... loszuwerden. Hm... Das ist so ungefähr im Stil der Garde der zwanziger Jahre. Verkehrt er übrigens hier mit jemandem?«

Der General verstummte, als erwarte er eine Antwort, und alle Blicke wandten sich, fast wie auf ein Kommando, Julija Michailowna zu.

»Das ist doch ganz erklärlich!« sagte diese gereizt, da alle gleichsam überzeugt schienen, gerade *sie* müsse jetzt etwas sagen. »Wie kann man sich darüber wundern, daß Stawrogin sich mit Gaganoff schlägt und mit dem Studenten nicht? Er konnte doch nicht seinen früheren Leibeigenen fordern!«

Bemerkenswerte Worte! Eine einfache und auf der Hand liegende Erklärung, auf die aber noch niemand verfallen war. So war sie denn auch von entscheidender Wirkung.

Digitized by Google

Alles Skandalöse, Anekdotenhafte und Kleinliche war mit einem Schlage zurückgedrängt und etwas anderes tauchte vor einem auf. Man sah plötzlich einen neuen Menschen mit Ehrbegriffen von fast idealer Strenge. Von einem Studenten, also einem gebildeten und nicht mehr leibeigenen Menschen, tödlich beleidigt, übersieht er die Beleidigung, weil der Student – sein ehemaliger Leibeigener ist. Die Gesellschaft zerreißt sich den Mund darüber und blickt mit Verachtung auf den Menschen, der einen Schlag ins Gesicht hingenommen hat: dieser aber mißachtet, übersieht einfach auch die Meinung der Gesellschaft, die ja doch zur richtigen Beurteilung der Dinge viel zu unreif ist, obschon sie sich selber stets dazu berufen fühlt.

»Und währenddessen sitzen wir hier, Iwan Alexandrowitsch, und philosophieren darüber, welches die richtigen Ehrbegriffe sind!« bemerkt in einem edlen Anfall von Selbsterkenntnis ein alter Klubherr zum anderen.

»Ja, ja, Sie haben recht, Pjotr Michailowitsch«, pflichtet ihm dieser reuig bei. »Und da schilt man noch auf die Jugend von heute!«

»Ach was, hier kann doch von der Jugend im allgemeinen überhaupt nicht die Rede sein«, sagt ein Dritter. »Die Jugend von heute hat damit nichts gemein. Hier handelt es sich einfach um einen Stern, eine einzigartige Ausnahme, um einen neuen Menschen, nicht aber um irgendeine durchschnittliche Jugend von heute! Sehen Sie, so ist das aufzufassen.«

»Ja, ja... und gerade das ist es ja, was wir brauchen; wir sind arm geworden an Persönlichkeiten.«

Doch das Wichtigste war hierbei, daß diese »Persönlichkeit« oder dieser »neue Mensch« sich nicht nur als »unzwei-

Digitized by Google

felhafter Edelmann« erwiesen hatte, sondern außerdem noch der allerreichste Grundbesitzer unseres Gouvernements war, und folglich sogleich als Stütze und wichtiger Faktor zu betrachten war. Ich habe übrigens schon früher andeutungsweise die Stimmung unserer Grundbesitzer erwähnt*.

Ja, man geriet sogar ordentlich in Hitze:

»Und nicht nur, daß er den Studenten nicht gefordert hat,« hob ein anderer hervor, »er hat sogar die Hände ostentativ zurückgezogen! – Bitte das wohl zu bemerken, Exzellenz!«

»Und hat ihn nicht einmal vor unser neues Zivilgericht geschleppt...« meinte wieder ein anderer.

»Ungeachtet dessen, daß dieses unser hochlöbliches neues Gericht ihn dafür, daß er beleidigt worden ist, zu einer Strafe von fünfzehn Silberrubeln verurteilt hätte, ha–ha–ha!«

»Nein, hören Sie, ich werde Ihnen gleich das ganze Geheimnis unserer neuen Gerichte sagen!« regte sich ein Dritter auf. »Hat jemand einen anderen bestohlen oder begaunert, und hat man ihn womöglich auf frischer Tat ertappt und überführt – so laufe er nur schnell nach Hause, so lange er noch Beine hat, und schlage seine Mutter tot!

* Siehe S. 296, 415, 416. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II. (1861) machte sich alsbald unter dem zum Teil schwer geschädigten Landadel eine reaktionäre Gegenbewegung bemerkbar, die die Regierung zeitweilig nicht wenig beunruhigte. Zwanzig Jahre später konnte man ihr öffentlich die Schuld an dem Attentat auf den Zaren (13. März 1881, einen Monat nach dem Tode Dostojewskis) zuschreiben, während es im Grunde eine Tat des »Terrorismus« war: gleich den vielen anderen Attentaten (seit 1866) eine Antwort der revolutionären Jugend auf die scharfen Maßnahmen gegen ihre Führer und Kameraden. E. K. R.

Digitized by Google

Dann spricht man ihn im Nu von allem frei, und die Damen werden ihm noch mit ihren Batisttüchlein von der Estrade zuwinken und Ovationen bereiten! Ehrenwort, so ist es!«

»Ein wahres Wort, bei Gott, so ist es!«

Natürlich begnügte sich die Gesellschaft auch diesmal nicht mit den bekannten Tatsachen. Man sprach wieder über die Freundschaft Stawrogins mit dem berühmten Grafen K., dessen strenger, isolierter Standpunkt den neuesten Reformen gegenüber allgemein bekannt war, ebenso wie seine aufsehenerregende Tätigkeit noch bis in die jüngste Zeit. Und plötzlich stand für alle vollständig fest, daß Nikolai Wsewolodowitsch sich mit einer von den Töchtern des Grafen K. verloben werde, obgleich zu einer solchen Annahme in Wirklichkeit auch nicht der geringste Grund vorhanden war. Was aber da irgendwelche romantische Schweizer Abenteuer mit Lisaweta Nikolajewna anbetraf, oh, so erwähnten unsere Damen diese »Märchen« überhaupt nicht mehr. Ich muß hier bemerken, daß Drosdoffs inzwischen schon überall ihre Visite gemacht hatten, und nun fand man, daß Lisa ein ganz gewöhnliches junges Mädchen sei, das mit seinen »kranken Nerven« nur »kokettierte«. Ihren Ohnmachtsanfall am Tage der Ankunft Nikolai Wsewolodowitschs erklärte man einfach mit dem Schreck über die schändliche Tat des Studenten. Ja, man bemühte sich sogar, das, was man noch vor kurzem so phantastisch aufgefaßt hatte, jetzt so prosaisch wie möglich zu erklären; – und die Hinkende vergaß man völlig, schämte sich fast, sie überhaupt erwähnt zu haben. Die Männer aber pflegten zu sagen: »Und wenn auch hundert lahme Frauenzimmer – wer ist denn nicht jung gewesen!« Jetzt hob man auch allgemein die Ehrerbie-

Digitized by Google

tung Nikolai Wſſewolodowitſchs zu ſeiner Mutter hervor, ſprach wohlwollend von ſeinem großen Wiſſen, das er ſich in dieſen vier Jahren an deutſchen Univerſitäten erworben hatte. Die Handlungsweiſe Gaganoffs aber erklärte man endgültig für taktlos – »die Eigenen erkennen die Eigenen nicht!« –, und Julija Michailowna ſprach man gar »höhere Einſicht« zu.

So wurde denn Stawrogin, als er endlich ſelbſt in der Geſellſchaft erſchien, mit dem naivſten Ernſt und der ungeduldigſten Erwartung angeſehen. Er aber ſchwieg. Natürlich befriedigte das wieder weit mehr, als es endloſe Erklärungen getan hätten. Kurz, er machte einen großen Eindruck auf alle, er wurde Mode. In der Geſellſchaft kam er mit feinſtem Takt allen ſeinen Pflichten nach. Ein Zurückziehen, ſich Abſondern war freilich unmöglich, nachdem er einmal in der Geſellſchaft erſchienen war. Das iſt ſchon ſo in der Provinz. Man fand ihn zwar nicht »gemütlich« oder »unterhaltſam«, aber »der Menſch hat gelitten, iſt nicht ſo wie andere; hat auch was, worüber er nachdenken kann«, hieß es zu ſeiner Entſchuldigung. Sogar ſein Stolz und die Unnahbarkeit, die ihm vor vier Jahren ſo viel Haß eingetragen hatten, gefielen jetzt und wurden ſehr geachtet.

Am meiſten triumphierte Warwara Petrowna. Ich weiß nicht, ob ſie ſich über ihre verunglückten Pläne mit Liſa ſehr grämte: darüber half ihr vielleicht der Familienſtolz hinweg. Sonderbar war nur eines: Warwara Petrowna glaubte plötzlich gleichfalls, daß ihr Nicolas eine Tochter des Grafen K. erwählt habe, und zwar – was das Sonderbarſte dabei war – ſie glaubte es gleichfalls nur auf die Gerüchte hin, die auch zu ihr bloß der »Zufall« verſchlagen

Digitized by Google

hatte; selbst aber ihren Sohn zu fragen, fürchtete sie sich. Zwei- oder dreimal konnte sie sich freilich nicht bezwingen und machte ihm vorsichtig, wenn auch heiter, den Vorwurf, nicht ganz aufrichtig zu ihr zu sein: Nikolai Wssewolodowitsch lächelte aber nur und fuhr fort, zu schweigen. So hielt sie sein Schweigen für eine Bestätigung. Und doch konnte sie bei all dem die Hinkende nicht vergessen. Der Gedanke an diese lag ihr wie ein Stein auf dem Herzen, raubte ihr den Schlaf oder schreckte sie mit unheimlichen Träumen – und das zu derselben Zeit, als sie an die Töchter des Grafen K. dachte. Aber davon später. Es versteht sich im übrigen von selbst, daß die Gesellschaft sich wieder ganz wie früher mit außerordentlicher Ehrfurcht zu Warwara Petrowna verhielt, wenn auch diese sich jetzt nur noch selten sehen ließ.

Indessen machte sie doch der Gouverneurin einen feierlichen Besuch. Natürlich war niemand über die schon erwähnte Bemerkung Julija Michailownas so entzückt, wie Warwara Petrowna: diese Worte hatten viel Leid von ihrem Herzen genommen. »Ich habe diese Frau mißverstanden!« sagte sie sich, und mit der ihr eigenen Aufrichtigkeit erklärte sie Julija Michailowna sofort, daß sie gekommen sei, um sich bei ihr zu bedanken. Julija Michailowna war natürlich sehr geschmeichelt, verlor jedoch nicht ihre Würde. Zu gleicher Zeit stieg sie in ihren eigenen Augen ganz beträchtlich, und vielleicht sogar etwas zu hoch. So beging sie beispielsweise im Laufe des Gesprächs die Unhöflichkeit, Warwara Petrowna zu sagen, daß sie noch nie etwas von einer literarischen Tätigkeit Stepan Trofimowitschs gehört habe.

»Ich empfange und verwöhne natürlich den jungen Werchowenski, er ist zuweilen etwas unbesonnen, aber er ist ja

Digitized by Google

noch jung. Jedenfalls hat er solide Kenntnisse und ist doch immerhin schon etwas mehr, als irgendein verabschiedeter ehemaliger Kritiker.«

Warwara Petrowna beeilte sich sofort, zu bemerken, daß Stepan Trofimowitsch niemals Kritiker gewesen sei, sondern sein ganzes Leben in ihrem Hause verbracht habe. Berühmt aber sei er durch gewisse Umstände zu Anfang seiner Karriere, die »aller Welt nur zu gut bekannt sind«, und in der letzten Zeit durch seine Studien über die spanische Geschichte; augenblicklich beabsichtige er, über die deutschen Universitäten zu schreiben und, wenn sie recht unterrichtet sei, auch etwas über die Dresdener Madonna ... Warwara Petrowna wollte ihren Stepan Trofimowitsch um keinen Preis von Julija Michailowna herabsetzen lassen.

»Über die Dresdener Madonna? Die Sixtinische? Chère Warwara Petrowna, ich habe zwei Stunden vor diesem Bilde gesessen und bin schließlich vollkommen enttäuscht fortgegangen. Ich habe nichts verstanden und mich nur über die Menschen gewundert. Auch Karmasinoff sagt, daß es schwer sei, dieses Bild zu verstehen. Jetzt finden alle nichts Besonderes an diesem Bilde, sowohl Russen wie Engländer. Den ganzen Ruhm haben ihm nur die alten Professoren verschafft.«

»Also eine neue Mode?«

»Ach, ich aber glaube, daß man unsere Jugend nicht so geringschätzen darf. Überall klagt man jetzt, unsere jungen Leute seien Kommunisten, und verachtet sie womöglich, doch meiner Meinung nach sollte man sie lieber schonen und hochschätzen. Ich lese jetzt alles: alle Zeitungen, Revuen, treibe Naturwissenschaft – ich bekomme alles, denn man muß doch, nicht wahr, endlich wissen, wo man lebt und mit wem

Digitized by Google

man es zu tun hat?! Man kann doch nicht das ganze Leben lang auf den Wolken seiner Phantasie leben! Ich habe mir zum Grundsatz gemacht, die Jugend zu protegieren, und hoffe, sie auf diese Weise an dem Rande des Abgrundes zurückzuhalten, in den sie, das gebe ich zu, sonst hinabgleiten könnte. Glauben Sie mir, Warwara Petrowna, nur mit gutem Einfluß und vor allem mit Liebe können wir sie von dem Abgrund zurückhalten, in den sie die Unduldsamkeit aller dieser zurückgebliebenen alten Leute treibt. Aber wirklich: es freut mich, was ich von Ihnen über Stepan Trofimowitsch gehört habe. Sie haben mich auf einen guten Gedanken gebracht: er könnte auf unserer literarischen Matinee gleichfalls etwas vortragen. Wissen Sie es schon? Ich arrangiere einen ganzen Festtag, mit Hilfe einer Kollekte – für die armen Gouvernanten unseres Gouvernements. Sie sind in ganz Rußland verstreut; aus unserem Kreise sind allein schon sechs; außerdem noch zwei Telegraphistinnen und zwei, die die Akademie besuchen; viele würden das gleichfalls gern, haben aber nicht die Mittel dazu. Ach, das Los der russischen Frau ist entsetzlich, Warwara Petrowna! Jetzt wird daraus eine Universitätsfrage gemacht, und der Reichsrat hat sich sogar schon deswegen einmal versammelt. In unserem sonderbaren Rußland kann man wirklich alles machen, was einem einfällt. Und darum, noch einmal sei es gesagt, könnten wir nur mit Liebe und unmittelbarer warmer Teilnahme der ganzen Gesellschaft diese große, allgemeine Sache auf den richtigen Weg führen. O Gott, als ob wir viele große Menschen hätten! Es gibt ja natürlich welche, aber die sind so verstreut! Tun wir uns doch zusammen, um stärker zu werden! Wie gesagt, ich werde erst eine literarische Matinee arrangieren, darauf ein leichtes

Frühſtück, und dann, am Abend, einen Ball. Zuerſt wollten wir den Abend mit lebenden Bildern eröffnen, aber das käme wohl etwas zu teuer, und deshalb ſollen zur Unterhaltung des Publikums nur zwei Quadrillen von Masken getanzt werden – in charakteriſtiſchen Koſtümen, die beſtimmte literariſche Richtungen darſtellen. Dieſen ſpaßigen Vorſchlag hat Karmaſinoff gemacht – er iſt mir überhaupt ſehr behilflich. Und wiſſen Sie, er wird zur Matinee ſein letztes Werk, das noch niemand kennt, vorleſen. Er will ſeine Feder jetzt niederlegen und nie mehr ſchreiben. Dieſes letzte Werk iſt ſein Abſchied vom Publikum. Ein herrliches Ding, unter dem Titel: ‚Merci'. Allerdings ein franzöſiſches Wort, aber er findet es ſcherzhafter und ſogar feiner. Ich auch – ja eigentlich habe ich es ihm vorgeſchlagen. Nun denke ich, vielleicht könnte auch Stepan Trofimowitſch etwas vorleſen, etwas Kürzeres und, wenn möglich... nicht gar zu Gelehrtes. Ich glaube, auch Pjotr Stepanowitſch und noch jemand werden irgend etwas vortragen. Ich werde Pjotr Stepanowitſch zu Ihnen ſchicken, mit dem Programm, oder beſſer, erlauben Sie mir, es Ihnen ſelbſt zu übergeben, wenn ich einmal vorüberfahre.«

»Gern! – Und Sie erlauben mir gewiß, meinen Namen gleichfalls auf die Liſte zu ſetzen... Ich werde es Stepan Trofimowitſch mitteilen und ihn ſelbſt darum bitten.«

Ganz bezaubert kehrte Warwara Petrowna heim; jetzt ſtand ſie wie ein Fels für Julija Michailowna! Über Stepan Trofimowitſch aber ärgerte ſie ſich plötzlich grenzenlos. Er aber, der Arme, ahnte natürlich von alledem nichts.

»Ich habe mich geradezu in ſie verliebt. Ich begreife nicht, wie ich mich in dieſer Frau ſo habe täuſchen können«, ſagte ſie zu Nikolai Wſſewolodowitſch und zu Pjotr Stepa-

Digitized by Google

nowitsch, der am Abend dieses Tages wieder auf einen Augenblick bei ihr vorsprach.

»Aber Sie müssen sich mit dem Alten wieder aussöhnen,« meinte Pjotr Stepanowitsch, »er ist ganz verzweifelt. Sie haben ihn geradezu in die Küche geschickt. Gestern hat er Sie in der Equipage gesehen und gegrüßt, Sie aber sollen sich abgewendet haben. Wissen Sie, wir wollen ihn ein wenig herausheben, ich habe sogar gewisse Absichten mit ihm und er kann uns noch nützlich sein.«

»Oh, er wird ja jetzt auf der Matinee vortragen.«

»Ich spreche nicht davon allein. Übrigens, ich wollte selbst noch heute zu ihm gehen. Soll ich es ihm sagen?«

»Wenn Sie wollen. Oder nein, ich weiß nicht, wie Sie das anfangen werden«, sagte sie ein wenig unentschlossen.

»Ich hatte schon selbst die Absicht, mich mit ihm auszusprechen und wollte ihm Ort und Stunde angeben.« Ihr Gesicht verfinsterte sich.

»Na, das lohnt sich gerade! Ich werde es ihm einfach sagen.«

»Nun, meinetwegen. Sagen Sie es ihm. Aber fügen Sie hinzu, daß ich ihm unbedingt einen Tag angeben werde. Fügen Sie das unbedingt hinzu.«

Pjotr Stepanowitsch eilte sogleich schmunzelnd zu seinem Vater. Im allgemeinen war er in dieser Zeit, so weit ich mich dessen noch erinnern kann, ganz besonders schlechter Laune und erlaubte sich unglaubliche Sachen fast allen gegenüber, was man ihm aber sonderbarerweise stets verzieh. Überhaupt hatte sich die Meinung verbreitet, daß man auf ihn irgendwie besonders sehen müsse. Hier muß ich aber erwähnen, daß ihn Stawrogins Duell in eine schon beinahe unnatürliche Wut versetzt hatte; die Nachricht traf ihn un-

Digitized by Google

vorbereitet. Er wurde geradezu grün im Geſicht, als man ihm das erzählte. Vielleicht litt hierbei ſeine Eigenliebe: er erfuhr es erſt am anderen Tage, als ſchon alle davon wußten.

»Aber Sie hatten ja gar nicht das Recht, ſich zu ſchlagen!« flüſterte er Stawrogin zu, als er ihn erſt am fünften Tag darauf zufällig im Klub traf.

Es iſt bemerkenswert, daß ſie ſich in dieſen fünf Tagen nirgends begegnet waren, obgleich Pjotr Stepanowitſch faſt täglich bei Warwara Petrowna vorſprach.

Stawrogin blickte ihn ſtumm und wie zerſtreut an, als verſtünde er nicht, wovon jener ſprach, und ging weiter, ohne ſtehenzubleiben. Er ging durch den großen Saal zum Büfettraum.

»Sie ſind auch zu Schatoff gegangen... Sie wollen Ihre Heirat mit Marja Timofejewna bekannt machen«, flüſterte Pjotr Stepanowitſch, der ihm nachlief, und faßte ihn an der Schulter.

Da ſchüttelte Stawrogin plötzlich ſeine Hand ab und drehte ſich ſchnell mit drohend finſterem Geſicht zu ihm um. Pjotr Stepanowitſch ſah ihn an und lächelte ein ſonderbares langes Lächeln. Das Ganze dauerte nur einen Augenblick. Stawrogin ging allein weiter.

II

Von Warwara Petrowna begab ſich Pjotr Stepanowitſch an jenem Abend ſchleunigſt zu ſeinem Vater. Daß er ſich ſo beeilte, geſchah vor allem aus Bosheit: um ſich für eine Beleidigung, von der ich noch keine Ahnung hatte, ſobald wie möglich zu rächen. Stepan Trofimowitſch hatte

Digitized by Google

ihn nämlich bei seinem letzten Besuch nach einem Streit, der übrigens von ihm selbst begonnen worden war, mit dem Stock hinausgejagt. Damals war ich, wie gesagt, nicht zugegen gewesen, diesmal aber, als Pjotr Stepanowitsch mit seinem gewohnten spöttischen Lächeln eintrat, während sein unangenehm neugieriger Blick das Zimmer gleichsam absuchte, gab mir Stepan Trofimowitsch sogleich durch einen Wink zu verstehen, ich solle den Raum nicht verlassen. So erfuhr ich denn, wie sie zueinander standen.

Stepan Trofimowitsch saß halb liegend auf dem Diwan. Seit jenem letzten Besuch seines Sohnes, am Donnerstag, war er magerer und bleicher geworden. Pjotr Stepanowitsch setzte sich in der ungenierteſten Weise neben ihn, und nahm weit mehr Platz auf dem Diwan ein, als es die Achtung vor dem Vater erlaubt hätte. Stepan Trofimowitsch rückte wortlos, seine Würde wahrend, zur Seite.

Auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch: der Roman »Was tun?«* Leider muß ich hier eine gewisse Schwäche meines Freundes eingestehen: der Gedanke, daß er noch einmal aus seiner Einsamkeit hervortreten müsse, um »die letzte Schlacht zu schlagen«, hatte sich mehr und mehr in seiner verblendeten Einbildung festgesetzt. Ich erriet, daß er sich diesen Roman nur vorgenommen hatte und nun *studierte*, um für den Fall eines Zusammenstoßes mit den Feinden ihren ganzen »Katechismus« zu kennen. So vorbereitet,

* Berühmter Roman des »Realisten« und radikalen Publizisten Tschernyschewski (1828—1889, seit 1865 politischer Sträfling): geschrieben während der Untersuchungshaft 1863, als Kunstwerk belanglos, doch als anschauliche Vorführung der erstrebten Reformen — u. a. die Möglichkeit der Ehescheidung — von ungeheuerem Einfluß auf die Jugend. E. K. M.

Digitized by Google

wollte er sie dann alle widerlegen und feierlich vor »ihr« über jene Jungen triumphieren! Oh, wie quälte ihn dieses Buch! Ganz verzweifelt warf er es fort, sprang auf und ging erregt, ja fast außer sich hin und her.

»Ich gebe zu, daß der Grundgedanke des Autors richtig ist,« sagte er wie im Fieber zu mir, – »aber das ist doch noch schrecklicher! Es ist ja derselbe Gedanke, den wir gehegt haben, gerade unser eigener! Wir haben ihn selbst gepflanzt, erzogen, alles vorbereitet, – ja und was könnten die denn überhaupt noch Neues sagen, nach uns! Aber, Gott, wie ist das alles mißverstanden, wie entstellt, wie verdorben!« rief er, nervös mit den Fingern auf das Buch klopfend. »Haben wir je solche Folgerungen gezogen, das etwa erstrebt? Wer kann hier überhaupt den Grundgedanken herauslesen?!«

»Bildest dich?« fragte Pjotr Stepanowitsch spöttisch, nachdem er das Buch vom Tisch genommen und den Titel gelesen hatte. »War schon längst an der Zeit. Kann dir noch bessere Bücher bringen, wenn du willst.«

Stepan Trofimowitsch schwieg wieder. Ich saß auf dem anderen Diwan in der Ecke.

Pjotr Stepanowitsch erklärte schnell, warum er gekommen sei. Stepan Trofimowitsch war ganz unverhältnismäßig betroffen und hörte mit einem Schrecken zu, der sich mit äußerstem Unwillen mischte.

»Und diese Julija Michailowna ist ohne weiteres überzeugt, daß ich bei ihr vorlesen werde!«

»Das heißt, sieh mal, sie brauchen dich ja eigentlich überhaupt nicht. Im Gegenteil, es geschieht nur, um dir eine Ehre zu erweisen und somit Warwara Petrowna zu schmeicheln. Na, versteht sich doch von selbst, daß du nicht wagen

Digitized by Google

darfſt, etwa abzuſagen. Und ſelber willſt du doch auch rieſig gern vorleſen«, ſchmunzelte er. »Ihr Alten habt ja alle 'ne hölliſche Ambition. Aber, hör' mal, damit es nicht zu langweilig iſt – du haſt da etwas aus der ſpaniſchen Geſchichte, nicht? Du, alſo gib mir das Ding drei, zwei Tage vorher, damit ich es mal durchſehe, ſonſt ſchläferſt du uns am Ende noch alle ein.«

Die Grobheit ſeiner Bemerkungen war augenſcheinlich beabſichtigt. Er tat, als könne man mit Stepan Trofimowitſch eben unmöglich feiner ſprechen. Mein Freund fuhr unerſchütterlich fort, die Beleidigungen nicht zu bemerken. Indeſſen regte ihn der Inhalt des Gehörten doch immer mehr auf.

»Und ſie ſelbſt, ſie ſelbſt hat... dir geſagt, daß du es mir mitteilen ſollſt?« fragte er.

»Das heißt, ſieh mal, ſie wollte dir Ort und Zeit angeben, um ſich mit dir auszuſprechen – die letzten Überreſte eurer Sentimentalitäten. Du haſt zwanzig Jahre mit ihr kokettiert und ihr die lächerlichſten Albernheiten angewöhnt. Na, beruhige dich, jetzt hat das aufgehört; jetzt wiederholt ſie ja ſelbſt ſtündlich, daß ſie dich nun erſt ‚durchſchaut'. Ich habe ihr logiſch auseinandergeſetzt, daß eure ganze Freundſchaft weiter nichts als ein gegenſeitiger Erguß von Spülicht geweſen iſt. Sie hat mir viel erzählt, weißt du. Pfui, was für ein Lakaienamt du bei ihr bekleidet haſt. Sogar ich habe für dich errötен müſſen.«

»Ich – ein Lakaienamt bekleidet?« rief Stepan Trofimowitſch, der nun doch nicht mehr an ſich halten konnte.

»Sogar noch ſchlimmer als das, denn du warſt ja ein Schmarotzer, alſo ein freiwilliger Lakai. Zur Arbeit zu faul – aber auf Geld haben wir Appetit. Kennt man! Auch ſie

Digitized by Google

begreift das jetzt. Haarsträubend, was sie von dir alles erzählt hat! Ach, Freund, hab' ich aber über deine Briefe an sie gelacht! Wie gewissenlos und wie ekelhaft! Aber ihr seid ja so verderbt, so unglaublich verderbt! Im Almosenempfangen liegt doch etwas, das den Menschen für immer verdirbt – du bist ein glänzendes Beispiel dafür!«

»Sie hat dir meine Briefe gezeigt!«

»Alle. Das heißt, wo denkst du hin, wer soll denn die alle durchlesen! Pfui, ich glaube, es sind über zweitausend Briefe. Verboten viel Papier verschmiert... Aber weißt du auch, Alter, ich vermute, es muß da einmal einen Augenblick gegeben haben, wo sie vielleicht sogar bereit gewesen wäre, dich zu heiraten? Dümmsterweise hast du's verpaßt! Ich meine natürlich – von deinem Standpunkt aus. Immerhin besser als jetzt, da man dich beinah mit ‚fremden Sünden' verkuppelt hätte, wie einen Narren zum Scherz, – und das für Geld.«

»Für Geld! Sie, sie sagt – ich hätte für Geld!...« rief Stepan Trofimowitsch in krankhafter Erregung.

»Ja, wie denn sonst? Was fällt dir denn ein? Unter diesem Gesichtswinkel habe ich dich noch verteidigt! Das ist doch deine einzige Entschuldigung. Sie hat jetzt selbst eingesehen, daß du Geld brauchtest, wie nun einmal alle Menschen – und von dem Standpunkte aus sogar ganz recht hattest. Ich habe ihr denn auch klar wie zweimalzwei bewiesen, daß ihr zu Eurem gegenseitigen Vorteil gelebt habt: sie als Kapitalistin, und du bei ihr als ihr sentimentaler Narr. Übrigens: über das viele verschwendete Geld ärgert sie sich nicht, obgleich du sie doch wirklich wie eine Ziege gemolken hast. Was sie jetzt bost, ist nur, daß sie dir zwanzig Jahre lang geglaubt hat, daß sie sich von deinem Anstand hat

Digitized by Google

betölpeln lassen und daß du sie gezwungen hast, so lange zu lügen. Daß sie selbst auch gelogen hat, wird sie sich nie eingestehen, aber du wirst dafür doppelt büßen müssen. Ich verstehe nur nicht, wie du nicht hast begreifen können, daß es irgend einmal doch zu einer Abrechnung kommen mußte. Denn immerhin hattest du doch so etwas wie einen Verstand. Ich habe ihr gestern geraten, dich in ein Armenhaus zu stecken. Beruhige dich, in ein anständiges: es wird schon nicht erniedrigend sein. Ich glaube, sie wird es auch so machen. Erinnerst du dich noch deines letzten Briefes an mich, ins H–sche Gouvernement, vor drei Wochen?«

»Den hast du ihr gezeigt?« Stepan Trofimowitsch sprang vor Entsetzen auf.

»Na, selbstredend! Als ersten! Denselben, in dem du schreibst, daß sie dich ausnutzt, dich um deines Talentes willen beneidet, na, und noch allerlei über die ‚fremden Sünden'... – Ach, Freund, hast du aber eine Eigenliebe! Ich habe mir vor Lachen die Seiten gehalten. Sonst sind deine Briefe mordslangweilig – hast einen entsetzlichen Stil. Habe sie überhaupt nur selten gelesen und ein Brief liegt da bei mir noch jetzt uneröffnet herum; werde ihn dir morgen schicken. Aber dieser, dieser letzte Brief – der ist ja einfach die Krone von allen! Wie ich gelacht habe, nein, wie ich gelacht habe!«

»Du Unmensch, du Ungeheuer!« brüllte plötzlich Stepan Trofimowitsch außer sich vor Empörung.

»Pfui Teufel, mit dir kann man ja überhaupt nicht reden. Hör mal, du fühlst dich wohl wieder gekränkt, wie vorigen Donnerstag?«

Stepan Trofimowitsch richtete sich drohend auf.

»Wie wagst du es, so mit mir zu reden?«

Digitized by Google

»Ja, wie denn? Ich rede doch einfach und klar.«

»Aber so sag mir doch, bist du mein Sohn oder bist du's nicht!«

»Das müßtest du besser wissen als ich. Natürlich, jeder Vater ist ja in solchen Fällen zu Zweifeln geneigt...«

»Schweig, schweig!« Stepan Trofimowitsch erzitterte am ganzen Körper.

»Sieh mal, nun schreist und schimpft du schon wieder, ganz wie vorigen Donnerstag; wolltest ja damals schon deinen Stock erheben, inzwischen aber habe ich das Dokument gefunden. Hab den ganzen Abend in meinem Reisekoffer aus Neugier gesucht. Kannst dich beruhigen, es ist kein Beweis vorhanden. Nur ein kurzer Brief meiner Mutter an jenen Polen. Aber nach ihrem Charakter zu urteilen...«

»Noch ein Wort und ich schlage dich —!«

»Na, das sind mir mal Menschen!« wandte sich Pjotr Stepanowitsch plötzlich an mich. »Sehen Sie, das geht nun schon so seit dem vorigen Donnerstag. Es freut mich, daß diesmal wenigstens Sie dabei sind und urteilen können. Zuerst eine Tatsache: er macht mir Vorwürfe, weil ich so von meiner Mutter rede, aber war er es nicht selbst, der mich darauf gebracht hat? In Petersburg, als ich noch Gymnasiast war, weckte er mich womöglich zweimal in der Nacht, umarmte mich und weinte wie ein altes Weib. Und was glauben Sie wohl, was er mir dann erzählte, so in der Nacht? Na, eben diese selben keuschen Anekdoten über meine Mutter! Er war ja der erste, von dem ich es hörte.«

»Oh, ich tat es damals im höheren Sinne! Oh, du hast mich nicht verstanden. Nichts, nichts hast du verstanden!«

»Aber immerhin war es von dir doch gemeiner, als von mir, viel gemeiner, gestehe es nur! Sieh, wenn du willst:

Digitized by Google

mir ist es ja einerlei. Von deinem Standpunkt betrachtet. Von meinem – na, beruhige dich: ich mache meiner Mutter durchaus keinen Vorwurf. Bist du's, na, dann bist du es, – ist's der Pole, – na, meinetwegen, mir ist's egal. Ich bin doch nicht daran schuld, daß es bei euch in Berlin so dumm herausgekommen ist. Ja und hätte denn überhaupt jemals etwas Gescheites bei euch herauskommen können? Und seid ihr nun nach alledem nicht komische Leute? Kann es dir denn nicht ganz egal sein, ob ich dein Sohn bin, oder nicht? Hören Sie mal,« wandte er sich wieder zu mir, »er hat für mich in seinem ganzen Leben nicht einen einzigen Rubel ausgegeben; bis zum sechzehnten Jahre hat er mich überhaupt nicht gekannt, darauf hat er mich hier bestohlen, und jetzt schreit er, daß ihn sein Herz sein Lebelang um mich geschmerzt habe, und geberdet sich vor mir wie ein Schauspieler. Aber ich bin doch nicht Warwara Petrowna, ich bitte dich!«

Er stand auf und nahm seinen Hut.

»Ich – verfluche dich!« rief Stepan Trofimowitsch, bleich wie der Tod, und streckte seine Hand aus.

»Seht doch, was ein Mensch alles fertig bringt!« Pjotr Stepanowitsch wunderte sich wirklich. »Na, leb wohl, Alter, werde nie mehr zu dir kommen. Den Aufsatz schick etwas früher, vergiß es nicht, und bemühe dich, wenn du kannst, ohne Albernheiten zu schreiben. Nur Tatsachen, Tatsachen und nochmals Tatsachen, und die Hauptsache: so kurz wie möglich. Adieu!«

III

Pjotr Stepanowitsch hatte übrigens noch andere Gründe dafür, mit seinem Vater in dieser Weise umzugehen. Meiner Meinung nach beabsichtigte er ganz einfach, ihn zur

Digitized by Google

Verzweiflung zu bringen, um ihn auf dieſe Weiſe zu einem Skandal zu treiben, der die Öffentlichkeit in einer ganz beſtimmten Richtung in Anſpruch nehmen mußte. Etwas Derartiges hatte er für ſeine ferneren Ziele, von denen jedoch erſt ſpäter die Rede ſein ſoll, unbedingt nötig. Noch eine ganze Reihe ähnlicher und miteinander in Zuſammenhang ſtehender Pläne – freilich alle von einer gewiſſen Phantaſtik – gingen damals durch ſeinen Kopf. Außer Stepan Trofimowitſch hatte er noch einen anderen Märtyrer im Auge. Überhaupt hatte er deren nicht wenige, wie ſich ſpäter herausſtellte; doch auf dieſen anderen Märtyrer rechnete er ganz beſonders, und der war – Herr von Lembke in eigener Perſon.

Andrei Antonowitſch von Lembke gehörte zu jenem bevorzugten (von der Natur bevorzugten) Volke, von dem in Rußland mehrere hunderttauſend Vertreter leben, die vielleicht ſelbſt nicht wiſſen, daß ſie in ihrer ganzen Maſſe und Geſamtheit einen ſtreng organiſierten Bund bei uns bilden. Selbſtredend iſt dieſer Bund nicht etwa ausgedacht, ſondern beſteht wortlos, ohne Vereinbarungen, einfach wie eine moraliſche Selbſtverſtändlichkeit – eben durch das unbedingte Zuſammenhalten und die Unterſtützung, die ſie ſich überall und unter allen Umſtänden wechſelſeitig zuteil werden laſſen.

Andrei Antonowitſch hatte die Ehre gehabt, in einer jener höheren ruſſiſchen Schulen erzogen zu werden, in die in der Regel nur die Söhne ſolcher Familien eintreten können, die mit Reichtum oder Verbindungen beglückt ſind. Die Zöglinge dieſer Schule wurden faſt ſofort nach dem Abiturientenexamen ſo untergebracht, daß ſie ſelbſt bei geringer Begabung noch eine gute Karriere machen konnten. Andrei Antonowitſchs Großväter waren: ein Oberſtleutnant und ein

Digitized by Google

Bäcker. Trotzdem hatte man ihn in jener hohen Schule aufgenommen, und siehe da – er fand noch andere junge Leute ähnlicher Herkunft vor. Er war ein lustiger Kamerad; mit dem Lernen ging es zwar ziemlich schwer, aber das störte weiter nicht – man hatte ihn trotzdem gern. Als später, in den höheren Klassen, die Jünglinge, die meistens Russen waren, schon über alle möglichen Tagesfragen zu disputieren begannen, und zwar in einem Tone, der keinen Zweifel darüber bestehen ließ, daß sie, sobald sie nur erst die Schule hinter sich gebracht hätten, sofort sämtliche Probleme mit einem Schlage lösen würden – da fuhr Andrei Antonowitsch immer noch fort, sich mit den allerunschuldigsten Jungenstreichen zu beschäftigen. Es schien in seinen Augen geradezu sein Lebenszweck zu sein, seine Mitschüler auch jetzt noch durch alle möglichen Einfälle zu unterhalten – Einfälle, die sich zwar nicht durch allzu großen Geistesreichtum auszeichneten, dafür aber die junge Gesellschaft zu erheitern vermochten. Entweder schneuzte er sich, wenn der Lehrer ihn etwas fragte, auf irgendeine ganz besonders laute und mißtönende Weise die Nase, wodurch er dann sowohl die Kameraden wie den Lehrer selber belustigte; oder er machte im gemeinsamen Schlafsaal irgendwelche equilibristischen Kunststücke, die ihm einen allgemeinen und begeisterten Beifall einzutragen pflegten; oder er spielte gar einzig auf seiner Nase (und wirklich kunstvoll die Ouvertüre zu »Fra Diavolo«. Im letzten Schuljahr zeichnete er sich wohl auch durch eine absichtliche Unordentlichkeit in der Kleidung aus, was er für genial hielt, dieweil er nämlich zu dichten begonnen hatte: und zwar in russischer Sprache, denn seine Muttersprache beherrschte er nur äußerst ungrammatisch, wie so viele seiner in Rußland lebenden Volksgenossen.

Digitized by Google

Dieſe Neigung zur Poeſie hatte ihn dann mit einem Kameraden, dem Sohn eines armen Offiziers, den die ganze Schule für einen zukünftigen großen Poeten, ſo eine Art zweiten Puſchkin, hielt, zuſammengeführt. Wie erſtaunt aber war dieſer Kamerad, der ſich Lembkes auf der Schule nur von oben herab, gnädig, beinahe gönnerhaft angenommen hatte, als er drei Jahre ſpäter ſeinen Protegé, den »Lembka«, wie man ihn allgemein genannt hatte, an einem kalten Tage an der Anitſchkoffbrücke traf! Der »zukünftige große Poet« hatte ſich inzwiſchen ganz der ruſſiſchen Literatur gewidmet und es bereits glücklich bis zu zerriſſenen Stiefeln und einem dünnen Sommerpaletot im Spätherbſt gebracht. Um ſo eigentümlicher mußten ſeine Empfindungen ſein, als er jetzt ſeinen »Lembka« wiederſah: zuerſt traute er ſeinen Augen nicht – vor ihm ſtand ein tadellos gekleideter junger Mann mit bewunderungswürdig bearbeitetem rötlich-blondem Backenbart, mit einem Klemmer auf der Naſe, elegant behandſchuht, dazu in Lackſtiefeln und koſtbarem Pelz mit einer Ledermappe unter dem Arm. Lembke begrüßte ihn ſehr freundlich, gab ihm ſeine Adreſſe, und forderte ihn ſogar auf, ihn einmal abends zu beſuchen. Es ſtellte ſich bei der Gelegenheit heraus, daß er jetzt nicht mehr einfach der »Lembka«, ſondern Herr von Lembke war. Doch als nun der Schulfreund der Aufforderung nachkam und ihn tatſächlich einmal beſuchte, da fand er keineswegs die Reichtümer vor, die er erwartet hatte, fand ſeinen »Lembka« vielmehr in einem ſchmalen Zimmerchen, das ziemlich alt ausſah, mit einem dunkelgrünen Vorhang in zwei ungleiche Hälften geteilt und mit ebenfalls dunkelgrünen, zwar gepolſterten, aber bereits ziemlich verſchoſſenen Möbeln eingerichtet war. Von Lembke wohnte bei einem General, mit

Digitized by Google

dem er in sehr weitläufiger Verwandtschaft stand und der den jungen Mann nach Möglichkeit in seiner Laufbahn förderte. Von Lembke empfing den Schulfreund freundlich, war aber sonst ernst und von gesellschaftlicher Höflichkeit. Über Literatur sprachen sie nur beiläufig. Ein Diener in weißer Weste brachte einen etwas bläßlichen Tee und hartes kleines, rundes Gebäck. Als der Freund aus Bosheit um eine Flasche Selterwasser bat, wurde sie ihm zwar gebracht, doch erst nach auffallend langer Zeit, während der Lembke etwas betreten zu sein schien. Übrigens muß ich hinzufügen, daß er dem Schulfreunde auch einen Imbiß anbot, doch offenbar nicht unzufrieden war, als der Gast dankte und sich bald darauf verabschiedete. Mit einem Wort: Lembke begann damals, trotz ärmlicher Verhältnisse, seine »Karriere« und lebte bei einem Stammgenossen, der ein angesehener General war.

In dieser Zeit hatte er sich in die fünfte Tochter des Generals verliebt, und sein Antrag war, wenn ich nicht irre, auch so gut wie angenommen worden. Nur verheiratete man Amalie, als sich die Gelegenheit bot, nichtsdestoweniger mit einem deutschen Fabrikbesitzer, einem alten Freunde des alten Generals. Andrei Antonowitsch trauerte seiner Liebe nicht sehr lange nach, sondern – klebte aus Pappe ein Theater. Das ward ein richtiges Kunstwerk: der Vorhang hob sich, die Schauspieler traten auf und gestikulierten mit den Händen, in den Logen saßen Damen, im Orchester fuhren die Musiker mit den Bögen über die Instrumente, der Kapellmeister fuchtelte mit einem Stöckchen und das Publikum klatschte in die Hände. Alles das war aus Pappe hergestellt, und ausgedacht und ausgeführt von Andrei Antonowitsch von Lembke. Ein halbes Jahr lang hatte er über diesem

Digitized by Google

Theater geſeſſen. Als er fertig war, gab der General eine intimere Abendgeſellſchaft; viele deutſche Damen und junge Mädchen, ſowie die fünf Töchter des Generals, darunter die neuvermählte Amalie und deren Gatte, waren ſehr entzückt, als das Theater vorgeführt wurde, und ergingen ſich in hohen Lobſprüchen über den Verfertiger – worauf dann getanzt wurde. Lembke war ſehr zufrieden und vergaß ſeinen Liebesgram alsbald.

Ein paar Jahre vergingen und ſeine »Karriere« machte ſich mehr und mehr. Er bekleidete ſtets Vertrauensposten unter Vorgeſetzten, die gleicher Abſtammung waren, und erreichte in verhältnismäßig jungen Jahren einen recht anſehnlichen Rang. Schon lange hatte er, jetzt aber ernſtlich, den Wunſch gehabt, zu heiraten, und ſchon lange hatte er ſich verſtohlen nach einer paſſenden Partie umgeſehen. Übrigens dichtete er auch jetzt noch hin und wieder, doch ohne jemandem etwas davon zu verraten, und einmal ſandte er ſogar eine Novelle an die Redaktion eines Blattes: ſie wurde jedoch zu ſeinem Kummer nicht abgedruckt, ſondern ihm höflich wieder zur Verfügung geſtellt. Da begann er denn wieder zu kleben: diesmal einen ganzen Eiſenbahnzug. Auch der gelang ihm vorzüglich: die Leute kamen aus dem Bahnhof und drängten ſich, mit Koffern und Taſchen in der Hand, mit Kindern und Hunden, zu den Waggons, die Schaffner und die Bahnbeamten gingen hin und her, ein Glöckchen klingelte und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Über dieſem Kunſtſtück hatte er ein ganzes Jahr geſeſſen, ſeine Heiratspläne aber diesmal nicht darüber vergeſſen. Sein Bekanntenkreis war ziemlich groß, meiſtens deutſche Geſellſchaft, doch verkehrte er auch in einigen ruſſiſchen Familien – ſelbſtverſtändlich nur in denen ſeiner Vorgeſetzten. Da fiel ihm

Digitized by Google

endlich, als er ſchon achtunddreißig Jahre zählte, eine kleine Erbſchaft zu: ſein Großvater, der Bäcker, ſtarb und hinterließ ihm teſtamentariſch dreizehntauſend Rubel. Nun war Herr von Lembke im Grunde trotz der ſchon recht anſehnlichen Stellung, die er in jungen Jahren erklommen hatte, durchaus kein Streber, vielmehr ein Menſch, der auch ganz gewiß mit einem kleineren, wenn nur recht bequemen und unabhängigen Poſten vollkommen zufrieden geweſen wäre. Doch eben jetzt kreuzte, anſtatt einer ſanften Minna oder Erneſtine, plötzlich Julija Michailowna ſeinen Weg, und ſeine Stellung ſtieg ſofort um ein paar Stufen höher. Der beſcheidene und gewiſſenhafte von Lembke fühlte, daß auch er ehrgeizig zu ſein vermochte.

Julija Michailowna beſaß, nach der alten Einſchätzung, zweihundert Leibeigene und erfreute ſich außerdem guter Protektionen. Andererſeits war von Lembke ein hübſcher Mann und ſie ſchon über 40 Jahre alt. Obendrein verliebte er ſich nach und nach wirklich in ſie, und zwar genau entſprechend der Verſtärkung des Gefühls, daß er nun Bräutigam war. Am Hochzeitstage ſchickte er ihr ſogar ein Gedicht, das ihr ſehr gefiel – vierzig Jahre ſind nun einmal kein Spaß. Bald darauf bekam er auch einen gutklingenden Titel und dazu einen beſtimmten Orden, und ſchließlich wurde er zum Gouverneur unſeres Gouvernements ernannt. Seit dieſer Auszeichnung begann Julija Michailowna ſich um ihren Gatten doppelt zu bemühen. Ihrer Meinung nach war er nicht gerade unbegabt: er verſtand, in einen Salon einzutreten, es war ihm gegeben, eine elegante Verbeugung zu machen, er vermochte ſogar ernſt und tiefſinnig zuzuhören, wenn andere ſprachen, hielt ſich dabei immer gut und konnte ſogar eine Rede halten; ja, er hatte hin und wieder ſogar

Digitized by Google

eigene Gedanken, wenn sie auch etwas kurz waren und unvermittelt wirkten, und hinzukam, daß er sich schon die Politur des neuesten, so notwendigen Liberalismus angeeignet hatte. Doch trotz alledem beunruhigte sich Julija Michailowna nicht wenig: vor allen Dingen mißfiel es ihr entschieden, daß ihr Lembke, nachdem er so lange hinter seiner Karriere hergelaufen war, jetzt doch wieder ein immer ausgesprocheneres Ruhebedürfnis zu empfinden schien. Sie hätte zu gern ihren ganzen Ehrgeiz zu dem seinen gemacht, er aber begann wieder – zu kleben. Diesmal war es eine Kirche: der Pastor trat auf die Kanzel, die Gemeinde hörte mit andächtig gefalteten Händen zu, ein alter Mann schneuzte sich, eine Dame wischte sich mit einem Taschentuch die Tränen ab und zum Schluß begann noch eine Orgel zu spielen, die er um teures Geld eigens dazu aus der Schweiz verschrieben hatte. Als Julija Michailowna von dieser neuen Arbeit erfuhr, erschrak sie geradezu, nahm ihm das Spielzeug kurzerhand fort und versteckte es in einen Koffer, zur Entschädigung aber erlaubte sie ihm, einen Roman zu schreiben, freilich nur unter der Bedingung, daß niemand etwas davon erführe. Seit der Zeit verließ sie sich nur noch auf sich selbst. Eine Idee nach der anderen entstand in ihrem ehrgeizigen und ein wenig überspannten Geiste. Sie hatte in der Tat die Absicht, das Gouvernement zu regieren, und träumte bereits von den bestimmt nicht mehr fernen Tagen, wo sie der Mittelpunkt der Gesellschaft, aller Meinungen und Veranstaltungen unseres Gouvernements sein würde. Von Lembke selbst soll übrigens zuerst nicht wenig erschrocken gewesen sein, als er den hohen Posten erhielt, doch hatte er mit seinem Beamteninstinkt sehr bald herausgefunden, daß er eigentlich gar keinen Grund hatte, sich zu fürchten. Die

Digitized by Google

erſten zwei, drei Monate ſeiner Tätigkeit verliefen denn auch äußerſt zufriedenſtellend. Da aber erſchien plötzlich Pjotr Stepanowitſch – und alsbald nahm alles eine unheilvolle Wendung.

Die Sache fing damit an, daß der junge Werchowenski gleich bei der erſten Begegnung Andrei Antonowitſch von Lembke eine entſchiedene Nichtachtung entgegenbrachte und ſich ganz ſonderbare Rechte ihm gegenüber herausnahm, Julija Michailowna aber, die ſonſt immer ſo eiferſüchtig die Bedeutung ihres Mannes geachtet wiſſen wollte, tat plötzlich, als merkte ſie davon nichts. Der junge Werchowenski wurde ſozuſagen ihr Schützling, aß, trank und ſchlief faſt bei ihnen. Von Lembke ſuchte ſich zwar des Ankömmlings zu erwehren, nannte ihn in der Geſellſchaft »junger Mann«, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter, doch konnte er mit all dem nicht das gewünſchte Reſultat erzielen. Pjotr Stepanowitſch tat immer, ſelbſt während ſcheinbar ernſter Geſpräche, als nehme er ihn überhaupt nicht ernſt, und im übrigen nahm er ſich ſogar in Gegenwart fremder Menſchen heraus, ihm die unerwarteſten, unglaublichſten Dinge ins Geſicht zu ſagen. Einmal, als von Lembke nach Hauſe kam und in ſein Arbeitszimmer trat, fand er den »jungen Mann« auf ſeinem Lederdiwan vor. Er gab zur Erklärung, und zwar nicht etwa, um ſich zu entſchuldigen, ſondern nur ſo oben hin, daß er, da er niemanden angetroffen, ſich »bei der Gelegenheit ausgeſchlafen« habe. Von Lembke war natürlich tief gekränkt und beklagte ſich bei ſeiner Frau; dieſe aber erklärte, nachdem ſie zuerſt über »ſeine Empfindlichkeit« gelacht hatte, daß er wohl ſelbſt die Schuld daran trüge, wenn der junge Mann ſich nicht „comme il faut“ zu ihm verhalte. Wenigſtens erlaubte ſich »dieſer Junge« ihr gegenüber

Digitized by Google

nie irgendwelche Familiaritäten, und im übrigen sei er »naiv und unverdorben, wenn auch gewiß nicht gesellschaftlich erzogen«. Von Lembke schmollte zwar, doch diesmal gelang es Julija Michailowna noch, die beiden zu versöhnen: nicht gerade, daß Pjotr Stepanowitsch jetzt eine Entschuldigung gemacht hätte, aber er riß irgendeinen Witz, den man zwar in einem anderen Fall für eine neue Beleidigung hätte halten können, den man aber diesmal gnädig als Besserungsversprechen auffaßte. Am meisten ärgerte es Herrn von Lembke, daß er dem jungen Mann geradezu machtlos gegenüberstand, denn... er hatte ihm gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft – seinen Roman anvertraut. Im Glauben, einen jungen Menschen mit literarischen Interessen getroffen zu haben, hatte er ihm, da er sich schon lange einen Zuhörer wünschte, eines Abends die beiden ersten Kapitel vorgelesen. Pjotr Stepanowitsch hatte zunächst zugehört, ohne zu verbergen, daß er sich langweilte, dann unhöflich gegähnt, nicht ein einziges Mal etwas gelobt, doch beim Fortgehen sich das Manuskript ausgebeten, um es zu Hause aufmerksam durchlesen und sein Urteil darüber fällen zu können, – und der arme Herr von Lembke hatte es ihm auch gegeben ... Seit der Zeit konnte er es nun nicht mehr zurückbekommen: auf seine täglichen Fragen gab ihm Pjotr Stepanowitsch meist nur eine ausweichende und nicht selten geradezu höhnische Antwort, bis er zum Schluß einfach erklärte, das Manuskript auf der Straße verloren zu haben. Als Julija Michailowna von dieser Unvorsichtigkeit ihres Gatten Kenntnis erhielt, ärgerte sie sich entsetzlich.

»Hast du ihm vielleicht auch etwas von der Kirche gesagt?« fragte sie fast mit Schrecken.

Von Lembke begann ernstlich nachzudenken; nachdenken

Digitized by Google

aber war für ihn ſchädlich und ihm von den Ärzten ſtrengſtens verboten worden. Und abgeſehen davon, daß es plötzlich viele Scherereien im Gouvernement für ihn gab, wovon ſpäter die Rede ſein wird, gab es hier auch noch einen beſonderen Umſtand – demzufolge diesmal ſogar das Herz des Gatten litt, nicht nur die Eigenliebe eines Machthabers allein. Als von Lembke in die Ehe trat, hätte er ſich niemals träumen laſſen, daß ſie ihm auch irgendwelche Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Er hatte ſich die Ehe in ſeinen Gedanken an Minna oder Erneſtine ſtets durchaus friedlich vorgeſtellt. Und jetzt fühlte er, daß häusliche Gewitter über ſeine Kräfte gingen.

Endlich ſprach ſich Julija Michailowna offen mit ihm aus.

»Beleidigen kann dich das überhaupt nicht,« ſagte ſie, »ſchon deswegen nicht, weil du doch immerhin dreimal vernünftiger biſt, als er, und geſellſchaftlich turmhoch über ihm ſtehſt. In dieſem Jungen ſteckt noch viel von dem früheren freigeiſtigen Unſinn; ich aber finde ihn nur einfach unartig. Nur kann man nicht verlangen, daß dieſe jungen Leute ſich ſo ſchnell verändern ſollen: man muß ſie langſam erziehen. Wir müſſen die Jugend ſchonen; ich wenigſtens halte ſie mit Liebe und Freundſchaft am Rande des Abgrundes zurück.«

»Aber, zum Teufel, ich kann mich doch nicht tolerant zu ihm verhalten, wenn er –« rief von Lembke erregt, »wenn er in Gegenwart fremder Menſchen behauptet, die Regierung vergifte das Volk abſichtlich mit Branntwein, um es zu verdummen und auf dieſe Weiſe von etwaigen Aufſtandsgedanken abzubringen. Denk doch nur, bitte, an meine Rolle, wenn ich in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft ſo etwas mit anhören muß!«

Digitized by Google

Als Lembke das sagte, mußte er wieder an ein Gespräch denken, das er vor nicht langer Zeit mit Pjotr Stepanowitsch gehabt hatte ... In der unschuldigen Absicht, den jungen Mann durch Liberalismus zu entwaffnen, zeigte er ihm eines Tages seine Sammlung von allen möglichen revolutionären Proklamationen und Flugblättern, sowohl russischen wie ausländischen, die er seit 1859 sorgfältig aufbewahrte, doch nicht etwa wie ein Liebhaber solcher Dinge, sondern einfach aus Neugier und weil sie ihm einmal vielleicht zustatten kommen konnten. Pjotr Stepanowtsch, der sofort seine Absicht durchschaute, sagte ganz ungeniert, daß in einer einzigen Zeile solch einer Brandschrift mehr Sinn stecke, als in irgendeiner Kanzlei, »die Ihrige übrigens nicht ausgenommen.«

Von Lembke sah ihn groß an.

»Aber es ist doch noch zu früh, viel zu früh«, sagte er fast bittend, indem er auf die Blätter wies.

»Nein, keineswegs zu früh: Sie fürchten sich doch, also ist es durchaus nicht zu früh.«

»Aber ich bitte Sie, hier ist zum Beispiel eine Aufforderung, die Kirchen zu zerstören!«

»Na, warum soll man das denn nicht? Sie sind doch ein kluger Mensch, glauben ja selbst an nichts und wissen doch nur zu gut, daß die Regierung die Religion bloß braucht, um das Volk dumm zu erhalten ... Wahrheit aber ist ehrlicher als Lüge.«

»Einverstanden, einverstanden, ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden, aber hier bei uns in Rußland ist es doch noch zu früh!« Von Lembke runzelte unwillig die Stirn.

»Was sind Sie denn eigentlich für ein Regierungsbeamter,

Digitized by Google

wenn Sie selbst damit einverstanden sind, daß man die Kirchen zerstören und mit Keulen bewaffnet auf Petersburg losmarschieren soll, und nur an der ins Auge gefaßten Zeit etwas auszusetzen haben?«

So unhöflich festgelegt, fühlte von Lembke sich äußerst pikiert.

»Ich meinte das nicht so, durchaus nicht so!« Er ließ sich von seiner gereizten Eigenliebe immer weiter fortreißen. »Sie, als junger Mensch, der Sie mit unseren Zielen gar nicht bekannt sein können, Sie täuschen sich vollkommen! Sehen Sie, mein lieber Pjotr Stepanowitsch, Sie nennen uns Beamte der Regierung? Schön. Selbständige Beamte? Schön. Aber erlauben Sie mal, wie handeln wir denn? Auf uns ruht die Verantwortung, und Summa Summarum dienen wir genau so der allgemeinen Sache, wie auch Sie. Nur halten wir das zusammen, was Sie auseinanderschütteln wollen und was ohne uns nach verschiedenen Seiten auseinandergleiten würde. Wir sind dabei nicht etwa eure Feinde; durchaus nicht, wir sagen euch sogar: geht voran, bereitet vor, ja schüttelt meinetwegen... – das heißt, ich meine jetzt nur jenes Alte, das sowieso umgeändert werden muß. Wir aber werden euch dann, wenn's nötig wird, schon in den nötigen Grenzen zurückzuhalten verstehen und euch somit vor euch selber behüten, denn ohne uns würdet ihr doch nur ganz Rußland ins Wanken und Schwanken bringen und ihm das anständige Aussehen nehmen, das es so doch wenigstens hat. Denn das ist ja gerade unsere Aufgabe, dieses anständige Äußere, wie gesagt, zu erhalten. Begreifen Sie doch, daß wir uns gegenseitig unentbehrlich sind, ganz wie in England die Tory und Whig. Nun, sehen Sie, wir sind die Tory und Sie die Whig – so verstehe ich es wenigstens.«

Digitized by Google

Von Lembke verfiel sogar in Pathos. Er liebte es, klug und liberal zu reden, noch von Petersburg her, und hier hörte zudem kein Vorgesetzter zu. Pjotr Stepanowitsch schwieg und war plötzlich von einem seltsamen, ganz ungewohnten Ernst. Das reizte den Redner noch mehr.

»Wissen Sie auch, daß ich der ‚Herr des Gouvernements' bin?« fuhr er daher fort, während er im Kabinett auf- und abging. »Wissen Sie auch, daß ich vor lauter Pflichten keine einzige zu erfüllen vermag, und andererseits kann ich sagen, und es ist ebenso wahr, daß ich hier überhaupt nichts zu tun habe. Das ganze Geheimnis besteht darin, daß hier alles von der Auffassung der Regierung abhängt. Mag die Regierung doch, wenn sie will, die Republik verkünden, nun da ... ich meine nur so, meinetwegen aus Politik oder zur Beruhigung der Leidenschaften – ... aber dann soll sie andererseits, parallel dem, die Macht der Gouverneure verstärken: und Sie werden sehen, wir Gouverneure verschlingen die Republik! Was sage ich, Republik! – Alles, was Sie wollen, werden wir verschlingen! Ich wenigstens fühle, daß ich imstande bin ... Mit einem Wort: mag die Regierung mir telegraphisch activité dévorante befehlen, und ich werde sofort mit der activité dévorante beginnen. Ich habe es ihnen hier gleich ins Gesicht gesagt: ‚Meine Herren, zum Gedeihen aller Institutionen sowie des ganzen Gouvernements ist vor allem eines nötig: die Verstärkung der Gouverneursmacht.' Sehen Sie, es ist unbedingt nötig, daß alle diese Institutionen – mögen es nun die der Landschaft oder der Justiz sein – gewissermaßen ein Doppelleben leben, das heißt, es ist nötig, daß sie da sind (ich gebe zu, daß sie unentbehrlich sind), aber andererseits ist es nötig, daß sie auch nicht da sind. Immer nach der Auffassung der Regierung

Digitized by Google

geurteilt! So ſtellt es ſich denn heraus, daß die Inſtitutionen, wenn ſie ſich plötzlich als notwendig erweiſen, dann da ſein müſſen. Vergeht aber dieſe Notwendigkeit, dann müſſen ſie wie überhaupt nicht vorhanden ſein. Sehen Sie, ſo verſtehe ich die activité dévorante. Aber die wird es nicht ohne Verſtärkung der Gouverneursmacht geben. Wir ſprechen ja hier unter vier Augen. Wiſſen Sie auch, daß ich ſchon nach Petersburg geſchrieben habe, daß es unbedingt nötig iſt, eine Schildwache vor das Gouvernementsgebäude zu ſtellen? Jetzt warte ich auf die Antwort.«

»Sie brauchen zwei Schildwachen«, ſagte Pjotr Stepanowitſch.

»Warum zwei?« von Lembke blieb vor ihm ſtehen.

»Na ſo, damit man Sie reſpektiere, iſt eine zu wenig. Sie brauchen unbedingt zwei.«

Andrei Antonowitſch verzog das Geſicht.

»Sie... Sie erlauben ſich, weiß Gott, ſchon etwas zu viel, Pjotr Stepanowitſch. Sie mißbrauchen meine Güte, um mir Anzüglichkeiten zu ſagen, und ſpielen dabei immer noch ſo irgendeinen bourru bienfaisant . . .«

»Na, das ſchon, wie Sie wollen,« meinte Pjotr Stepanowitſch, »aber Sie bahnen uns trotzdem den Weg und bereiten unſeren Erfolg vor.«

»Wen meinen Sie mit dieſen ‚uns‘ und was iſt das für ein ‚Erfolg‘?« von Lembke blieb erſtaunt wieder vor ihm ſtehen, doch eine Antwort erhielt er diesmal nicht.

Als Julija Michailowna den Bericht über dieſes Geſpräch vernommen hatte, war ſie abermals äußerſt ungehalten.

»Aber ich kann doch nicht deinen Favorit wie einen Untergebenen traitieren!« verteidigte ſich von Lembke. »Und noch

Digitized by Google

dazu, wenn wir unter vier Augen ſind ... Ich konnte mich verſprechen... aus gutem Herzen...«

»Aus leider etwas ſchon zu gutem! – Ich wußte außerdem nicht, daß du eine Sammlung von Flugſchriften haſt. Habe doch die Güte, ſie mir zu zeigen.«

»Aber ... er ... er hat ſie mitgenommen, auf einen Tag ... er bat mich.«

»Und wieder haſt du ihm ſo etwas ausgeliefert!« ärgerte ſich Julija Michailowna. »Welch eine neue Unvorſichtigkeit!«

»Ich werde ſofort zu ihm ſchicken, ſie zurückerbitten –«

»Du glaubſt wohl, daß er ſie dir geben wird?«

»Ich verlange es!« rief von Lembke empört und ſprang ſogar auf. »Wer iſt er, daß man ihn ſo fürchten muß, und wer bin ich, daß ich nichts mehr tun darf?«

»Setze dich bitte, und rege dich lieber nicht ſo auf«, hielt ihn Julija Michailowna zurück. »Zunächſt will ich auf den erſten Teil deiner Frage antworten: wer dieſer Pjotr Stepanowitſch iſt? Nun, er iſt mir vorzüglich empfohlen, iſt ſehr begabt und ſagt zuweilen äußerſt kluge Sachen. Karmaſinoff verſicherte mir, daß er faſt überall Verbindungen hat und die großſtädtiſche Jugend vollſtändig unter ſeinem Einfluß ſteht. Wenn es mir nun gelingt, dieſe Jugend durch ihn heranzuziehen und um mich zu gruppieren, ſo bewahre ich ſie vor dem Untergang, indem ich ihrem Ehrgeiz einen neuen Weg weiſe. Zudem iſt Pjotr Stepanowitſch mir von ganzem Herzen ergeben und gehorcht mir in allen Dingen.«

»Aber, hör mal, während man ſie da noch heranlockt, können ſie ja ... der Teufel weiß was machen! Ich verſtehe ja, das iſt eine Idee ...« verteidigte ſich von Lembke etwas unſicher. »Übrigens, um von etwas anderem zu

Digitized by Google

ſprechen: im H–ſchen Kreiſe ſind wieder neue Flugſchriften verbreitet worden.«

»Das wird wohl wieder nur ſo ein Gerücht ſein – wie im vorigen Sommer: Proklamationen, falſche Aſſignaten, und was noch alles, dabei iſt bis jetzt noch nicht ein einziges Exemplar geſehen worden. Wer hat dir denn das geſagt?«

»Blümer teilte mir mit...«

»Ach, ums Himmels willen, verſchone mich doch bitte endlich mit deinem ewigen Blümer! Daß du auch wirklich nie aufhören kannſt, mich an den zu erinnern! ...«

Julija Michailowna war ſo aufgebracht, daß ſie faſt keine Worte fand. Blümer war ein Beamter der Gouvernementskanzlei, den ſie ganz beſonders haßte. Aber auch davon ſpäter.

»Beunruhige dich, wie geſagt, bitte weiter nicht über Werchowenski«, ſchloß ſie endlich das Geſpräch. »Wenn er an irgendwelchen Dummheiten teilnähme, ſo – deſſen kannſt du ſicher ſein! – würde er mit dir und mir und uns allen ganz anders ſprechen. Nein, ein Phraſeur iſt nie gefährlich, und im übrigen ſage ich dir, wenn irgend etwas paſſieren ſollte, ſo werde ich womöglich noch die erſte ſein, die es durch ihn erfährt. Er iſt mir fanatiſch, geradezu fanatiſch ergeben.«

Ich möchte hier den Ereigniſſen vorgreifen und bemerken, daß, wenn Julija Michailowna nicht dieſen Ehrgeiz und Eigendünkel gehabt hätte, vielleicht all das nicht geſchehen wäre, was dieſe üblen Leutchen bei uns anzuſtiften vermochten. Für vieles iſt ſie verantwortlich!

Digitized by Google

Zehntes Kapitel

Vor dem Fest.

I

Der Tag des Festes, das Julija Michailowna zum besten der armen Lehrerinnen unseres Gouvernements veranstalten wollte, wurde mehrmals angesagt und dann doch immer wieder hinausgeschoben. Pjotr Stepanowitsch und jener kleine jüdische Beamte Lämschin, der eine Zeitlang auch Stepan Trofimowitschs Abende besucht hatte, nun aber beim Gouverneur wegen seines Klavierspiels in Gnaden zugelassen wurde, saßen fast täglich stundenlang bei Julija Michailowna; desgleichen Liputin, den sie zum Redakteur der zukünftigen unabhängigen Gouvernementszeitung erwählt hatte. Außerdem waren noch ein paar ältere und jüngere Damen, die sich lebhaft für das Fest interessierten, und nicht selten sogar Karmasinoff anwesend. Freilich tat der letztere in diesen Sitzungen wenig mehr, als mit zufriedenem Lächeln im voraus versichern, daß er das Publikum mit seiner Quadrille de la littérature geradezu in Entzücken versetzen werde. Die ganze »Gesellschaft« unserer Stadt hatte beträchtliche Summen geopfert, doch war es nicht sie allein, die an dem Fest teilnehmen sollte: das konnte vielmehr ein jeder, wenn er nur zahlte. Julija Michailowna meinte, daß man in gewissen Fällen die Vermengung der Klassen sehr

Digitized by Google

wohl zulaſſen dürfe, denn das trüge »zur Aufklärung« bei. Und ſo beſchloß man denn, daß das Feſt ein demokratiſches werden ſollte. Die verhältnismäßig große Einnahme aus der Subſkription verlockte natürlich ſofort zu größeren Ausgaben: man wollte jetzt etwas geradezu Wunderbares bieten, und das war denn auch der Grund, warum das Feſt immer wieder hinausgeſchoben werden mußte. Vor allem konnte man ſich nicht entſcheiden, wo der Ball ſtattfinden ſollte: in dem großen Hauſe des Adelsmarſchalls, das die Adelsmarſchallin für dieſen Tag zur Verfügung geſtellt hatte, oder bei Warwara Petrowna in Skworeſchniki. Bis nach Skworeſchniki wäre es für Fußgänger vielleicht etwas weit geweſen, aber viele Mitglieder des Komitees meinten, daß es dort jedenfalls weit »freier« ſein würde. Warwara Petrowna ſelbſt hätte viel darum gegeben, wenn man ſich für ihren Saal entſchieden hätte, doch iſt es gewiß ſchwer zu ſagen, warum eigentlich? Warum dieſe ſtolze Frau ſich bei Julija Michailowna geradezu einſchmeicheln wollte? Vielleicht gefiel es ihr, daß umgekehrt dieſe ihren Sohn ſo unendlich hochſchätzte und von einer Liebenswürdigkeit zu ihm war, wie ſonſt zu keinem? Ich will hier nochmals erwähnen, daß Pjotr Stepanowitſch in dieſer ganzen Zeit unentwegt fortfuhr, das Gerücht, das er ſchon früher in der Stadt verbreitet hatte, jetzt auch im Hauſe des Gouverneurs von Ohr zu Ohr zu tragen: daß nämlich Stawrogin in geheimnisvollſten Beziehungen zu den geheimnisvollſten Mächten ſtehe, und daß er, wie man auf das beſtimmteſte wiſſe, mit einem großen und ſchwerwiegenden Auftrage hergekommen ſei.

Es hatte damals eine merkwürdige Stimmung die Geiſter ergriffen. Und beſonders unter unſeren Damen machte ſich

Digitized by Google

ein gewiſſer Leichtſinn bemerkbar, von dem man dabei nicht einmal behaupten konnte, daß er ſich nur allmählich entwickelt hätte. Wie vom Winde hergeweht hatten ſich plötzlich freie Auffaſſungen verbreitet. Es begann ganz allgemein ein leichteres Leben, voll von Exzentrizitäten und Freiheiten. Später, als alles wieder vorüber war, beſchuldigte man ganz öffentlich nur Julija Michailowna und den Einfluß, den ſie auf die Jugend der Stadt ausgeübt hatte. Doch iſt es nicht richtig, daß ſie allein an allem die Schuld trug. Im Gegenteil, diejenigen hatten auch nicht ſo ganz unrecht, welche anfänglich die neue Gouverneurin geradezu lobten, und zwar vor allem deshalb, weil ſie es verſtünde, die Geſellſchaft zuſammenzuhalten und das Leben in ihr im guten Sinne angenehmer zu machen. Mit den paar kleinen Skandalen, die inzwiſchen paſſierten, hatte Julija Michailowna auch nicht das geringſte zu tun. Im übrigen aber nahm man auch dieſe Skandale nicht allzu ernſt, ſondern lachte über ſie, fand ſie ſehr amüſant, und leider war niemand da, der ſich in den Weg geſtellt und geſagt hätte, daß man den Dingen nicht immer ſo weiter ihren Lauf laſſen durfte. Nur eine kleine, oder vielleicht auch nicht einmal ſo kleine Gruppe, die die Verhältniſſe denn doch etwas anders anſah, hielt ſich abſeits, aber ſelbſt in ihr war man im ſtillen mehr geneigt, zu lächeln als zu murren.

Es bildete ſich, wie ich mich erinnere, ganz von ſelbſt ein ziemlich großer Kreis, deſſen Mittelpunkt tatſächlich in Julija Michailownas Salon lag. Dieſe jugendliche Geſellſchaft hatte es ſich beſonders zur Aufgabe geſtellt, Streiche zu machen. Außer den jungen Leuten gehörten auch mehrere junge Mädchen und ſelbſt junge Frauen zu ihr. Man veranſtaltete Picknicks, Tanzgeſellſchaften, zog in ganzen Ka-

Digitized by Google

valkaden, zu Wagen und zu Pferde, durch die Stadt, wobei Pjotr Stepanowitsch und Liputin auf gemieteten Kosakenpferden immer lustig mittrabten. Man suchte Abenteuer oder führte sie womöglich absichtlich herbei, einzig um der Lachlust und Vergnügungssucht zu genügen. Die übrigen Einwohner der Stadt behandelte man als ausgemachte Dummköpfe. Die Streiche waren meist ziemlich unschuldiger Natur. Doch einmal, als man durch Lämschin frühmorgens darüber unterrichtet worden war, daß ein junger Gatte seine junge Frau in der Hochzeitsnacht irgendwie rücksichtslos behandelt hatte, setzten sich ihrer zehn Mann sofort in den Sattel, um das junge Paar bei den am nächsten Tage üblichen Visiten abzufangen. Kaum hatten sie die Neuvermählten erblickt, als denn auch schon die ganze Kavalkade den Wagen mit Hallo umringte und dann das arme Paar den ganzen Vormittag von Haus zu Haus begleitete. Sie beleidigten zwar weiter niemanden, sondern gaben nur lachend ein »Ehrengeleit«, doch war es immerhin ein richtiger Skandal, den sie dadurch in der Stadt erregten. Diesmal ärgerte sich von Lembke denn auch ernstlich und hatte mit Julija Michailowna wieder einmal eine lebhafte Auseinandersetzung. Auch Julija Michailowna war sehr ungehalten über die »Jungen« und gedachte schon, sie irgendwie zu bestrafen, und doch verzieh sie ihnen am anderen Tage wieder einmal, da ihr Pjotr Stepanowitsch dazu riet und Karmasinoff den Scherz sogar geistreich fand.

»Das ist doch weiter nicht schlimm«, sagte er. »Wenigstens ist es ein ritterlicher und... mutiger Streich. Sie sehen doch, daß im Grunde alle darüber lachen, nur Sie sind ungehalten.«

Doch alsbald sollten auch wirklich unverzeihliche Streiche folgen, die einen schon ganz anderen Ton hatten.

Digitized by Google

In unserer Stadt erschien eine Buchtrödlerin, die billige Bibeln verkaufte. Es war eine achtbare und nicht einmal ungebildete Frau, wenn auch nur eine einfache Kleinbürgerin. Wieder war es derselbe Lämschin, der ihr, unter dem Vorwande, eines ihrer Bücher kaufen zu wollen, ein Paket unanständiger ausländischer Photographien in den Sack steckte. Als nun die arme Frau auf dem Markt ihre Bücher aus dem Sack hervorholte, fielen plötzlich die Photographien heraus. Es erhob sich zuerst ein Gelächter, die Gruppe vor ihrem Stand vergrößerte sich, man wurde unwillig und schließlich begann man zu schimpfen. Unfehlbar wäre es zu einer Schlägerei gekommen, wenn nicht die Polizei die bedrohliche Versammlung auseinandergebracht und die arme Frau auf der Wache eingesperrt hätte. Mittlerweile aber hatte Mawrikij Nikolajewitsch Drosdoff die näheren Einzelheiten dieser häßlichen Geschichte erfahren und in seiner Empörung sofort die nötigen Schritte getan, um die Unschuldige zu befreien, was ihm endlich gegen Abend auch gelang. Da wollte denn Julija Michailowna den kleinen Lämschin entschieden nicht mehr empfangen, doch schon am selben Abend geschah es, daß die ganze Schar im Triumph mit Lämschin in der Mitte bei ihr erschien und berichtete, daß er ein ganz entzückendes Stückchen komponiert habe, das sie wenigstens noch anhören müsse. Die Komposition erwies sich in der Tat als ungewöhnlich. Sie hieß: »Der deutsch-französische Krieg«, und begann mit den stolzen Tönen der Marseillaise:

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Man hörte ordentlich die ganze Aufgeblasenheit des Rufes, hörte schon den Rausch der zukünftigen Siege! Doch plötzlich, gleichzeitig mit der meisterhaft variierten Hymne, be-

Digitized by Google

gann irgendwo unten, seitlich, gleichsam in einer Ecke, aber eigentlich doch recht nah, ein dünnes, schwaches, hohes Stimmchen »Mein lieber Augustin« zu singen. Die Marseillaise bemerkt es zunächst gar nicht, sie ist berauscht von ihrer Größe, aber der Augustin wird stärker, der Augustin wird immer frecher und schon singt der Augustin ganz unverhofft zusammen mit der Marseillaise. Jetzt bemerkt die Marseillaise endlich den kleinen Augustin, ärgert sich aber zunächst nur über ihn, will ihn abschütteln, verjagen – aber mein lieber Augustin hält fest. Mein lieber Augustin ist heiter und selbstbewußt, ist froh und wird tätlich, die Marseillaise dagegen wir allmählich immer dümmer: jetzt verbirgt sie es nicht mehr, daß sie sich ärgert, daß sie sich beleidigt fühlt. Das ist schon das Geschrei des heftigsten Unwillens, das sind Tränen und Schwüre mit zur Vorsehung erhobenen Händen:

Pas un pouce de notre terrain, pas une pierre
de nos forteresses!

Doch schon ist sie gezwungen, im gleichen Takt mit Augustin zu singen ... Ihre Melodie geht irgendwie auf die dümmste und lächerlichste Weise in die des lieben Augustin über, sie beugt sich, sie zergeht... Nur zuweilen noch tönt es wieder: qu'un sang impur ... doch sofort wird es von Augustin verschlungen und geht über in einen banalen Walzer: das ist Jules Favre, der an Bismarcks Brust schluchzt und alles, alles hingibt... Aber schon wird Augustin wild: man hört heisere Schreie, fühlt maßlos getrunkenes Bier, Tollwut der Selbstüberhebung, Forderung von Milliarden, feinen Zigarren, Champagner und Garantien ... Augustin wird zum rasenden Gebrüll... So endet der deutsch-

Digitized by Google

franzöſiſche Krieg. Alles applaudiert, Julija Michailowna aber ſagt lächelnd: »Wie ſoll man ihm denn nicht verzeihen?« – und der Friede iſt geſchloſſen. Lämſchin hatte entſchieden ein gewiſſes muſikaliſches Talent. Stepan Trofimowitſch verſicherte mir einmal, daß die größten Genies ſehr wohl die größten Schurken ſein könnten, und daß das eine das andere durchaus nicht aufhebe. Später hieß es allerdings, daß Lämſchin dieſes Stück von einem beſcheidenen jungen Menſchen, der ihn auf der Durchfahrt beſucht hatte, gewiſſermaßen geſtohlen habe. Übrigens karikierte Lämſchin, derſelbe Lämſchin, der ſich mehrere Jahre lang bei Stepan Trofimowitſch einzuſchmeicheln verſucht hatte, jetzt zuweilen bei Julija Michailowna auch Stepan Trofimowitſch – und zwar als »Freidenker der vierziger Jahre«. Alle krümmten ſich vor Lachen. So wurde Lämſchin immer unentbehrlicher. Zudem hing er ſich ſklaviſch an Pjotr Stepanowitſch, der ſeinerſeits um dieſe Zeit ſchon einen bis zur Unglaublichkeit großen Einfluß auf Julija Michailowna ausübte.

Die Erwähnung Lämſchins bringt mich auf eine andere und ſchon wahrhaft empörende Geſchichte, an der er, wie man verſicherte, wieder ſeinen Anteil hatte.

Eines Morgens verbreitete ſich in der Stadt die Nachricht von einer ganz gemeinen, abſcheulichen Tat. Neben dem Portal der alten Muttergotteskirche, der älteſten in unſerer alten Stadt, hing in einer Niſche, hinter Glas und einem Schutzgitter, ſchon ſeit undenklicher Zeit ein großes Heiligenbild der Maria. Nun hatte man, wie es hieß, das Glas zerſchlagen und ein paar Edelſteine aus der Krone der Gottesmutter geſtohlen. Die Hauptſache aber war, daß man hinter das oben zertrümmerte Glas eine lebendige Maus geſteckt hatte. Die Empörung über dieſe ſkandalöſe Religions-

Digitized by Google

verſpottung war groß: das fromme Volk drängte ſich den ganzen Tag ſeit dem frühen Moregn zum Heiligenbilde und betete davor. Heute nun, nach vier Monaten, weiß man, daß Fedjka dieſen Diebſtahl begangen hat, doch ſchon damals hieß es, daß Lämſchin dabei geweſen ſei. Und heute ſagt man, daß nur er die Maus hineingeſetzt haben könne.

Auf Herrn von Lembke machte dieſer unſelige Vorfall einen furchtbaren Eindruck. Julija Michailowna ſoll geäußert haben, wie man mir erzählte, daß ſchon nach dieſer Aufregung jene ſonderbare Schwermut ihres Mannes begonnen habe, die dann durch ſpätere Ereigniſſe verhängnisvoll wurde, und die ihn auch jetzt noch in der Schweiz, wohin man ihn vor zwei Monaten brachte, nicht verlaſſen hat.

An jenem Tage nun ging ich ungefähr um ein Uhr an jener Kirche vorüber. Das Volk ſtand ſtumm vor dem Portal und betete. Da kam gerade ein reicher Kaufmann in einer Equipage angefahren, um das Bild zu küſſen und ſeine Spende auf den Teller zu legen, den ein Mönch, der bei dem Heiligenbilde Wache hielt, für die Spenden neben ſich auf einen Stuhl geſtellt hatte. Gleich darauf fuhr ein leichter Wagen mit zwei jungen Damen in Begleitung zweier Herren vor. Die beiden jungen Herren ſtiegen aus und drängten ſich durch das Volk bis vor das Heiligenbild. Beide nahmen die Hüte nicht ab und der eine drückte ſich ſogar noch einen Klemmer auf die Naſe. Das Volk begann ſchon zu murren. Der Held mit dem Klemmer zog ſein elegantes ſaffianledernes Portemonnaie hervor, das mit Scheinen geradezu vollgepfropft war, und entnahm ihm nach langem Suchen eine einzige Kopeke, die er dann nachläſſig auf den Teller warf. Darauf wandten ſich beide lachend und laut ſprechend wieder zum Wagen. Wenige Augenblicke vor-

Digitized by Google

her waren aber gerade Lisaweta Nikolajewna und Mawrikij Nikolajewitsch herangeritten. Lisa sprang gewandt vom Pferde, warf die Zügel ihrem Vetter zu und trat gerade in dem Augenblick zum Heiligenbild, als der eine die Kopeke auf den Teller warf. Sie errötete vor Unwillen, nahm sofort ihren runden Hut ab, streifte die Handschuhe von den Händen, kniete vor dem Bilde auf dem schmutzigen Trottoir nieder und verneigte sich dreimal bis zur Erde. Darauf nestelte sie ihr Geldbeutelchen hervor, doch als sie in ihm nur Silbergeld fand, nahm sie sofort ihre Brillantohrringe ab und legte diese auf den kupfernen Teller.

»Das ist doch erlaubt? Edelsteine? Zum Schmuck für das Bild?« fragte sie erregt den Mönch.

»Jede Spende ist eine gute Tat«, antwortete dieser.

Das Volk schwieg, ohne Mißfallen oder Beifall zu äußern. Lisaweta Nikolajewna bestieg in ihrem vom Knien beschmutzten Kleide wieder das Pferd und ritt davon.

II

Zwei Tage nach diesem aufregenden Ereignis begegnete ich Lisa wieder auf der Straße. Eine ganze Gesellschaft hatte sich zu Wagen und zu Pferde aufgemacht, um irgend wohin zu fahren. Lisa, die darunter war, gab sofort den Befehl, zu halten, und verlangte eigensinnig, daß ich mitkäme. In ihrem Wagen fand sich denn auch noch ein Platz, auf den ich fast mit Gewalt gesetzt wurde. Sie stellte mich lachend den jungen, meist sehr eleganten Damen vor und erklärte mir sofort, daß es ein ganz besonderer Ausflug werden sollte. Lisa war ausgelassen lustig, und überhaupt schien sie, wenn man nach dem Äußeren schloß, in dieser

Digitized by Google

Zeit geradezu übermäßig glücklich zu ſein. Das Ziel des Ausflugs war in der Tat ein »beſonderes«: man wollte nämlich über den Fluß zum Kaufmann Sewoſtjanoff fahren, der in einem Flügel ſeines Hauſes ſchon ſeit zehn Jahren unſeren geſegneten, allgemein, ſogar in Petersburg, bekannten Propheten Semjon Jakowlewitſch beherbergte. Dieſen Semjon Jakowlewitſch beſuchte alle Welt: man riß ſich faſt um ein gnädiges Wort von ihm, verneigte ſich und legte reiche Geldſpenden nieder, die er dann, wenn er ſie nicht gleich unter die armen Beſucher verteilte, gottesfürchtig an Klöſter und Kirchen gab. So ſtand denn auch ſtets ein Mönch bei ihm, der die Gaben entgegennahm. Von der jungen Geſellſchaft hatte noch niemand Semjon Jakowlewitſch geſehen und man verſprach ſich ungemein viel von dieſem Beſuch. Nur Lämſchin war früher einmal bei ihm geweſen und verſicherte, daß der Prophet ihn mit einem Beſen hinausgejagt und ihm noch gekochte Kartoffeln nachgeworfen habe. Unter den Reitern befanden ſich auch Pjotr Stepanowitſch, der ſich wie gewöhnlich ſehr ſchlecht auf ſeinem gemieteten Koſakenpferde hielt, und – Nikolai Stawrogin. Der letztere nahm nur ganz ausnahmsweiſe einmal an einer dieſer allgemeinen Vergnügungen teil: an dem Tage ſah er ziemlich heiter aus, doch ſprach er, wie immer, nur wenig. Als wir kurz vor der Brücke an einem kleinen Gaſthauſe vorüberfuhren, machte plötzlich jemand die Bemerkung, daß ein Gaſt ſich daſelbſt erſchoſſen habe und die Polizei erwartet werde. Sofort wurde beſchloſſen, auszuſteigen und ſich den Toten anzuſehen. Vor allem waren unſere Damen gleich dabei, denn einen Selbſtmörder – den ſah man doch nicht alle Tage. Ich erinnere mich noch, daß eine von ihnen bemerkte: »Ach, es iſt einem ja alles ſchon langweilig ge-

Digitized by Google

worden! Warum ſich da noch weiter zieren! Das wäre doch einmal etwas anderes.« Nur wenige blieben im Wagen und warteten: die anderen dagegen drängten ſich in einem dichten Haufen durch den Eingang in den ſchmalen, unſauberen Korridor – und unter dieſen bemerkte ich zu meinem Erſtaunen auch Liſaweta Nikolajewna. Das Zimmer, in dem die Leiche lag, war nicht verſchloſſen. Natürlich wagte man es nicht, uns etwa nicht hineinzulaſſen. Der Selbſtmörder war faſt noch ein Knabe, jedenfalls beſtimmt nicht älter als neunzehn Jahre: ein hübſcher Menſch, mit dichtem, welligem, blondem Haar und einem ſchmalen, feinen Geſicht. Er war ſchon erſtarrt und ſeine weiße Haut ſah wie Marmor aus. Auf dem Tiſch lag ein Blatt Papier, auf das er geſchrieben hatte, daß niemand an ſeinem Tode ſchuld ſei und er ſich erſchoſſen habe, weil er vierhundert Rubel »durchgebracht« (dieſes Wort ſtand buchſtäblich auf dem Blatt). In den vier Zeilen waren drei orthographiſche Fehler. An ſeiner Leiche ſaß ein alter, dicker Gutsbeſitzer, der den Toten zu kennen ſchien und wahrſcheinlich gleichfalls in dieſem Gaſthauſe abgeſtiegen war. Aus ſeinen wortreichen Klagen ging hervor, daß der Jüngling von ſeiner verwitweten Mutter, von Tanten und Schweſtern in die Stadt zu einer Verwandten geſchickt worden war, um verſchiedene Einkäufe für die Ausſteuer ſeiner älteſten Schweſter, die bald heiraten ſollte, zu machen. Man hatte ihm dazu vierhundert Rubel, die jahrzehntelang zuſammengeſpart worden waren, eingehändigt, und ihn dann mit Gebeten und Segenswünſchen und unter endloſen Predigten abgeſchickt. Der Junge war bis dahin ſehr beſcheiden und ein guter, hoffnungsvoller Sohn geweſen. In der Stadt aber hatte er ſich nicht zu der Verwandten, ſondern in das Gaſthaus

Digitized by Google

begeben und von hier direkt in eine Kneipe, wo er ſpielen wollte. Als er kurz vor Mitternacht ins Gaſthaus zurückgekehrt war, hatte er Champagner, Havannazigarren und ein Abendeſſen von ſechs oder ſieben Gängen verlangt. Aber der Champagner war ihm gar bald zu Kopf geſtiegen und von den Zigarren war ihm übel geworden, ſo daß er das Eſſen nicht einmal angerührt, ſondern ſich faſt krank und dabei halb betrunken ins Bett gelegt hatte. Am anderen Tage, nachdem er ſich ausgeſchlafen, war er ſofort in das Zigeunerlager hinter der Vorſtadt gegangen und ganze zwei Tage dort geblieben. Am dritten Tage war er um fünf Uhr betrunken zurückgekehrt, hatte ſich ſofort hingelegt und bis zehn Uhr abends geſchlafen. Dann hatte er ein Beefſteak, eine Flaſche Champagner, Weintrauben, Papier, Tinte und die Rechnung verlangt. Niemand hatte etwas Beſonderes an ihm bemerkt: er war ruhig, ſtill und freundlich geweſen. Wahrſcheinlich hatte er ſich um Mitternacht erſchoſſen, doch niemand hatte den Schuß gehört. Erſt heute um eins, als es in ſeinem Zimmer ſelbſt nach langem Klopfen totenſtill geblieben war, hatte man die Tür aufgebrochen. Die Flaſche war nur halb leer und von den Weintrauben hatte er nicht viel gegeſſen. Mit einem kleinen Revolver, der ihm ſpäter aus der Hand gefallen war, hatte er ſich ins Herz geſchoſſen: der Tod mußte ſofort eingetreten ſein – es war nur ſehr wenig Blut aus der Wunde gefloſſen. Er ſaß halb liegend auf dem Sofa, als ob er nur eingeſchlafen wäre, und der Ausdruck ſeines Geſichts war ruhig, ja faſt glücklich. Alle ſahen ihn mit gieriger Neugier an. Wohl in jedem Unglück eines Menſchen liegt etwas, das die anderen aufmuntert. Die Damen betrachteten den Toten ſchweigend. Die Herren dagegen zeichneten ſich durch Geiſtesgegenwart und Scharf-

Digitized by Google

ſinn in ihren Bemerkungen aus. Lämſchin aber, der es wohl für ſeine Ehrenpflicht hielt, auch jetzt den Narren zu ſpielen, zupfte plötzlich von der Weintraube eine Beere ab, dann noch eine und noch eine, und ſtreckte ſchon die Hand nach der Flaſche aus, um mit ihr irgendeinen »Witz« zu machen, als der Polizeimeiſter eintrat und uns bat, das Zimmer zu verlaſſen. Da ſich alle ſchon ſattgeſehen hatten, gingen wir denn auch ſofort wieder hinaus. Den Reſt des Weges legten wir unter womöglich noch ausgelaſſener Heiterkeit und noch luſtigeren Scherzen zurück.

Um ein Uhr langten wir bei Semjon Jakowlewitſch an. Das Hoftor des großen Kaufmannshauſes war weit offen, desgleichen die Tür des Flügels, in dem Semjon Jakowlewitſch wohnte. Man ſagte uns, daß er gerade zu Mittag ſpeiſte, doch trotzdem empfinge. Unſere ganze Schar trat ins Haus. Das Zimmer, in dem er ſich befand, war groß, mit drei mächtigen Fenſtern, und durch ein etwa meterhohes Holzgitter in zwei Teile geteilt. Gewöhnlich blieben die Leute, die ihn beſuchten, in der erſten Hälfte, und nur einzelne Glückskinder, die er ſelbſt bezeichnete, wurden durch die kleine Tür des Holzgitters zu ihm geführt, wo er ihnen dann, wenn's ihm gefiel, ſeine alten Lederſtühle oder das Sofa zuwies; er ſelbſt blieb ſtets unverändert in ſeinem alten Großvaterſtuhl ſitzen. Semjon Jakowlewitſch war ein ziemlich großer, etwas aufgedunſener Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, blond und kahlköpfig, mit einem gelben, glattraſierten Geſicht, dünnem, weichem Haar und geſchwollener rechter Backe, die ſeinen Mund ein wenig ſchief zog; neben dem linken Naſenflügel war eine große Warze; die Augen lagen wie in ſchmalen Spalten und der Geſichtsausdruck war ruhig, ſolide, faſt verſchlafen. Er trug einen

Digitized by Google

ſchwarzen Gehrock, wie ein deutſcher Schullehrer, doch weder Kragen noch Halstuch, ſondern nur ein dickes, doch ſauberes ruſſiſches Hemd unter dem Rock. Seine offenbar kranken Füße ſtaken in mächtigen Hausſchuhen. Es hieß, er ſei früher Beamter geweſen und habe ſogar einen anſehnlichen Titel gehabt. Als wir eintraten, hatte er gerade eine Fiſchſuppe gegeſſen und machte ſich nun an ſein zweites Gericht: Kartoffeln in der Schale mit Salz. Anders pflegte er ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr zu eſſen; er trank nur viel Tee, den er ſehr liebte. Ihn bedienten drei Dienſtboten, die der Kaufmann für ihn hielt: der eine von ihnen ſah wie ein Kontordiener aus, der andere wie ein Kirchendiener und der dritte war im Frack. Außer dieſen Dienſtboten war noch ein munterer Knabe zugegen, ſowie ein alter, grauer, dicker Mönch, mit einer Sammelbüchſe in der Hand. Auf einem der Tiſche kochte ein rieſengroßer Samowar, neben dem auf einem Teebrett ungefähr zwei Dutzend Gläſer ſtanden. Auf dem anderen Tiſche lagen die Gaben: mehrere Zuckerhüte und auch kleinere Zuckerpakete, zwei Pfund Tee, ein Paar Hausſchuhe, ein ſeidenes Halstuch, ein Stück Tuch und mehrere Leinwandrollen. Die Geldſpenden kamen faſt alle in die Sammelbüchſe des Mönches. Ungefähr zehn fremde Menſchen ſtanden in der vorderen Hälfte des Zimmers und zwei, ein frommer Greis und ein kleiner, furchtbar magerer Mönch, der würdevoll und mit niedergeſchlagenen Augen vor ſich hinſah, ſaßen hinter dem Holzgitter: es waren lauter einfache Leute, außer einem dicken Kaufmann in ruſſiſcher Tracht, der aus der Kreisſtadt hergekommen war, und den alle als Milionär kannten, – ſowie einer alten Dame und einem Gutsbeſitzer. Alle erwarteten ſie ihr Heil und wagten nicht ein Wort zu ſprechen, vier

Digitized by Google

lagen auf den Knien und von ihnen zog wieder ganz beſonders der dicke Gutsbeſitzer die Aufmerkſamkeit auf ſich, der an der ſichtbarſten Stelle, ganz nah am Holzgitter kniete und ehrfürchtig ſchon eine Stunde lang auf einen Blick oder ein gütiges Wort Semjon Jakowlewitſchs wartete, – dieſer jedoch ſchenkte ihm auch nicht die geringſte Beachtung.

Unſere Damen drängten ſich faſt bis zum Gitter vor und tuſchelten vergnügt untereinander. Die Knienden und die anderen Wartenden wurden von ihnen zurückgedrängt, nur der dicke Gutsbeſitzer blieb ſtandhaft auf ſeinem Platz. Neugierige, heitere Blicke richteten ſich auf Semjon Jakowlewitſch, gleichwie Lorgnons, Klemmer, Eingläſer – und Lämſchin zog ſogar ein Fernrohr aus der Taſche. Semjon Jakowlowitſch überblickte ruhig und träge die ganze luſtige Schar.

»Ach, ihr Liebäugelnden, ihr Liebäugelnden!« geruhte er mit etwas heiſerem Baß leicht auszurufen.

Die ganze Schar lachte auf. »Was heißt das: ‚Ach, ihr Liebäugelnden‘?«

Doch Semjon Jakowlowitſch ſchwieg und aß ſeine Kartoffeln. Endlich wiſchte er ſich mit der Serviette den Mund und ließ ſich Tee reichen.

Den Tee pflegte er gewöhnlich nicht allein zu trinken, vielmehr befahl er, auch ſeinen Beſuchern und Gäſten Tee zu reichen, doch nicht etwa jedem, ſondern nur denen, die er dann ſelbſt dem Diener zeigte – als diejenigen, welche er beſonders beglücken wollte. Seine Wahl erſtaunte meiſtens alle Anweſenden, denn er überging gewöhnlich die Reichen und Würdevollen und befahl irgendeinem armen und unſcheinbaren Greiſe den Tee zu bringen; ein anderes Mal aber überging er wieder die Armen und beglückte irgend-

Digitized by Google

einen dicken, schwerreichen Kaufmann. Auch eingießen ließ er den Tee ganz verschieden, einige bekamen ihn mit, einige ohne Zucker. Diesmal befahl er, dem mageren Mönch eine Tasse mit Zucker zu reichen und dem Greise eine ohne Zucker, der dicke Mönch aber mit der Sammelbüchse erhielt diesmal keinen Tee, wie sonst fast täglich.

»Semjon Jakowlewitsch, sagen Sie mir doch bitte auch etwas. Ich habe schon so lange Ihre Bekanntschaft zu machen gewünscht«, sagte kokett lächelnd jene selbe junge Dame aus unserem Wagen, die vorher geäußert hatte, daß einem schon alles langweilig geworden sei.

Semjon Jakowlewitsch sah sie nicht einmal an. Der knieende Gutsbesitzer seufzte tief auf.

»Mit Zucker!« wies plötzlich Semjon Jakowlewitsch auf den Millionär.

Der trat vor und stellte sich neben den knienden Gutsbesitzer.

»Gib ihm noch mehr Zucker!« befahl Semjon Jakowlewitsch, als der Tee eingegossen war. Der Diener tat noch eine Portion Zucker in das Glas. »Mehr, gib ihm mehr!« – eine dritte und schließlich eine vierte Portion wurden dazu getan.

Widerspruchslos begann der Kaufmann seinen Syrup zu trinken.

»Allmächtiger Gott!« flüsterte das Volk und bekreuzte sich.

Der Gutsbesitzer seufzte wieder laut und tief.

»Väterchen! Semjon Jakowlewitsch!« ertönte plötzlich die Stimme der alten Dame, die unsere Schar an die Wand zurückgedrängt hatte, doch die Stimme klang so laut und scharf, wie man es gar nicht erwartet hätte. »Eine ganze

Digitized by Google

Stunde, Väterchen, warte ich ſchon auf deinen Segen. Sprich doch dein Urteil, erlöſe mich Waiſe, Väterchen!«

»Frage!« ſagte Semjon Jakowlewitſch zu dem Kirchendiener.

Der trat an das Gitter:

»Haben Sie das erfüllt, was Semjon Jakowlewitſch Ihnen das vorige Mal anbefohlen hat?« fragte er die Witwe mit leiſer, gemeſſener Stimme.

»Was, Väterchen, was erfüllt! Was kann man denn da erfüllen!« rief die Witwe. »Dieſe Menſchenfreſſer! Haben mich verklagt, drohen mit dem Senat... und das der leiblichen Mutter!...«

»Gib ihr!...« befahl Semjon Jakowlewitſch und wies auf einen Zuckerhut. Der Knabe lief ſchnell zum Tiſch, nahm den Zuckerhut und brachte ihn der Witwe.

»Ach, Väterchen, groß iſt deine Gnade! Aber wohin ſoll ich damit?« klagte die Witwe weiter.

»Noch, noch!« beſchenkte Semjon Jakowlewitſch ſie weiter.

Ein zweiter Zuckerhut wurde zu ihr geſchleppt und auf ſeinen Befehl noch ein dritter und vierter. Die Witwe war ſchon ganz mit Zuckerhüten umſtellt. Der dicke Mönch ſeufzte niedergeſchlagen; das alles hätte in das Kloſter kommen können, wie es früher ſchon oft geſchehen war.

»Aber wohin ſoll ich mit ſo viel?« jammerte jetzt ſchon die Witwe. »All das für mich allein – mir wird ja von ſo viel Zucker übel werden!... Oder ſoll das irgend was bedeuten, Väterchen?«

»Siehſt du denn das nicht?« ſagte jemand von den Bauern.

»Noch, gib ihr noch ein Pfund!« Semjon Jakowlewitſch hörte nicht auf, ſie zu beſchenken.

Digitized by Google

Auf dem Tisch stand noch ein ganzer Zuckerhut; da er aber befohlen hatte, ihr nur noch ein Pfund zu geben, so brachte man ihr auch nur noch ein Pfund Zucker.

»Herrgott, Allmächtiger!« seufzte das Volk und bekreuzte sich. »Sichtbares Zeichen! Großer Gott!«

»Versüßen Sie zuerst Ihr Herz mit Güte und Barmherzigkeit und dann kommen Sie wieder, um über Ihre eigenen Kinder zu klagen, über Ihr eigenes Fleisch und Bein – das soll, glaube ich, wohl all dieser Zucker bedeuten«, sagte leise, doch selbstzufrieden der dicke Mönch, der diesmal keinen Tee bekommen hatte, und der es nun aus gereizter Eigenliebe auf sich nahm, die Handlungsweise zu deuten.

»Was fällt dir ein?« ärgerte sich die Witwe. »Haben sie mich doch mit Gewalt ins Feuer ziehen wollen, als es bei Worchischins brannte? Sie haben mir auch eine tote Katze in meinen Kasten gelegt, sind überhaupt zu jeder Gemeinheit bereit...«

»Jage sie hinaus, hinaus!« rief plötzlich Semjon Jakowlewitsch, mit den Armen fuchtelnd.

Der Kirchendiener und der Knabe kamen sofort in den vorderen Teil des Zimmers, der erstere nahm die Frau bei der Hand und führte sie hinaus, während sie sich in einem fort nach ihren Zuckerhüten, die der Knabe nachschleppte, umsah.

»Nimm einen wieder zurück!« befahl Semjon Jakowlewitsch dem bei ihm gebliebenen Kontordiener, der ihnen denn auch sofort nacheilte. Nach kurzer Zeit kamen alle drei mit dem einen Zuckerhut wieder zurück; so hatte die Witwe schließlich nur drei bekommen.

»Semjon Jakowlewitsch,« ertönte plötzlich eine Stimme an der Tür, »ich habe im Traum einen Vogel gesehen, einen

Digitized by Google

Häher, er ſtieg aus dem Waſſer auf und flog ins Feuer. Was bedeutet das, Väterchen?«

»Froſt!« ſagte Semjon Jakowlewitſch.

»Semjon Jakowlewitſch, warum antworten Sie mir denn gar nicht? Ich intereſſiere mich doch ſchon ſo lange für Sie!« begann wieder unſere junge Dame.

»Frage!« Semjon Jakowlewitſch wies auf den knienden Gutsbeſitzer, ohne ſie zu beachten.

Der dicke Mönch, dem der Befehl gegeben wurde, trat würdevoll zum Knienden und fragte:

»Worin haben Sie geſündigt? War Ihnen nicht befohlen worden, etwas zu erfüllen?«

»Nicht zu ſchlagen, den Händen keine Freiheit zu geben!« ſagte der Gutsbeſitzer mit heiſerer Stimme.

»Haben Sie das erfüllt?«

»Kann nicht! Die eigene Kraft überwältigt mich!«

»Jag' ihn! Mit dem Beſen, mit dem Beſen!« rief Semjon Jakowlewitſch und fuchtelte wieder mit den Armen.

Der Gutsbeſitzer ſprang auf und lief, ohne auf den Beſen zu warten, aus dem Zimmer.

»Hat ein Goldſtück hier gelaſſen«, meldete der Mönch.

»Gib's dem!« Semjon Jakowlewitſch wies auf den Millionär.

Der reiche Kaufmann wagte nicht zu widerſprechen und nahm das Geld.

»Das Gold zum Golde«, konnte der Mönch nicht unterlaſſen, zu bemerken.

»Und dieſem mit Zucker!« Semjon Jakowlewitſch wies plötzlich auf Mawrikij Nikolajewitſch.

Der Diener goß den Tee ein und trat mit dem Glaſe aus Verſehen zu dem Fant mit dem Klemmer.

Digitized by Google

»Dem Langen, dem Langen!« rief Semjon Jakowlewitſch.

Mawrikij Nikolajewitſch nahm das Glas und machte eine kurze militäriſche Verbeugung. Ich weiß nicht warum – aber die ganze Schar wieherte plötzlich vor Lachen über dieſe Verbeugung.

»Mawrikij Nikolajewitſch!« wandte ſich Liſa haſtig an ihn, »knien Sie bitte auf demſelben Platz nieder, auf dem dieſer Herr ſtand! – der da fortlief!«

Mawrikij Nikolajewitſch ſah ſie verſtändnislos an.

»Ich bitte Sie, Sie werden mir ein großes Vergnügen bereiten! Hören Sie, Mawrikij Nikolajewitſch,« ſagte ſie eigenſinnig und erregt, »knien Sie unbedingt nieder, ich will unbedingt ſehen, wie Sie knien! Wenn Sie das nicht tun – kommen Sie nie mehr unter meine Augen! Ich will das, – unbedingt!...«

Warum ſie das wollte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls verlangte ſie es in unerbittlichem Tone, in einem Anfall von Laune und Eigenſinn. Mawrikij Nikolajewitſch ſelber erklärte dieſe kapriziöſen Ausbrüche, die ſie in der letzten Zeit ganz beſonders oft hatte, wie wir ſpäter ſehen werden, mit dem Auflodern eines blinden, untergründigen Haſſes auf ihn... dabei nicht etwa aus Bosheit, – im Gegenteil, ſie achtete, ſchätzte und liebte ihn, und das wußte er, – ſondern aus irgendeinem beſonderen, unbewußten Haß, den ſie manchmal einfach nicht in ſich niederzuzwingen vermochte.

Mawrikij Nikolajewitſch gab ſchweigend ſein Teeglas einem alten, hinter ihm ſtehenden Bauern, ging dann auf das Türchen des meterhohen Holzgitters zu, öffnete es, trat ohne Semjon Jakowlewitſchs Erlaubnis in deſſen Zimmerhälfte und kniete, allen ſichtbar, mitten im freien Raum nieder. Ich glaube, er war von dem Spott Liſas, noch dazu

Digitized by Google

in Gegenwart so vieler Menschen, im Innersten seiner einfachen ehrlichen Seele verletzt. Vielleicht glaubte er auch, daß sie sich schämen werde, wenn sie seine Erniedrigung sah, die sie selbst so gewünscht hatte. Außer ihm hätte sich wohl sonst keiner entschlossen, ein Weib auf so naive und gewagte Weise zu strafen. Mit unerschütterlich ernstem Gesicht kniete er also, groß und steif und – lächerlich. Doch niemand lachte; die Überraschung machte einen schrecklichen Eindruck. Alle sahen Lisa an.

»Weihe, Weihe...« murmelte Semjon Jakowlewitsch.

Lisa erbleichte plötzlich, schrie auf und stürzte zu ihm. Es war eine kurze leidenschaftliche Szene: mit aller Kraft wollte sie Mawrikij Nikolajewitsch wieder emporreißen, und zog ihn mit beiden Händen wie wahnsinnig am Arm.

»Stehen Sie auf, stehen Sie auf!« rief sie, wie völlig von Sinnen. »Stehen Sie sofort auf, sofort! Wie wagten Sie es, niederzuknien!!«

Mawrikij Nikolajewitsch erhob sich. Sie umklammerte seine Arme über den Ellenbogen und sah ihm mit brennendem Blick ins Gesicht. Angst lag in ihren Augen.

»Liebäugelnde, Liebäugelnde!« sagte Semjon Jakowlewitsch wieder.

Endlich hatte Lisa Mawrikij Nikolajewitsch in die vordere Zimmerhälfte herübergezogen. Unsere ganze Schar war unruhig geworden. Da wandte sich die junge Dame aus unserem Wagen zum drittenmal, wahrscheinlich um von dem Vorfall abzulenken, mit gezwungenem Lächeln an Semjon Jakowlewitsch:

»Aber, Semjon Jakowlewitsch, werden Sie mir denn heute gar nichts sagen? Und ich habe doch so auf Sie gerechnet!«

Digitized by Google

»Auf..... dir, auf..... dir!« fuhr er sie plötzlich wild an, mit einem ganz unmöglichen Wort, das er noch dazu erschreckend deutlich aussprach. Die Damen schrien vor Schreck alle auf und liefen entsetzt aus dem Zimmer. Die Herren aber brachen in ein homerisches Gelächter aus. Damit war denn unser Besuch bei Semjon Jakowlewitsch beendet.

Nur etwas Rätselhaftes geschah noch – etwas, weshalb ich diese ganze Fahrt überhaupt so ausführlich erzählt habe.

Es war in dem Augenblick, als alle in hellen Haufen zur Tür drängten. Da traf Lisa, die von Mawrikij Nikolajewitsch gestützt wurde, in dem Gedränge an der Tür plötzlich mit Nikolai Wsewolodowitsch zusammen. Ich muß hinzufügen, daß die beiden, wenn sie sich auch seit jenem Sonntag mehr als einmal in der Gesellschaft begegnet waren, doch noch kein Wort miteinander gesprochen hatten. Ich sah nun, wie beide, als sie an der Tür zusammentrafen, einen Augenblick stehen blieben und sich sonderbar ansahen – doch konnte ich in dem Gedränge nichts weiter wahrnehmen. Andere dagegen versicherten mir, daß Lisa plötzlich die Hand gegen ihn erhoben und Stawrogin unfehlbar geschlagen haben würde, wenn es ihm nicht gelungen wäre, noch rechtzeitig auszuweichen. Vielleicht hatte ihr der Ausdruck seines Gesichts nicht gefallen? oder ein Lächeln nach dieser Szene mit Mawrikij Nikolajewitsch? Ich muß gestehen, daß ich davon nichts weiß, doch alle versicherten, es sei in der Tat etwas derartiges der Fall gewesen... wenn auch »alle« es unmöglich hatten sehen können – höchstens einige. Jedenfalls weiß ich nichts Näheres noch Bestimmtes. Ich erinnere mich nur, daß Stawrogin auf dem Heimwege auffallend bleich aussah, was er vorher nicht in dem Maße gewesen war.

Digitized by Google

Fast zu derselben Zeit, als wir bei Semjon Jakowlewitsch waren, fand endlich auch das Wiedersehen Warwara Petrownas mit Stepan Trofimowitsch in Skworeschniki statt.

Warwara Petrowna war in großer Aufregung auf ihrem Gute eingetroffen: am Abend vorher hatte man endgültig beschlossen, daß das Fest im Hause des Adelsmarschalls stattfinden sollte. Da entschloß sie sich sofort, nach diesem Fest ein zweites bei sich in Skworeschniki zu arrangieren und gleichfalls die ganze Stadt zu versammeln – was ihr doch schließlich niemand verwehren konnte. Dann sollten alle selbst urteilen, welches Haus schöner wäre und wo man mit besserem Geschmack einen Ball zu geben verstünde. Warwara Petrowna war in dieser Zeit nicht wiederzuerkennen. Sie schien sich vollkommen verändert zu haben: aus der früheren unnahbaren »höheren Dame« (ein Ausdruck Stepan Trofimowitschs) war eine weltliche, leichtsinnige Frau geworden. Oder wenigstens schien es so.

Kaum war sie an diesem Tage in Skworeschniki eingetroffen, als sie alle Räume prüfend zu durchschreiten begann, und zwar in Begleitung des treuen alten Alexei Jegorowitsch und des gewandten Fómuschka, der in Dekorationsfragen geradezu eine Autorität war. Und nun begannen die Beratungen: welche Möbel man aus dem Stadthause herüberholen sollte; welche Bilder, Kunstwerke; wo sie aufhängen, wie sie stellen; wie man am besten die Orangerie und die Blumen benutzen, wo man das Büffet herrichten sollte, und ob nicht vielleicht zwei besser wären? Und mitten in diesen schweren Beratungen fiel es ihr dann plötzlich ein, die Equipage nach Stepan Trofimowitsch zu schicken.

Digitized by Google

Dieſer war ſchon längſt auf das Wiederſehen vorbereitet und hatte täglich gerade ſo eine plötzliche Aufforderung erwartet. Als er ſich in die Equipage ſetzte, bekreuzte er ſich: jetzt mußte ſein Schickſal ſich entſcheiden! Er fand ſeinen »Freund« im großen Saal, in der Niſche, auf einem kleinen Sofa, mit Bleiſtift und Papier in der Hand, während Fómuſchka damit beſchäftigt war, mit dem Zentimetermaß die Höhe und Breite der Fenſter auszumeſſen, worauf ſie die Zahlen notierte. Ohne ſich in dieſer Arbeit ſtören zu laſſen, nickte ſie Stepan Trofimowitſch zu, und als der ihr einen Gruß ſagte, reichte ſie ihm nur flüchtig die Hand und wies ſchweigend auf den Platz neben dem Sofa.

»Ich ſaß und wartete ungefähr fünf Minuten und — ‚drückte mein Herze nieder'«, erzählte er mir ſpäter. »Das war nicht mehr die Frau, die ich zwanzig Jahre lang gekannt hatte. Doch die Überzeugung, daß jetzt alles zu Ende ſei, gab mir eine Kraft, die ſelbſt ſie in Erſtaunen ſetzte. Ich ſchwöre Ihnen, ſie wunderte ſich im ſtillen über meine Haltung in dieſer letzten Stunde.«

Warwara Petrowna legte plötzlich den Bleiſtift auf das Marmortiſchchen, das neben ihrem Sofa ſtand, und wandte ſich ihm zu.

»Stepan Trofimowitſch, wir müſſen jetzt ſachlich ſprechen. Ich bin überzeugt, daß Sie wieder Ihre üblichen hochtrabenden Worte und Wörtchen vorbereitet haben, aber es iſt wohl beſſer, wenn wir gleich zur Sache kommen. Nicht wahr?«

In ihm krampfte ſich etwas zuſammen. Sie beeilte ſich ſchon zu ſehr, den neuen Ton anzugeben. Was mochte noch weiter kommen.

»Warten Sie, ſchweigen Sie«, fuhr ſie ſchnell fort. »Laſ-

Digitized by Google

ſen Sie mich zuerſt ſprechen. Nachher können Sie reden. Obgleich ich eigentlich nicht weiß, was Sie mir noch zu ſagen hätten. Ihnen Ihre Penſion auszuzahlen, halte ich für meine heilige Pflicht. Tauſendzweihundert Rubel jährlich bis zu Ihrem Lebensende. Aber wozu nenne ich das ‚heilige Pflicht'! Sagen wir einfach: unſere Abmachung, das iſt viel realer, nicht wahr? Wenn Sie wollen, können wir es auch ſchriftlich aufſetzen. Falls ich ſterben ſollte, – für den Fall iſt ſchon alles vorgeſehen. Außerdem haben Sie von mir noch die Wohnung, Bedienung und alles übrige. Überſetzen wir das in Geld – ſo macht das etwa tauſendfünfhundert Rubel aus, nicht wahr? Ich füge jetzt noch dreihundert Rubel für Nebenausgaben hinzu – ſo ſind das voll dreitauſend Rubel. Werden Sie damit auskommen? Ich denke, wenig iſt es nicht? In Ausnahmefällen werde ich übrigens – nun, Sie wiſſen ja. Nehmen Sie das Geld, ſchicken Sie mir meine Dienſtboten zurück, und leben Sie, wo Sie wollen, in Petersburg, in Moskau, im Auslande, oder meinetwegen auch hier – aber nur nicht mehr bei mir. Hören Sie?«

»Vor nicht langer Zeit wurde ebenſo kategoriſch und ebenſo eilig von denſelben Lippen eine andere Forderung an mich geſtellt«, ſagte Stepan Trofimowitſch langſam, deutlich, in traurigem Ton. »Ich fügte mich... ich tanzte ſo, wie Sie wollten. Oui, la comparaison peut être permise. C'était comme un petit cozak du Don, qui sautait sur la propre tombe. Jetzt...«

»Einen Augenblick, Stepan Trofimowitſch. Sie ſind furchtbar wortreich. Sie haben nicht getanzt. Aber Sie erſchienen mit einer neuen Halsbinde, in hellen Handſchuhen, pomadiſiert und parfümiert. Ich kann Sie verſichern, Sie wollten ſelbſt ſchrecklich gern heiraten. Das ſtand auf Ihrem Geſicht

Digitized by Google

geſchrieben. Glauben Sie mir, dieſer Ausdruck war recht geſchmacklos. Wenn ich es Ihnen damals nicht gleich geſagt habe, ſo geſchah es, um Sie nicht zu verletzen. Doch Sie wollten, Sie wollten heiraten. Trotz der Gemeinheiten, die Sie über mich und Ihre Braut geſchrieben hatten. Jetzt aber iſt es etwas ganz anderes. Und wozu dieſer Cozak du Don über Ihrem Grabe? Verſtehe nicht, was das für ein Vergleich ſein ſoll. Im Gegenteil: ſterben Sie nicht, ſondern leben Sie! Leben Sie, ſoviel wie möglich; ich werde mich ſehr freuen, wenn Sie gut leben.«

»Im Armenhaus?«

»Im Armenhaus? Mit dreitauſend jährlich geht man nicht ins Armenhaus. Ach ſo... ich erinnere mich!« – ſie lachte kurz auf – »Pjotr Stepanowitſch ſagte einmal im Scherz irgend etwas von einem ‚Armenehaus'. Nun ja, jenes Armenhaus, von dem da die Rede war, das iſt wirklich ein beſonderes ‚Armenhaus', über das nachzudenken ſich wirklich lohnte. Wie Sie ſelbſt wiſſen, leben dort die ehrenwerteſten alten Herren. Meiſtens Offiziere a. D., jetzt will ſogar ein alter General ſein Leben dort beſchließen. Wenn Sie mit Ihrem Gelde dort eintreten wollen, ſo können Sie Ruhe, Zufriedenheit und Zuhörer finden. Sie werden ſich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigen, und jederzeit eine Partie Préférence ſpielen können...«

»Passons.«

»Passons?« Warwara Petrowna richtete ſich ſteifer auf. »In dem Falle iſt alles geſagt. Sie ſind benachrichtigt. Von nun ab leben wir jeder für ſich und ſehen uns nicht mehr.«

»Und das iſt alles? Alles, was von den zwanzig Jahren geblieben iſt? Ihr letzter Abſchied?«

»Sie lieben wirklich die Phraſen in einem Maße, daß es

Digitized by Google

ſchon nicht mehr ſchön iſt, Stepan Trofimowitſch. Heutzutage iſt derlei nicht mehr modern. Man ſpricht jetzt derb, aber verſtändlich. Und ewig kommen Sie mir mit dieſen zwanzig Jahren! Zwanzig Jahre beiderſeitiger Eigenliebe und weiter nichts. Jeder Ihrer Briefe iſt nicht an mich geſchrieben, ſondern für die Nachwelt berechnet. Ja, Sie ſind Stiliſt, aber kein Freund. Freundſchaft iſt doch nur ein berühmtes Wort, in Wirklichkeit aber iſt ſie bloß ein – gegenſeitiger Erguß von Spülicht.«

»Gott, wie viel fremde Worte! Lauter gut behaltene Lektionen! Auch Ihnen haben ſie ſchon ihre Uniform übergeworfen! Auch Sie ſind jetzt fröhlich, auch Sie an der Sonne! Chère, chère, für welch ein Linſengericht haben Sie ihnen Ihre Selbſtändigkeit verkauft!«

»Ich bin kein Papagei, der fremde Worte wiederholt«, verſetzte Warwara Petrowna böſe. »Seien Sie verſichert, daß in mir ſich eigene Worte zur Genüge angeſammelt haben. Was aber haben Sie für mich in dieſen zwanzig Jahren getan? Nicht einmal die Bücher haben Sie mir gegeben, die ich für Sie beſtellte, und die heute noch unaufgeſchnitten wären, wenn Ihre Freunde ſie nicht geleſen hätten. Was gaben Sie mir zu leſen, als ich Sie in den erſten Jahren immer wieder bat, mich doch zu belehren, zu leiten? Nur Romane und immer wieder Romane. Sie waren ſogar auf meine Entwicklung eiferſüchtig. Und währenddeſſen lachte doch ſchon alle Welt über Sie. Ich geſtehe, ich habe Sie immer nur für einen Kritiker gehalten und für weiter nichts. Als ich Ihnen während der Fahrt nach Petersburg meine Abſicht mitteilte, eine Zeitſchrift zu gründen und ihr mein ganzes Leben zu widmen, da ſahen Sie plötzlich ironiſch auf mich herab und wurden furchtbar hochmütig.«

Digitized by Google

»Das war doch nicht so... nicht das... wir fürchteten damals, verfolgt zu...«

»Doch, das war genau das. Und Verfolgung konnten Sie in Petersburg überhaupt nicht fürchten. Sie erinnern sich wohl noch, wie Sie damals im Februar erschrocken zu mir gelaufen kamen? Wie Sie verlangten, ich solle es Ihnen sofort schriftlich geben, in Gestalt eines Briefes, aus dem hervorginge, daß Sie mit dem beabsichtigten Blatte nichts zu tun hätten? Daß Sie lediglich der Hauslehrer seien, der bloß in meinem Hause wohnt, weil ihm sein Gehalt noch nicht ausgezahlt worden ist? War es nicht so? Sollten Sie es wirklich vergessen haben? Ich sehe, Sie haben es nicht vergessen. Ja, Sie haben sich Ihr Lebelang tatsächlich ungewöhnlich ausgezeichnet!«

»Das war nur ein Augenblick des Kleinmuts damals, unter vier Augen...« rief er schmerzlich aus. »Aber soll denn wirklich, wirklich, wegen dieser kleinlichen Eindrücke, nun alles zerrissen sein? Ist es möglich, daß von diesen langen Jahren nichts mehr zwischen uns verblieben ist?«

»Sie verstehen sich aufs Rechnen, das weiß ich. Sie wollen immer alles so drehen, daß schließlich ich Ihnen noch schulde. Als Sie aus dem Auslande zurückkehrten, sahen Sie auf mich von oben herab und ließen mich nicht einmal zu Wort kommen. Und als ich Ihnen nach meiner Reise von dem Eindruck, den die Sixtinische Madonna auf mich gemacht hatte, erzählen wollte, da hörten Sie nicht einmal so lange zu, bis ich geendet hatte, und lächelten nur hochmütig, ganz als könnte ich nicht ebensolche Gefühle haben wie Sie.«

»Das wird sicher anders gewesen sein... ich entsinne mich nicht mehr... J'ai oublié.«

Digitized by Google

»Nein, das war ganz genau ſo, und dabei war da gar kein Grund, vor mir ſo wichtig zu tun, denn das war ja alles Unſinn und nur Ihre Phantaſie. Heutzutage begeiſtert ſich niemand mehr für die Sixtiniſche Madonna. Höchſtens ein paar alte Profeſſoren. Das iſt bewieſen.«

»Auch ſchon bewieſen?«

»Dieſe Madonna dient überhaupt zu nichts. Dieſe Schale hier iſt nützlicher, denn man kann in ſie Waſſer gießen. Dieſer Bleiſtift iſt nützlich, denn mit ihm kann man ſchreiben. Hier aber iſt es bloß ein gemaltes Frauengeſicht, das ſchlechter iſt als alle lebenden Geſichter. Verſuchen Sie einen Apfel zu malen und legen Sie dann neben das Bild einen wirklichen. Welchen werden Sie dann nehmen? Bin ſicher, daß Sie nicht ſchwanken werden. Sehen Sie, darauf laufen jetzt alle unſere Theorien hinaus, nachdem ſie erſt einmal von der modernen freien Forſchung nachgeprüft ſind.«

»... ſtimmt!«

»Ah, Sie lächeln ironiſch! Aber was haben Sie mir, zum Beiſpiel, über das Almoſengeben geſagt? Und dabei iſt das Gefühl, das man hat, wenn man Gutes tut, ein hochmütiges und unſittliches, genau wie die Genugtuung des Reichen, wie ſein Genuß, wenn er ſeine Macht und Bedeutung mit der des Bettlers vergleicht. Almoſengeben verdirbt ſowohl den Gebenden wie den Nehmenden und erfüllt außerdem noch nicht einmal ſeinen Zweck, denn es vermehrt nur die Bettler. Jeder Faulpelz, der nicht arbeiten will, drängt ſich zum Reichen, wie der Spieler an den Kartentiſch, um etwas zu gewinnen. Die Groſchen aber, die man ihnen zuwirft, reichen ja nicht einmal für den hundertſten Teil. Haben Sie viele Almoſen in Ihrem Leben gegeben? Vielleicht achtzig Kopeken, aber beſtimmt nicht mehr. Denken Sie nur nach.

Digitized by Google

Strengen Sie sich ein bißchen an und versuchen Sie, sich zu erinnern, wann Sie zum letztenmal ein Almosen gegeben haben. Das wird wohl schon zwei, wenn nicht vier Jahre her sein. Sie reden bloß große Worte, die Tat aber behindern Sie nur. Ja, Almosengeben müßte auch schon im jetzigen Staate ganz einfach gesetzlich verboten werden. Im Zukunftsstaat wird es überhaupt keine Armen mehr geben.«

»Oh, welch eine Sammlung fremder Schlagworte! Also ist es schon bis zum Zukunftsstaat mit Ihnen gekommen? Sie Unglückliche, möge Gott Ihnen helfen!«

»Ja, es ist bis zum Zukunftsstaat gekommen, Stepan Trofimowitsch. Sie haben so sorgfältig die neuen Ideen vor mir verborgen, aber es hat nichts genützt. Sie haben das einzig und allein aus Eifersucht getan, um Macht über mich zu besitzen. Jetzt ist mir sogar diese Julija Michailowna schon an hundert Werst voraus. Doch ich erkenne jetzt wenigstens. Trotzdem habe ich Sie verteidigt, Stepan Trofimowitsch, so viel ich nur konnte. Sie werden buchstäblich von allen angeklagt.«

»Assez!« er erhob sich von seinem Platz. »Und was sollte ich Ihnen nun wünschen? Doch nicht Reue?«

»Setzen Sie sich noch auf einen Augenblick, Stepan Trofimowitsch. Sie wissen doch schon, daß man Sie auffordert, auf der literarischen Matinee irgend etwas vorzutragen? Sagen Sie, worüber werden Sie lesen?«

»Gerdae über dieses Ideal, die Sixtinische Madonna, die Ihrer Meinung nach weder einen Bleistift noch ein Glas Wasser wert ist.«

»Und nicht aus der Geschichte?« fragte Warwara Petrowna enttäuscht. »Aber dann wird man Sie ja gar nicht hören wollen. Und ewig diese Madonna! Was haben Sie denn

Digitized by Google

davon, wenn Sie alle damit einschläfern? Ich versichere Sie, Stepan Trofimowitsch, ich sage das nur in Ihrem Interesse. Es wäre doch eine ganz andere Sache, wenn Sie eine kurze, aber unterhaltende Geschichte aus dem mittelalterlichen Hofleben nehmen würden; sagen wir, aus der spanischen Geschichte. Oder eine Anekdote, die Sie dann noch mit eigenen Zutaten ausschmücken könnten. Im Mittelalter gab es doch so prunkvolle Höfe, mit Damen, wissen Sie, und Mordgeschichten. Karmasinoff sagt, daß es sonderbar zugehen müßte, wenn man in der spanischen Geschichte nicht etwas Interessantes finden könnte.«

»Karmasinoff! Dieser ausgeschriebene Dummkopf sucht für mich ein Thema!!«

»Karmasinoff, dieser erhabene Verstand! Sie drücken sich heute schon wirklich etwas zu unvorsichtig aus, Stepan Trofimowitsch.«

»Ihr Karmasinoff ist ein altes, ausgeschriebenes, gereiztes Weib! Chère, chère, haben Sie sich schon lange so von ihnen unterjochen lassen? O Gott!«

»Ich kann ihn auch jetzt nicht leiden. Wegen seiner Wichtigtuerei. Doch seinem Verstande muß ich Gerechtigkeit zollen. Ich wiederhole nochmals, daß ich Sie, so viel ich nur konnte, verteidigt habe. Aber warum wollen Sie sich denn unbedingt als lächerlich und langweilig hinstellen? Im Gegenteil, treten Sie mit einem würdigen Lächeln auf das Podium, als der Repräsentant des vergangenen Jahrhunderts, und erzählen Sie mit Ihrem ganzen Witz drei kleine Geschichten, so wie nur Sie zuweilen zu erzählen verstehen. Mögen Sie meinetwegen ein alter Mann sein, meinetwegen ein Mensch aus dem vorigen Jahrhundert, mögen Sie sogar zurückgeblieben sein: vielleicht sprechen Sie lächelnd selbst

Digitized by Google

davon – ſagen wir in einer Vorbemerkung. Doch alle werden dann ſehen, daß Sie ein lieber, guter, geiſtreicher Menſch ſind. Kurz, ein Menſch vom alten Schrot und Korn. Und doch ſoweit vorgeſchritten, daß er ſelber über den ganzen Unſinn gewiſſer Begriffe, die er bis dahin gehabt hat, objektiv und richtig zu urteilen verſteht. Nun, machen Sie es doch ſo, ich bitte Sie!«

»Chère, assez! Bitten Sie mich nicht, ich kann nicht. Ich werde über die Madonna reden, und ich will einen Sturm erheben, der entweder ſie alle vernichten oder mich allein zu Boden ſchlagen ſoll!«

»Beſtimmt nur Sie allein, Stepan Trofimowitſch.«

»Gut! Das iſt dann mein Los! Ich werde von jenem gemeinen Sklaven reden, von jenem ſtinkenden, verderbten Sklaven, der als erſter mit dem Meſſer auf die Leiter ſteigt und das göttliche Antlitz des großen Ideals zerſchneiden will – im Namen der Gleichheit, des Neides und... der Verdauung. Mag mein Fluch alſo durch die Welt donnern und dann, dann...«

»In die Irrenanſtalt?«

»Vielleicht. Aber in jedem Fall, ob ich nun ſiege oder beſiegt werde: am ſelben Abend noch werde ich meinen Koffer nehmen, meinen armſeligen Koffer, und werde all mein Hab und Gut verlaſſen, alle Ihre Geſchenke, alle Penſionen und Verſprechungen für die Zukunft, und werde zu Fuß aus der Stadt gehen, um bei irgendeinem Kaufmann als Hauslehrer mein Leben zu beenden oder hinter einem Zaun Hungers zu ſterben. Alea jacta est!«

Er ſtand auf.

»Ich habe es ja gewußt!« Mit blitzenden Augen erhob ſich nun auch Warwara Petrowna. »Ich habe es ja gewußt,

Digitized by Google

daß Sie doch nur dazu leben, um zum Schluß noch mich und mein Haus zu beſchimpfen. Was wollen Sie mit der Stelle beim Kaufmann oder dem Tod hinterm Zaun ſagen? Bosheit und Verleumdung, weiter iſt's nichts!«

»Sie haben mich immer verachtet, aber ich werde wie ein Ritter, der ſeiner Dame bis ins Grab treu bleibt, mein Leben beenden – denn Ihre Meinung von mir war mir immer teurer, als alles andere auf der Welt. Ich nehme von Ihnen nichts mehr an, und die Rede halte ich ohne Entſchädigung.«

»Wie dumm das iſt!«

»Sie haben mich niemals geachtet. Ich weiß, ich habe unendlich viele Schwächen. Ja, es iſt wahr: ich habe als Ihr Schmarotzer gelebt; – in der Sprache des Nihilismus ausgedrückt. Doch das war niemals das höhere Prinzip meiner Handlungen. Das geſchah alles – ſo – ſo ... ganz von ſelbſt... ich weiß nicht, wie... Ich habe nur immer geglaubt, daß zwiſchen uns etwas Höheres als Koſt und Geld beſteht, und nie, hören Sie, nie bin ich ein – Schurke geweſen! So – und nun gehe ich, um es wieder gutzumachen! Ich gehe meinen ſpäten Weg, der Nebel liegt auf den Feldern, kalter, grauer Reif bedeckt meine Straße und der Wind ſingt das Lied vom nahen Grabe... Aber ich gehe, ich gehe ſchon meinen neuen Weg! Und ich gehe –

‚Ganz erfüllt von reiner Liebe,
Treu dem ſüßen Traum...‘

Oh, lebt wohl, meine Träume! Zwanzig Jahre! Alea jacta est.«

Tränen rollten plötzlich aus ſeinen Augen. Er nahm ſchnell ſeinen Hut.

Digitized by Google

»Ich verstehe kein Latein«, sagte Warwara Petrowna, die sich krampfhaft zusammennahm.

Wer weiß, vielleicht wollte sie gleichfalls weinen, doch Unwille und Eigensinn siegten wiederum.

»Ich weiß nur eines,« sagte sie, »daß das nur Phrasen sind. Niemals werden Sie imstande sein, Ihre Worte wahr zu machen. Nirgendwohin werden Sie gehen, sondern seelenruhig bei uns weiterleben und jeden Dienstag wieder Ihre unmöglichen Freunde versammeln. Leben Sie wohl, Stepan Trofimowitsch.«

»Alea jacta est!« Er verneigte sich tief vor ihr und fuhr nach Hause – halbtot vor Aufregung.

Ende des ersten Teils.

Digitized by Google

Inhalt

Dostojewski, der Nihilismus und die Revolution. Von M. v. d. B. VII
Vorbemerkung XIX
Verzeichnis der Namen 502

Band I

I. Statt einer Einleitung: einiges Ausführliche aus der Biographie des wohlachtbaren Stepan Trofimowitsch Werchowenski 1
II. Prinz Heinz. Die Brautwerbung 56
III. Fremde Sünden 110
IV. Die Hinkende 172
V. Die »allwissende Schlange« 223
VI. Die Nacht 294
VII. Die Nacht (Fortsetzung) 371
VIII. Das Duell 411
IX. Alle in Erwartung 430
X. Vor dem Fest 467

Digitized by Google

Verzeichnis der Namen

(unter Angabe der Aussprache der Namen)

Warwára Petrówna S'tawrógina — Witwe eines Generals.

Nicolai Wsséwolodowitsch S'tawrógin — ihr Sohn.

S'tepán Trofimowitsch Werchowénski — Dichter und Hauslehrer.

Pjotr S'tepánowitsch Werchowénski — sein Sohn.

Praskówja Iwánowna Drósdowa — Witwe eines Generals.

Lisawéta Nicolájewna Túschina — ihre Tochter aus erster Ehe.

Mawrikij Nicolájewitsch Drósdoff — Offizier, Neffe des verstorbenen Generals Drosdoff.

Iwán Ossipowitsch *** — der frühere Gouverneur.

Andrei Antónowitsch von Lembke — der neue Gouverneur.

Júlija Michailowna von Lembke — seine Frau.

Karmasinoff — ein berühmter Schriftsteller.

Artémij Pávlowitsch Gagánoff — Rittmeister a. D.

Lebád'kin — ein angeblicher »Hauptmann a. D.«

Márja Timoféjewna ... — seine Schwester.

Iwán Schátoff, Dárja Pávlowna Schatowa (genannt Dáscha) — Kinder eines verstorbenen Dieners der Stawrógins.

Márja Ignátjewna Schatowa — Schatoffs Frau.

Arina Próchorowna Wirginskaja — eine Hebamme.

Alexei Nilytsch Kirilloff — ein Ingenieur.

Schigáleff — Verfasser einer Schrift über revolutionäre Theorien.

Tolkatschénko, Erkel und andere Anhänger revolutionärer Ideen.

Digitized by Google

Lipútin
Wirginski } Beamte.
Lám'schin

Aljóscha Telát'nikoff — ein ehemaliger Beamter.
Fédjka — ein entsprungener Verbrecher.
Flibustjéroff — ein Polizeioffizier.
Ssemjón Jákowlewitsch — ein »Prophet«.
Tichon — ein im Kloster zurückgezogen lebender Bischof.

Alexei Jegórytsch
Nas=táß=ja } Dienstboten.
Agáfja

Ortsnamen:

Skworéschniki, Dúchowo, Brykowo; die Fabrik der Brüder Schpigúlin, Matwéjewo.

Näheres über die historischen Vorbilder einzelner Gestalten siehe Seite 1110—1112.

Namen einzelner Nebenpersonen hat Dostojewski im Laufe der Erzählung manchmal unbewußt geändert. So nennt er z. B. den alten Saganoff anfangs Pjotr Pawlowitsch, später dagegen Pawel Pawlowitsch und folglich seinen Sohn Artemij Pawlowitsch. Ferner heißt ein Kanzleibeamter des Gouverneurs zuerst Blúmer, später Blúm. Der Name Kirilloff ist bald mit zwei, bald mit einem l geschrieben. Um Mißverständnisse infolge solcher Flüchtigkeiten zu vermeiden, ist in der Übersetzung immer die erste Form beibehalten worden. E. K. R.

Digitized by Google

21.—32. Tausend
Übertragen von E. K. Rahsin
Buchausstattung von Paul Renner
Druck: Otto Regel, G. m. b. H., Leipzig

Digitized by Google

277

Digitized by Google